

Lars Winterberg

Wasser – Alltagsgetränk, Prestigeprodukt, Mangelware



Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur

im Auftrag der Rheinischen Vereinigung für Volkskunde
herausgegeben von

H. L. Cox
Dagmar Hänel
Gunther Hirschfelder
Adelheid Schrutka-Rechtenstamm

Band 9



Waxmann 2007
Münster / New York / München / Berlin

Lars Winterberg

Wasser – Alltagsgetränk, Prestigeprodukt, Mangelware

Zur kulturellen Bedeutung des Wasserkonsums
in der Region Bonn im 19. und 20. Jahrhundert



Waxmann 2007
Münster / New York / München / Berlin

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit Unterstützung
der Heimatfreunde Roisdorf e.V.,
des Verbands Deutscher Mineralbrunnen e.V.,
der WestLB AG und der Stadtwerke Bonn GmbH

Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur, Bd. 9

ISSN 1436-1582
ISBN 978-3-8309-1850-9

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2007

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Kommunikationsdesign, Ascheberg
Titelbild: © photocase: Stephan Boehme, Leipzig

Druck: Hubert und Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier, säurefrei gemäß ISO 9706

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Dem Orangenmädchen

Vorwort

Die menschliche Nahrungsaufnahme ist recht kompliziert: Habe ich Hunger, so halte ich nicht am nächstgelegenen Büschel Löwenzahn, habe ich Durst, so gehe ich dennoch an jedweder Wasserpütze achtlos vorüber. In kurzen Mittagspausen hole ich mir einen Kaffee „to go“, besuche mit Kollegen gemeinsam die Kantine oder verzehre auf einer nahe gelegenen Parkbank das klassische Butterbrot. Anders als das Tier isst und trinkt der Mensch nicht instinktgesteuert, sondern in hohem Maße kulturell geformt – immer in direkter räumlicher, zeitlicher und sozialer Abhängigkeit. Essen und Trinken sind lebensnotwendig. Ihre Realisierung ist aber nicht ausschließlich physiologischer Zwang, sondern eine komplexe kulturelle Handlung. Unterschiedlichste Faktoren beeinflussen die Nahrungsaufnahme und bestimmen, was, wie, wann und wo verzehrt wird. Kulturwissenschaftliche Studien können in Ernährungsfragen wesentlich zum Erkenntnisgewinn beitragen: Warum boomt Bio? Wieso gibt es Alkoholexzesse unter Jugendlichen? Welche Bedeutung hat die Ernährung im interkulturellen Dialog? Abseits einer statistisch „gemittelten“ Realität setzen nahrungsethnologische Studien „mitten“ im Leben an: Qualitative Forschung ermöglicht eine Orientierung am „Untersuchungsgegenstand Mensch“ selbst.

Die vorliegende Arbeit wurde im Wintersemester 2005/2006 fast unverändert von der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn als Magisterarbeit im Fach Volkskunde angenommen und versteht sich als Diskussionsbeitrag. Sie soll einen allgemeinen Eindruck von kulturwissenschaftlicher Nahrungsforschung vermitteln, Ausprägungen historischer wie gegenwärtiger Trinkkultur nachvollziehbar machen und nicht zuletzt die große soziokulturelle Bedeutung des Grundnahrungsmittels Wasser aufzeigen.

Am Entstehungsprozess einer solchen Studie ist stets eine Vielzahl von Personen und Institutionen beteiligt, ohne deren Unterstützung die Publikation in dieser Form nicht hätte entstehen können. Einigen möchte ich – stellvertretend für viele weitere – hier aufrichtigen Dank aussprechen:

Für die finanzielle Förderung, ohne die eine Veröffentlichung nicht möglich gewesen wäre, danke ich den Heimatfreunden Roisdorf e.V., der WestLB AG, dem Verband Deutscher Mineralbrunnen e.V. sowie der Stadtwerke Bonn GmbH. Den Herausgebern danke ich für die Aufnahme meiner Studie in die „Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur“, dem Waxmann Verlag – hier insbesondere Melanie Völker M.A. – für die gute Betreuung der Drucklegung.

Privatdozent Dr. Gunther Hirschfelder hat mich nicht nur für das Themenfeld der Nahrungsethnologie begeistert, als Lehrstuhlvertreter, Dozent und Kollege hat er nachhaltige Impulse für meinen beruflichen Werdegang gegeben. Für Fordern und Fördern, Ernst und Witz sei ihm besonders gedankt. Meinem Zweitgutachter Professor Dr. H.L. Cox möchte ich für seine schnelle Korrektur unter gehörigem Zeitdruck danken. Auch den anderen (ehem.) Mitarbeitern der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde gilt mein Dank: Dr. Dagmar Hänel, Dr. Peter Genath, Dr. Heike Lützenkirchen sowie den studentischen Hilfskräften für stets konstruktive Gespräche und die überaus „menschliche“ Arbeitsatmosphäre; Anna Palm und Sophie Elpers M.A. für redaktionelle Nachschichten an der Magisterarbeit im März 2006 und D.-M. Haverkamp für ihre wohlwollende, ausdauernde und kompetente Unterstützung im Arbeitsalltag.

Auch danke ich allen Personen, die sich inhaltlich um die Studie verdient gemacht haben: Mitarbeitern der Stadtwerke Bonn, des Verbands Deutscher Mineralbrunnen, der Artus Mineralquellen, der Stadtarchive Bonn und Bornheim sowie des Fachbereichs Historische Geographie (Universität Bonn). Für wichtige Recherchehinweise und die absolut unbürokratische Versorgung mit Literatur und Quellen gilt mein besonderer Dank der Abteilung Volkskunde des Amts für rheinische Landeskunde Bonn, hier insbesondere Dr. Berthold Heizmann, sowie dem Vorsitzenden der Heimatfreunde Roisdorf, Dr. Ernst Gierlich, der sich zudem sehr für die Veröffentlichung der Arbeit eingesetzt hat.

Wissenschaftliche Arbeiten dieser Intensität wären ohne jene Menschen, die für den nötigen Ausgleich sorgen, sich interessieren und auch mal sagen, wann es reicht, ebenso wenig denkbar. Stellvertretend für alle, die auf ihre Weise dazu beigetragen haben, danke ich meinen langjährigen Freunden Jan-Philipp – alias Horst – Burchartz und Maik Schnabel, meinem Kommilitonen Mirko Uhlig und ganz besonders herzlich meiner Freundin Julia Fließwasser.

Abschließend, keinesfalls aber zuletzt, danke ich meiner Familie, hier insbesondere meinen Eltern; sie haben mir das Studium in dieser Form ermöglicht, mich in jeder erdenklichen Hinsicht unterstützt und immer an Sinn und Zweck meiner Unternehmungen geglaubt.

Bonn, im Juni 2007

Lars Winterberg

Inhalt

1.	Einführung.....	11
1.1	Forschungsstand und Ansatz der Untersuchung.....	12
1.1.1	Die Nahrungsforschung als Feld der Volkskunde.....	12
1.1.2	Trinken und Wasser: Ein Überblick über den Forschungsstand der Nahrungsethnologie.....	17
1.1.3	Rahmen und Ziel der Studie	22
1.1.4	Wasser als intra- und interdisziplinäres Forschungsfeld	25
1.2	Aufbau und Quellen.....	26
2.	Wasser – Alltagsgetränk, Prestigeprodukt, Mangelware	29
2.1	Historische Einführung in den Untersuchungsraum.....	29
2.1.1	Ein Überblick: Strukturmerkmale des 19. und 20. Jahrhunderts	29
2.1.2	Das lange 19. Jahrhundert in Bonn.....	34
2.1.3	In Kürze: Bonn im 20. Jahrhundert	39
2.2	Wasserkonsum im 19. Jahrhundert: Die Zeit vor 1875	41
2.2.1	Das Getränk Wasser als Nahrungsmittel	41
2.2.2	Die medizinische Topographie des Dr. Anton Velten: Eine exemplarische Quellendiskussion	43
2.2.3	Die dezentrale Versorgung durch städtische Brunnen	57
2.3	Der Wasserkonsum nach 1875	78
2.3.1	Die zentrale Wasserversorgung in Bonn	78
2.3.2	Die veränderte Problemlage bei Zentralversorgung	87
2.3.3	Das gewandelte Verhältnis zum Trinkwasser	94
2.3.4	Die Ernährungsumfrage des ARL Bonn: Eine exemplarische Quellendiskussion	98
2.3.5	Exkurs: Wasser im internationalen Kontext – Wertschätzung zwischen Verfügbarkeit und Qualität	124

2.4	Aspekte einer Kulturgeschichte des Mineralwassers	127
2.4.1	Mineralwasser in der regionalen Trinkkultur	128
2.4.2	Der Mineralbrunnen zu Roisdorf.....	146
2.4.3	Ausblick: Mineralwasser als Alltagsgetränk der Gegenwart	165
3.	Fazit.....	173
4.	Abkürzungsverzeichnis	181
5.	Literatur- und Quellenverzeichnisse.....	182
5.1	Archivalien.....	182
5.2	Zeitungen	183
5.3	Audio- und Audio-Visuelle Medien	183
5.4	Websites.....	184
5.5	Edierte Quellen	184
5.6	Literatur.....	188
6.	Abbildungsverzeichnis.....	204

1. Einführung

„Es ist gewiss viel Schönes dran
am Element, dem nassen,
weil man das Wasser trinken kann!
Man kann's aber auch lassen - - -“¹ (Heinz Erhardt)

In wenigen Worten komplexe Sachverhalte – hier ein soziales Wertemuster der Trinkkultur – vermitteln zu können, ist vielleicht ein Privileg des Künstlers, sicher aber nicht der Geisteswissenschaften. Heinz Erhardts Vierzeiler spiegelt die Dissonanz der menschlichen Nahrungskultur, in der längst nicht alles verzehrt wird, was grundsätzlich genießbar ist. „Eine durch kulturelle Verhaltensmuster bedingte Selektion der Nahrung findet sich in jeder Kultur.“² Die Auswahl unterliegt zahlreichen Einflussfaktoren, die von unterschiedlichen Disziplinen bereits in variierenden Klassifikationen dargestellt wurden.³ Auf diese Weise werden Produkte mit kulturspezifischen Wertvorstellungen verknüpft, als gültige Nahrungsmittel interpretiert und in Abhängigkeit von konkreten Verzehrssituationen tendenziell bevorzugt oder abgelehnt.

Im Falle des von Erhardt beschriebenen Wassers wird deutlich, dass es zwar durchaus als integraler Bestandteil der Nahrungskultur gilt, offenbar jedoch über eine geringe Wertschätzung verfügt. Die vorliegende Studie zum Wasserkonsum im 19. und 20. Jahrhundert soll gewissermaßen diese lyrische Erkenntnis aus der Perspektive kulturwissenschaftlicher Nahrungsforshung prüfen. Dabei darf die Handlung des Wassertrinkens keinesfalls als eindimensional verstanden werden; es gilt multiple Bedeutungsebenen zu untersuchen: War es überhaupt üblich, Wasser zu verzehren? Warum fühlte man sich – wie eine französische Reisebeschreibung des ausgehenden 18. Jahrhunderts über das Rheinland vermuten lässt⁴ – bei einem einfachen Krug Wasser im Wirtshaus als Bettler, mit einem

1 Vgl. <http://www.heinzerhardt.com/> (Stand 12.03.2006).

2 Tolksdorf, Ulrich: Nahrungsforshung, in: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 239–254, hier S. 244.

3 Vgl. ebd. S. 240ff.

4 Vgl. Anonymus: Schilderungen der Stadt Aachen zum Unterrichte und zur Erbauung der Reisenden, der Spieler, der Geschichtsschreiber und der Philosophen, Frankfurt a. M. 1787, S. 131f. Zitiert nach Hirschfelder, Gunther: Das Wassertrinken. Prolegomena zu einer Kulturgeschichte, in: Archiv für Kulturgeschichte 80 (1998), S. 325–350, hier S. 325.

Becher Mineralwasser im Kur- und Badeort hingegen als privilegierter Mensch von Welt?⁵ Welchen Platz nahm das Lebensmittel Wasser in der Alltagsrealität der Menschen ein, welche sozialen Ausdrucksmöglichkeiten erlaubte sein Konsum und lassen sich über die Untersuchung des Wassertrinkens Rückschlüsse auf kulturelle Wandlungsprozesse des Industriealters ziehen?

Ob man das Wassertrinken bereits vor 200 Jahren „einfach lassen“ konnte, soll in der folgenden Abhandlung ebenso untersucht wie die Entwicklungen geprüft werden, die im 20. Jahrhundert schließlich dem Künstler Erhardt den Verzicht auf das Getränk nach Belieben ermöglichte.

1.1 Forschungsstand und Ansatz der Untersuchung

1.1.1 Die Nahrungsforschung als Feld der Volkskunde

Die akademische Disziplin Volkskunde versteht und profiliert sich, insbesondere seit den 1970er Jahren, als moderne Kulturwissenschaft, welche die vergleichende Analyse europäischer Kulturen zur Aufgabe hat.⁶ Volkskundliche Studien, deren zentrales Forschungsobjekt stets der Mensch selbst ist⁷, sollen die

5 Vgl. exemplarisch Krízek, Vladimir: Kulturgeschichte des Heilbades, Stuttgart/Berlin/Köln 1990, S. 224.

6 Die Volkskunde arbeitet mit einem weiten Kulturbegriff. Abseits konkret künstlerischer Zuschreibungen wird „Kultur“ als „Bedeutungsgewebe“ verstanden, innerhalb dessen sich der Mensch ausdrückt und verständigt – Kultur umfasst entsprechend sowohl geistige als auch materielle Objektivationen. Vgl. exemplarisch Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie, München 2003, S. 115–132; Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M. 1987, S. 9; Gerndt, Helge: Studienskript Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende, Münster 1997, S. 35. In den 1970er Jahren kam es aus fachgeschichtlichen Gründen in der deutschen Hochschullandschaft verstärkt zu Umbenennungen volkskundlicher Seminare und Institute. Der Terminus „Kulturwissenschaften“ soll nachfolgend als Sammelbegriff für die unterschiedlichen Fachbezeichnungen – Volkskunde, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft – verstanden werden. Vgl. dazu exemplarisch Zimmermann, Harm-Peer: Empirische Kulturwissenschaft. Europäische Ethnologie. Kulturanthropologie. Volkskunde. Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft an deutschsprachigen Universitäten, Marburg 2005. Bezüglich der Umbruchtendenzen in der Volkskunde um 1970 vgl. Geiger, Klaus/Jeggle, Utz/Korff, Gottfried: Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970.

7 Vgl. Bausinger, Hermann/Jeggle, Utz/Korff, Gottfried et al.: Grundzüge der Volkskunde, Darmstadt 1999, S. 42ff.

Bedeutungen und Funktionen kultureller Phänomene in Vergangenheit und Gegenwart transparent machen.⁸ Der Fokus liegt dabei primär auf tradierten Elementen des menschlichen Fest- und Alltags.⁹

Die Nahrungsforschung bietet sich in besonderem Maße als Feld volkskundlicher Alltagsstudien an.¹⁰ Menschliche Ernährung wird in Fachpublikationen regelmäßig als „soziales Totalphänomen“ beschrieben:¹¹ Essen und Trinken sind nicht nur physiologisch notwendig, werden also täglich und interkulturell gleichsam zwingend realisiert, die Ernährung spiegelt ferner das gesamte gesellschaftliche Leben.¹² „Die Fülle der überhaupt möglichen Nahrungsmittel wird durch die jeweilige Kultur selektiv und integrativ geordnet und gestaltet. Dies geschieht durch die Internalisierung normativer Werte.“¹³ Die wissenschaftliche Analyse der Nahrungskultur vermag also soziale Wertesysteme zu erschließen und die Nahrung so als Indikator für kulturelle Wandlungsprozesse zu nutzen.¹⁴ Essen und Trinken werden als Handlungen verstanden, so dass der Mensch im Zentrum der Betrachtung steht, in der es konkrete Verzehrsituationen zu interpretieren und Nahrung als Kulturgut zu begreifen gilt.¹⁵ Die menschliche Ernährung kann hinsichtlich ihrer regionalen, zeitlichen und nicht zuletzt sozialen Differenzierungen stark variieren. Der speziell kulturwissenschaftliche Ansatz, in

8 Vgl. Kaschuba, Europäische Ethnologie (2003), S. 96ff.

9 Vgl. Gerndt, Studienskript (1997), S. 33. Volkskundliche Definitionen von Fest- und Alltag finden sich exemplarisch in Kaschuba, Europäische Ethnologie (2003), S. 125ff. Maurer, Michael (Hg.): Das Fest: Beiträge zu seiner Theorie und Systematik, Köln 2004; Lipp, Carola: Alltagskulturforschung in der empirischen Kulturwissenschaft und Volkskunde, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994, S. 78–93.

10 Die Fachtermini „Nahrungsforschung“ und „Nahrungsethnologie“ werden entsprechend des gegenwärtigen Fachdiskurses nachfolgend synonym verwendet. Vgl. Tolksdorf, Nahrungsforschung (2001), S. 240.

11 Vgl. exemplarisch ebd. S. 240; Hirschfelder, Gunther: Alkoholkonsum am Beginn des Industriealters (1700–1850). Vergleichende Studien zum gesellschaftlichen und kulturellen Wandel. Bd. 1: Die Region Manchester, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 7.

12 Vgl. Neuloh, Otto/Teuteberg, Hans J.: Psychosoziale Ursachen des Fehlverhaltens in der Ernährung, in: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.): Ernährungsbericht 1976, Frankfurt a. M. 1976, S. 395–445, hier S. 397.

13 Tolksdorf, Ulrich: Strukturalistische Nahrungsforschung. Versuch eines generellen Ansatzes, in: Ethnologia Europaea 9 (1976), S. 64–85, hier S. 67.

14 Vgl. Hirschfelder, Gunther: Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute, Frankfurt a. M. 2001, S. 7.

15 Vgl. Tolksdorf, Strukturalistische Nahrungsforschung, S. 66.

klar definierten Mikrostudien die soziale Lebensrealität konkreter Gruppen zu erheben, entspricht daher in besonderem Maße dem Forschungsfeld der Nahrungsethnologie.

Dennoch blieb die Nahrungsforschung bis in die 1960er Jahre ein von den Naturwissenschaften dominierteres und fast ausschließlich physiologisch interpretiertes Feld. Beiträge über die Nahrungsgewohnheiten diverser Regionen wurden zwar vereinzelt schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts veröffentlicht, sie blieben aber deskriptiv, theoretische Abstraktion und notwendige methodische Tiefenschärfe fehlten.¹⁶ Dies änderte sich 1967 jedoch nachhaltig mit der Veröffentlichung der Habilitationsschrift Günter Wiegelmans, die unter dem Titel „Alltags- und Festspeisen“ zu einem Standardwerk der volkskundlichen Nahrungsforschung avancierte.¹⁷ In den Folgejahren waren es vor allem die wissenschaftlichen Impulse Wiegelmans, die seines Fachkollegen Ulrich Tolksdorf sowie des Historikers Hans Jürgen Teuteberg, die zur Etablierung kulturschichtlicher Perspektiven in der Nahrungsforschung geführt und der Nahrungsethnologie so den Weg zu einem respektablen Feld der Volkskunde geebnet haben.

Seit den 1970er Jahren begannen die Kultur- und Sozialwissenschaften verstärkt die soziokulturellen Qualitäten der Ernährung zu problematisieren und

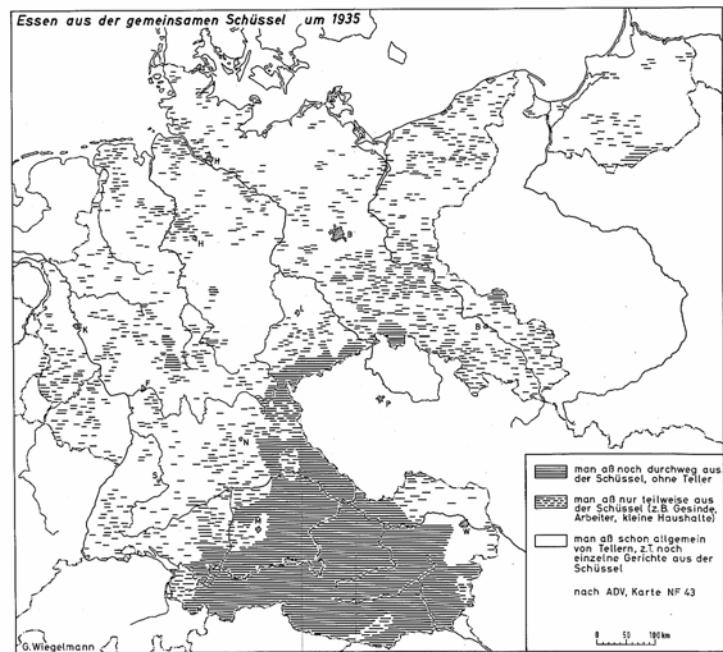


Abb. 1: Ernährung und Kulturraum bei Wiegemann

16 Vgl. exemplarisch Sartori, Paul: Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden: XI. Essen und Trinken, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 6 (1909), S. 258–265; Schneeweiß, Edmund: Volksnahrung im Plivatal (Bosnien), in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 14 (1918), S. 81–97.

17 Wiegemann, Günter: Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung, Marburg 1967. Inzwischen ist die Arbeit als 2. erweiterte Auflage, unter der Mitarbeit Barbara Krug-Richters, im Waxmann Verlag erneut veröffentlicht worden. Vgl. Wiegemann, Günter: Alltags- und Festspeisen. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Münster/New York/München/Berlin 2006.

damit am Forschungsfeld insgesamt zu partizipieren. Im Sommer 1970 fand in Lund (Schweden) das „Erste Internationale Symposium für ethnologische Nahrungsforschung“ statt, welches – neben der grundsätzlichen Popularisierung des Themenbereichs – einer breitflächigen Bestandsaufnahme diente: Der Forschungsstand aller teilnehmenden Nationen wurde erhoben und schließlich in der internationalen Fachzeitschrift „Ethnologia Europaea“ veröffentlicht.¹⁸ Zahlreiche nahrungsethnologische Symposien und Kongresse sowie die Gründung entsprechender Arbeitskreise folgten.¹⁹

Nun hat sich die Nahrungsethnologie – im Spiegel der konsequenten Publikation von Mikrostudien, Überblickswerken und Theoriebeiträgen – zwar seit den späten 1960er Jahren zu einem wichtigen kulturwissenschaftlichen Themenbereich entwickelt, eine breitflächige oder gar lückenlose Aufarbeitung der Thematik liegt indes nicht vor. 1986 – also knapp 20 Jahre nach Erscheinen seiner wegweisenden Habilitationsschrift – zieht Wiegelmann eine ernüchternde Bilanz: „Kost und Trank gehörten bislang nicht zu den bevorzugten Themen volkskundlicher Forschung.“²⁰ Diese Aussage lässt sich nahezu uneingeschränkt auf das gesamte 20. Jahrhundert ausweiten. Erst seit den späten 1990er Jahren ist eine deutliche Konjunktur nahrungsethnologischer Studien zu verzeichnen.²¹ Neben kulturhistorischen Beiträgen, die sich primär mikroanalytisch einer zeitlich, räumlich und sozial eng begrenzten Lebensrealität nähern, mehren sich „Überblickswerke zur diachronen Darstellung überregionaler Ernährung“, kulturgeschichtliche Monographien über konkrete Nahrungsmittel (etwa Kartoffel

18 Die Vorträge des Symposiums wurden in *Ethnologia Scandinavica* 1 (1971), die Berichte über den Forschungsstand der teilnehmenden Länder in *Ethnologia Europaea* 5 (1971) sowie in folgendem Sammelband veröffentlicht: Bringéus, Nils-Arvid/Wiegelmann, Günter: *Ethnological Food Research in Europe and USA*, Göttingen/Lund 1971.

19 Vgl. beispielsweise die Fortsetzung des „Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung“, wiederholte Tagungen der „Internationalen Konferenz für ethnologische Nahrungsforschung“, die 1977 gegründete „Arbeitsgemeinschaft Ernährungsverhalten e.V.“ sowie die regelmäßigen Symposien der „International Commission for Research into European Food History“.

20 Teuteberg, Hans J./Wiegelmann, Günter: *Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung*, Münster 1986, S. 33.

21 Vgl. Fleermann, Bastian: „Alles schreit nach Brot!“ Ernährung in Ratingen 1700–1900 als Indikator für den kulturellen Wandlungsprozess, Münster/New York/München/Berlin 2004, S. 19; Hirschfelder, Esskultur, S. 18f. Spiekermann, Uwe: Nahrung und Ernährung im Industriezeitalter. Ein Rückblick auf 25 Jahre historisch-ethnologische Nahrungsfor-schung (1972–1996), in: Materialien zur Ermittlung von Ernährungsverhalten, Karlsruhe 1997, S. 35–73, hier S. 35ff.

und Kaffee) „sowie Umsetzungen nahrungsethnologischer Themen in Museen – einschließlich begleitender Ausstellungskataloge“.²² Zwar obliegt die Deutungshoheit in Ernährungsfragen nach wie vor Disziplinen wie Oecotrophologie, Biochemie und Lebensmitteltechnik, doch zeichnet sich seit gut einer Dekade Jahren eine Aufweichung der Fronten ab:

„Es wird zunehmend deutlich, dass technische Kategorien die Komplexität der Ernährung nicht ausreichend fassen können und dringliche Ernährungsprobleme (z.B. Alkoholismus, Übergewicht, Anorexie) auch in ihrem soziokulturellen Funktionskontext betrachtet werden müssen.“²³

In transdisziplinären Symposien wird zunehmend ein Dialog zwischen natur- und kulturwissenschaftlicher Nahrungsforschung angestrebt; erste gemeinsame Publikationen sind inzwischen erschienen.²⁴ Zwar konnte bislang kaum mehr als eine Zusammenschau der alternativen Perspektiven geboten werden – den unterschiedlichen Ansätzen fehlt eine inhaltliche Vernetzung –, doch sind die Bemühungen um interdisziplinäre Projekte grundlegend sachdienlich und können in hohem Maße zielführend sein.

Auch fachintern bleibt die Nahrungsforschung im neuen Jahrtausend populär: Neben aktuellen Beiträgen in renommierten nationalen Fachzeitschriften²⁵

-
- 22 Winterberg, Lars: Wasser – ein Getränk im Blickfeld kulturwissenschaftlicher Nahrungs- forschung, in: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. Mitteilungen 13 (2006), S. 22–33, hier S. 24. Vgl. dazu exemplarisch Hirschfelder, Europäische Ess- kultur (2001); Kolmer, Lothar/Rohr, Christian (Hg.): Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen, Paderborn/München/Wien/Zürich 2000; Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986); Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Geschmackssachen. Kulinarisches in sechs Gängen, 6 Bde., Essen 2004.
 - 23 Winterberg, Wasser (2006), S. 24f. Vgl. dazu Wierlacher, Alois: Einleitung: Zur Be- gründung einer interdisziplinären Kulturwissenschaft des Essens, in: Ders./Neumann, Gerhard/Teuteberg, Hans J. (Hg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, S. 1–21, hier S. 2.
 - 24 Vgl. Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois/Wild, Rainer (Hg.): Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven, Frankfurt a. M./New York 2001.
 - 25 Vgl. exemplarisch Heimerdinger, Timo: Schmackhafte Symbole und alltägliche Notwen- digkeiten. Zu Stand und Perspektiven volkskundlicher Nahrungsforschung, in: Zeitschrift für Volkskunde 101 (2005), S. 205–218; Bendix, Regina: Reden und Essen. Kommuni- kationsethnographische Ansätze zur Ethnologie der Mahlzeit, in: Österreichische Zeit- schrift für Volkskunde 107 (2004), S. 211–238 sowie Tschofen, Bernhard: Herkunft als Ereignis: local food and global knowledge. Notizen zu den Möglichkeiten einer Nah-

ist vor allem der nahrungsethnologische Schwerpunkt der Abteilung für Kulturanthropologie/Volkskunde des Instituts für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft der Universität Bonn anzuführen²⁶, der sich einerseits im Publikationsspektrum des Lehrstuhlvertreters Gunther Hirschfelder sowie dessen Lehrangebot, andererseits in der Spezialisierung der Fachbibliothek und einer steigenden Zahl entsprechender Abschlussarbeiten spiegelt.²⁷

1.1.2 Trinken und Wasser: Ein Überblick über den Forschungsstand der Nahrungsethnologie

Die menschliche Nahrungskultur vereinigt gleichermaßen die Bedürfnisbefriedigung von Hunger und Durst, wobei die dazu angewandten Methoden fast ausschließlich tradierter, also kultureller Natur sind.²⁸ „Getränk und Speise bieten der Volkskunde (...) Indizien, um die kulturellen Muster, um Strukturen des Lebens und des kulturellen Wandels zu erkennen.“²⁹ Die Theorie kulturwissenschaftlicher Nahrungsforschung definiert die komplementären Handlungen Essen und Trinken – dies soll betont werden – *gleichermaßen* als Indikatoren soziokultureller Prozesse. Aus rein physiologischer Sicht ist die Deckung des Flüssigkeitsbedarfs jedoch übergeordnet – ein biochemisches Diktat, dem sich der Mensch vielleicht kurzfristig verweigern, keinesfalls aber dauerhaft entzie-

rungsforschung im Zeitalter des Internet, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 103 (2000), S. 309–324.

- 26 Vgl. http://www.uni-bonn.de/www/Volkskunde/Was_ist_Volkskunde_html (Stand 11.01. 2006). Bei der hier genannten Abteilung handelt es sich um das ehemalige Volkskundliche Seminar, welches im Rahmen europaweiter universitärer Umstrukturierungen mit verwandten Disziplinen in ein übergeordnetes Institut überführt wurde.
- 27 Vgl. exemplarisch Hirschfelder, Gunther: Alkoholkonsum am Beginn des Industriealters (1700–1850). Vergleichende Studien zum gesellschaftlichen und kulturellen Wandel, 2 Bde., Köln/Weimar/Wien 2004; Fleermann, Ernährung Ratingen (2004); KulTour. Mitteilungen der Studierenden und Mitarbeiter des Volkskundlichen Seminars der Universität Bonn 17/1 (2006), Kommentiertes Vorlesungsverzeichnis, S. 93f.
- 28 Vgl. Tolksdorf, Nahrungsforschung (2001), S. 239.
- 29 Teuteberg, Hans J./Wiegelmann, Günter: Nahrungsgewohnheiten in der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts, Münster 2005, S. 228f.

hen kann. Roland Bitsch bringt diesen Umstand auf eine einfache Formel: „Es gibt zwar Hungerkünstler, aber keine Durstkünstler.“³⁰

Obgleich die „Kulturgeschichte des Essens und Trinkens“ in den vergangenen Jahren gleich mehrfach geschrieben wurde, bieten die Titel tatsächlich nur selten primär auf das Trinken bezogene Analysen – die Speise muss ausdrücklich als dominantes Studienobjekt bezeichnet werden. „Erstaunlicherweise klammerte die volkskundliche Nahrungsforschung der 1970er und der 1980er Jahre Trinken als Komplementärhandlung zum Essen beinahe völlig aus.“³¹ Die Folgejahrzehnte brachten zwar keine generelle Trendwende, zwei Bereiche der Trinkkultur erfuhren aber trotzdem eine detailliertere Beachtung: Alkoholkonsum und Heißgetränke.

Einführung und Verbreitung der kolonialen Importgüter Kaffee, Tee und Kakao dienten Wiegelmann schon in den 1960er Jahren zur Definition seiner vier, bis heute weitgehend anerkannten Perioden des Wandels in der Nahrungskultur.³² Inzwischen liegen zahlreiche Publikationen über jene Kolonialwaren und ihre kulturgeschichtliche Relevanz vor; das Feld ist vergleichsweise gut erschlossen.³³ Eine „modellhafte Verbindung zwischen den Sehnsüchten des Alltags, der wirtschaftlichen und kommerziellen Entwicklung und der Handlungsebene des Politischen“ findet sich abseits der Heißgetränke auch in der Alkoholforschung.³⁴ Das Erkenntnispotenzial auf diesem Gebiet wurde – wie

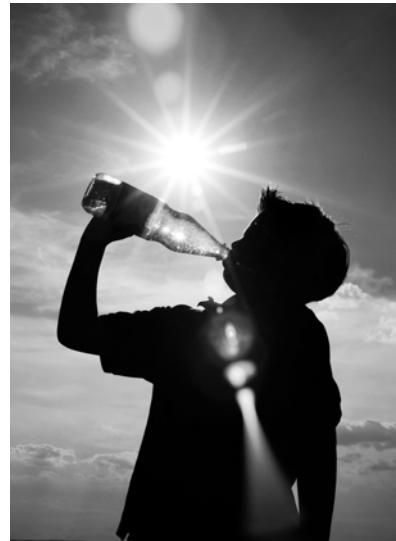


Abb. 2: Es gibt Hunger-, aber keine Durstkünstler

-
- 30 Bitsch, Roland: Trinken, Getränke, Trunkenheit, in: Bitsch, Irmgard/Ehlert, Trude/Ertzdorff, Xenja v. (Hg.): Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit, Sigmaringen 1987, S. 207–216, hier S. 207.
- 31 Hirschfelder, Alkoholkonsum Aachen (2004), S. 7.
- 32 Vgl. Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 40–44.
- 33 Gesonderte Kapitel zu Kolonialwaren (Kaffee, Tee, Kakao) liegen in zahlreichen Überblickswerken vor. Vgl. exemplarisch Paczensky, Gert v./Dünnebier, Anna: Leere Töpfe, volle Töpfe. Die Kulturgeschichte des Essens und Trinkens, München 1994, S. 452–482. Eine transnationale Darstellung der Problematik findet sich am Beispiel des Kaffees in: Ball, Daniela U. (Hg.): Kaffee im Spiegel europäischer Trinksitten/Coffee in the Context of European Drinking Habits, Zürich 1991. Vgl. auch Heise, Ulla: Kaffee und Kaffeehaus. Eine Kulturgeschichte, Hildesheim/Zürich/New York 1987.
- 34 Sandgruber, Roman: Sehnsüchte, Güternachfrage und Industrialisierung. Beispiele zu einer Sozialgeschichte der Genussmittel in Österreich, in: Ethnologia Europaea 14

Hirschfelder 1994 ausführlich darlegte – schon in den 1960er Jahren erkannt und in der Folgezeit vor allem in Studien Ulrich Wyrwas, Heinrich Tappes und Andreas C. Bimmers thematisiert.³⁵ Allerdings bilanziert Hirschfelder noch 2004, „daß sich die volkskundliche Alkoholforschung trotz der Fülle der Diskussionsbeiträge (...) uneinheitlich darstellt und daß sie vor allem für die Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (...) große Lücken aufweist.“³⁶ Mit seiner Habilitationsschrift – einer Vergleichsstudie über den Alkoholkonsum am Beginn des Industriezeitalters – hat er jedoch nicht nur ein wichtiges Desiderat volkskundlicher Nahrungsforschung bearbeitet, sondern gleichfalls das Trinken, indem er es als Diskussionsfläche kulturgeschichtlicher Wandlungsprozesse genutzt hat, erneut ins Blickfeld der Nahrungsethnologie gerückt.³⁷

„Volkskunde ist eine Wissenschaft, die sich mit dem alltäglichen Leben breiter Bevölkerungskreise befasst.“³⁸ Wiegelmann führt ergänzend an, dass für die „Auswahl volkskundlicher Forschungsobjekte (...) das tatsächliche Gewicht der Dinge im Volksleben“ entscheidend sein müsse.³⁹ Aus dieser Perspektive heraus ist es allerdings verwunderlich, dass spezifische Alltagsgetränke der breiten Bevölkerungsmehrheit in der Forschung fast vollkommen ausgeblendet wurden. Denn obgleich typische Alltagsgetränke aufgrund fehlender Studien bislang unbekannt sind – oder entsprechende Klassifizierungen zumindest spekulativ bleiben –, haben diverse Arbeiten den Luxuscharakter von Alkohol und Heißgetränken aufgedeckt, der einen quantitativ uneingeschränkten und vor allem massentauglichen Konsum nur selten gestattete.

(1984), S. 143–162, hier S. 143ff. Vgl. auch Sandgruber, Roman: Bittersüße Genüsse. Eine Kulturgeschichte der Genußmittel, Wien/Köln/Graz 1986.

35 Vgl. Hirschfelder, Gunther: Bemerkungen zu Stand und Aufgaben volkskundlich-historischer Alkoholforschung der Neuzeit, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 39 (1994), S. 87–127. Vgl. exemplarisch Bimmer, Andreas C.: Das Volkskundliche am Alkohol, in: Alkohol im Volksleben, Marburg 1987 (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 20), S. 10–36; Wyrwa, Ulrich: Branntewein und „echtes“ Bier. Die Trinkkultur der Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert, Hamburg 1990; Tappe, Heinrich: Auf dem Weg zur modernen Alkoholkultur: Alkoholproduktion, Trinkverhalten und Temperenzbewegung in Deutschland vom frühen 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1994.

36 Hirschfelder, Alkohol Manchester (2003), S. 14.

37 Vgl. Hirschfelder, Alkoholkonsum Manchester und Aachen (2004).

38 Gerndt, Studienskript (1997), S. 25.

39 Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 19.

So gelang etwa Roman Sandgruber der Nachweis, „daß sich der Topos vom betrunkenen Bauern primär auf das sporadische Trinken zu festlichen Anlässen bezog und daß Wasser als Alltagsgetränk im österreichischen Raum bis weit ins 19. Jahrhundert hinein überwog.“⁴⁰ Derartige „Ausschlussdiagnosen“, also indirekte Nachweise des Wasserkonsums durch den Beleg unzureichender alternativer Versorgung, geben zwar einen ersten Eindruck von der Relevanz des Getränks Wasser, doch fehlen nach wie vor spezifische Untersuchungen, insbesondere in Form detaillierter Mikrostudien.⁴¹ Während die nahrungsethnologische Forschungsliteratur schon hinsichtlich des Handlungsmusters Trinken lückenhaft ist, muss sie für das Wassertrinken als absolut unzulänglich bezeichnet werden – selbst intensive Recherchen bleiben weitestgehend ergebnislos.⁴² Kaum eine Publikation berührt das Thema zentral, manche decken zumindest peripherie Aspekte ab.

-
- 40 Hirschfelder, Alkoholkonsum Aachen (2004), S. 7. Vgl. dazu auch Sandgruber, Sehnsüchte (1984), S. 143ff. Sandgruber, Roman: Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert, München 1982.
 - 41 Vgl. Winterberg, Wasser (2006), S. 27.
 - 42 Neben einer großen Bandbreite nahrungsethnologischer Monographien und Sammelbände, in denen das Trinken meist deutlich unterrepräsentiert, Wasser nahezu vollständig ausgebendet ist, wurde ferner eine große Zahl volkskundlich relevanter Fachzeitschriften konsultiert. Insofern nicht mit Beiträgen im Literaturverzeichnis angeführt, blieben (händische oder EDV-gestützte) Recherchen in folgenden Periodika hinsichtlich der Problemkomplexe Wasser/Wassertrinken ergebnislos – die Jahreszahl in Klammern gibt an, bis zu welchem Jahrgang die Zeitschrift zurückverfolgt wurde: Archiv für Kulturgeschichte (1985), Augsburger Volkskundliche Nachrichten (1995), Bayerisches Blätter für Volkskunde (1985), Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde (1950), Berliner Blätter. Ethnographische und Ethnologische Beiträge (1997), Bonner Geschichtsblätter (1937), Dérive – Zeitschrift für Stadtforschung (2000), Ethnologia Europaea (1971), Ethnologia Scandinavica (1971), Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung (1975), Historische Anthropologie (1993), Historische Sozialkunde (1992), Historische Zeitschrift (1985), Jahrbuch des Vereins für Kulturwissenschaft und Kulturanalyse (1996), Jahrbuch für Volkskunde (1978), Kieler Blätter zur Volkskunde (1980), Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur (1987), Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde (1905), Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde (1950), Österreichische Zeitschrift für Geschichtsforschung (1990), Österreichische Zeitschrift für Volkskunde (1895), Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (1984), Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften (1998), Volkskultur an Rhein und Maas (1989), Zeitschrift für Volkskunde (1891).

Hirschfelder lieferte 1998 einen wichtigen kulturhistorischen Beitrag über das Wassertrinken, in dem er einige „Vorbemerkungen“ zur diachronen Untersuchung von Verfügbarkeit, Nutzung und sozialer Relevanz des Trinkwassers darlegte. Sein Fazit: „Die Prolegomena konnten die kulturhistorisch-ethnologische Relevanz des Wassertrinkens allenfalls anreißen. Sie haben aber gezeigt, daß dem Wasser als Getränk über Jahrtausende hinweg eine dominante Rolle zukam“.⁴³ Hirschfelders klassisch volkskundlicher Ansatz, nah am historischen Quellenmaterial zu argumentieren und qualitativ-exemplarisch einzelnen Subjekten das Wort zu erteilen, erweist sich nicht zuletzt darum als zielführend, „weil Wasser als gewöhnliches und alltägliches Getränk in den Quellen weit weniger Niederschlag gefunden hat als die kostbaren Festtagsgetränke oder die alkoholischen Getränke, deren Konsum von den Obrigkeiten besteuert und/oder sanktioniert wurde.“⁴⁴ Weitere primär nahrungsethnologische Studien zum Wasserkonsum liegen nicht vor.⁴⁵ Eine Sonderstellung nimmt jedoch das Mineralwasser ein. Eine umfangreiche Kultur- und Wirtschaftsgeschichte legte erst kürzlich Ulrich Eisenbach vor, der sich aber stärker technik- und wirtschaftshistorischen Details als den Konsumenten widmete.⁴⁶ Gleichwohl bietet seine Publikation eine auch aus volkskundlicher Perspektive aufschlussreiche Chronologie der Mineralbrunnenentwicklung und liefert zudem wertvolle Hinweise auf den Transformationsprozess eines anfänglich auf Kurbetrieb ausgerichteten, dann absatzorientierten und Konsumgüter produzierenden Mineralwassermarktes zur Zeit der Industrialisierung.⁴⁷ Wenige weitere Beiträge, die abseits der Aspekte

43 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 350.

44 Ebd. S. 350.

45 Einige kulturgeschichtliche Ausstellungskataloge enthalten kurze Abschnitte mit nahrungsethnologischer Relevanz zum Thema Wasser. Ein detaillierter Abriss über den Forschungsstand zum Wassertrinken aus kulturwissenschaftlicher Perspektive findet sich in: Winterberg, Wasser (2006), S. 27–31. Ferner wurden inzwischen zwei Beiträge aus der vorliegenden Studie ausgekoppelt und in volkskundlichen Fachzeitschriften publiziert. Vgl. Winterberg, Lars: Wassertrinken – alltagstauglich oder Armutszeugnis? Zum Wandel der Trinkkultur seit dem frühen 19. Jahrhundert, in: KulTour. Mitteilungen der Studierenden und Mitarbeiter des Volkskundlichen Seminars der Universität Bonn 17/2 (2006), S. 93–99; Winterberg, Lars: Brunnen, Kot und Cholera? Aspekte einer Kulturgeschichte des Wassertrinkens, in: WIR. Wir im Rheinland 25/1 (2007), S. 62–71.

46 Vgl. Eisenbach, Ulrich: Mineralwasser. Vom Ursprung rein bis heute. Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der deutschen Mineralbrunnen, Bonn 2004.

47 Vgl. insbesondere ebd. S. 76–196.

Versand und Kurbetrieb auch mythologisch-religiöse Dimensionen der Quellnutzung fokussieren, erweitern das Forschungsspektrum.⁴⁸

Abschließend lässt sich festhalten, dass Wasser – nicht zuletzt hinsichtlich der weitestgehend spekulativen Klassifizierung als wichtiges Alltagsgetränk – bislang vollkommen unzureichend in der kulturwissenschaftlichen Nahrungsfor-schung diskutiert wurde. Es ist anzunehmen, dass dem Wassertrinken eine Schlüsselrolle bei der Erforschung historischer wie gegenwärtiger Lebensrealitäten zukommt, so dass nach Hirschfelder folgendes Fazit zu ziehen bleibt: „Um die Nahrungsgewohnheiten vergangener Gesellschaften (...) in ihrer Gesamtheit erfassen und interpretieren zu können, stellt eine stärkere Integration der Problemkontexte ‚Trinkwasser‘ und ‚Wassertrinken‘ ein dringendes Desiderat dar.“⁴⁹

1.1.3 Rahmen und Ziel der Studie

1.1.3.1 Ansatz der Untersuchung und Forschungsfrage

Mit der vorliegenden Arbeit „Wasser – Alltagsgetränk, Prestigeprodukt, Mangelware. Zur kulturellen Bedeutung des Wasserkonsums in der Region Bonn im 19. und 20. Jahrhundert“ soll das von Hirschfelder formulierte Desiderat der volkskundlichen Nahrungsfor-schung in Form einer Mikrostudie bearbeitet werden. Den Kern der Untersuchung bildet folgende Frage: Welche Bedeutung hatte der Wasserkonsum in der Nahrungskultur des 19. und 20. Jahrhunderts und inwiefern lässt dieser sich als Indikator für kulturellen Wandel nutzen?

Uwe Spiekermann hat 1997 einen umfassenden Überblick über die historisch-ethnologische Forschungsliteratur zur Ernährung im Kontext der Industrialisierung geliefert.⁵⁰ Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten im 19. und 20. Jahrhundert wurde in zahlreichen Studien analysiert, die Industrialisierung als

48 Vgl. Winterberg, Wasser (2006), S. 30. Vgl. dazu Brinkmann, Bernd: Der Mineralwas-serversand in Steinzeugflaschen, in: Der Mineralbrunnen. Fachzeitschrift der Deutschen Mineralbrunnenindustrie 35 (1985), S. 384–397; Döring, Alois: Heiliges Wasser. Quel-lenkult und Wassersegnungen im Rheinland (Diözesen Aachen, Köln und Trier), in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 61 (1996), S. 61–100; Landschafts-verband Rheinland (Hg.): Wasserlust. Mineralquellen und Heilbäder im Rheinland, Köln 1991; Böhme, Hartmut: Kulturgeschichte des Wassers, Frankfurt a. M. 1988.

49 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 350.

50 Vgl. Spiekermann, Ernährung im Industriezeitalter (1997), S. 35–73.

wichtigster Veränderungsfaktor der Moderne erkannt.⁵¹ In unterschiedlichsten Mikrostudien wurde auf dieser Basis kultureller Wandel verdeutlicht und somit ein wichtiger Schritt in der Erforschung historischer wie gegenwärtiger Alltagskultur vollzogen. Der Wandel der Trinkgewohnheiten, ebenfalls von den Auswirkungen der Industriellen Revolution tiefgreifend beeinflusst, bleibt indes weitgehend ungewiss. Alltagsgetränke, ihr Konsum und das zugrunde liegende Wertesystem entziehen sich nach wie vor wissenschaftlicher Kenntnisnahme.

Nachfolgend sollen das Wasser als wichtiges Alltagsgetränk in der Region Bonn nachgewiesen, die soziale Relevanz seines Konsums untersucht und schließlich kulturelle Wandlungsprozesse des Industriezeitalters anhand einer sich wandelnden Trinkkultur nachvollzogen werden. Die Studie versucht damit am regionalen Beispiel eine Wissenslücke historischer Nahrungskultur zu schließen, einen Beitrag zum Verständnis gegenwärtiger Trinkgewohnheiten zu liefern und ferner die Indikatorfunktion der Trinkkultur innerhalb volkskundlicher Nahrungsforschung zu unterstreichen.

1.1.3.2 Mikrostudie: Die Region Bonn zur Zeit der Industrialisierung

Die Arbeit versteht sich als volkskundliche Mikrostudie und befasst sich gemäß Titel mit der Region Bonn im 19. und 20. Jahrhundert. Soziokultureller Wandel soll also über die Erforschung der Lebensrealität von Menschen innerhalb klarer zeitlicher und räumlicher Grenzen dargestellt werden. Die Stadt Bonn hatte schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts – also noch vor der Erschließung neuer Wohngebiete in Poppelsdorf, Endenich und der heutigen Weststadt – etwa 10.000 Einwohner und zählte somit zu den wenigen rheinischen „Großstädten“.⁵² Der städtische Kernbereich dient als Ausgangspunkt der Untersuchung, eine Ausweitung erfolgt in erster Linie auf umliegende Ortschaften, die inzwischen der Stadt eingemeindet sind. Die somit in die Untersuchung eingeschlossene Alltagskultur des ländlichen Umfeldes ist aufgrund der problematischen Quellenlage nicht nur notwendig, sondern hinsichtlich zeitgenössischer sozialer Differenzierungen sowie einer arbeitsspezifischen Trinkkultur sinnvoll. Ferner

51 Vgl. Teuteberg/Wiegelmann, Nahrungsgewohnheiten in der Industrialisierung (2005), S. 63ff.

52 Vgl. Rey, Manfred van: Bonner Stadtgeschichte kurzgefasst. Von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart, Bonn 2001, S. 129; Croon, Helmuth: Rheinische Städte, in: Först, Walter (Hg.): Das Rheinland in Preußischer Zeit. 10 Beiträge zur Geschichte der Rheinprovinz, Köln/Berlin 1965, S. 87–108, hier S. 87ff.

findet vor allem bei der Diskussion der industriell bedeutsamen Roisdorfer Mineralquelle Datenmaterial Beachtung, das auch Ortschaften außerhalb der heute kreisfreien Stadt Bonn betrifft. Damit dehnt sich die Studie – im Sinne einer Konzentration auf die „Region Bonn“ – auch auf Teile des Rhein-Sieg-Kreises aus.⁵³

Der gewählte Untersuchungsraum bietet sich für die Thematik des Wassertrinkens aus verschiedenen Gründen an. An erster Stelle stehen die natürlichen Wasserressourcen, die mit dem Rhein, aber auch den klimatischen und geologischen Voraussetzungen umfangreich abgedeckt sind. Mit Godesberg und Roisdorf finden sich in unmittelbarer Nähe zur Stadt zwei Mineralquellen, so dass die Relevanz des Mineralwassers direkt an regionalen Produkten verdeutlicht werden kann. Der Rhein ist nicht nur wichtige Handelsverbindung und damit



Abb. 3: Industrielle Mineralwasserproduktion im Roisdorfer Brunnenbetrieb um 1900

Garant der differenzierten Getränkeauswahl vor Ort, sondern ebenso für die Abwasserentsorgung deutscher Industrie – und damit für die Problematisierung der Trinkwasserqualität während der Industrialisierung – höchst bedeutsam.

Als Zeitraum zur Untersuchung historischer Nahrungskultur hat die Industrialisierung sich in zahlreichen Arbeiten bewährt. In der vorlie-

genden Mikrostudie wird zu zeigen sein, dass sich parallel zum Essen auch das Trinken im 19. und 20. Jahrhundert tiefgreifend wandelt und sich Prozesse kultureller Veränderung über die Trinkkultur darstellen lassen. Parallel zu der Gemeinschaftsarbeit von Teuteberg/Wiegelmann aus dem Jahre 1972, die sich als „Pilotstudie“ zur ersten Übersicht über die weitreichenden Einflüsse in einer neuen, industrialisierten Epoche verstand, wird auch hier ein vergleichsweise großer Zeitraum thematisiert.⁵⁴ In Anbetracht einer derart eklatanten For-

53 Mit Rücksicht auf die Vergleichbarkeit wurden stets Quellen der näheren Umgebung bevorzugt, Datenmaterial außerhalb eines Umkreises von circa 15 km (Luftlinie vom Stadtkern) konnten entsprechend nicht verwendet werden. Ausschließlich bei der exemplarischen Quellendiskussion des Ernährungsfragebogens (Amt für rheinische Landeskunde Bonn, LVR) flossen Referenzdaten aus einem weiteren Umfeld mit ein.

54 Teuteberg, Hans J./Wiegelmann, Günter: Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung, Göttingen 1972, S. 163.

schungslücke erscheint die Analyse grundlegender Entwicklungslinien dringlicher als eine punktuell terminierte Untersuchung. Gleichwohl besteht kein Anspruch auf eine zeitlich erschöpfende Darstellung: Weder wäre eine minutiöse Aufarbeitung kleinsten Zeitfenster sachdienlich noch hinsichtlich der beschränkten Kapazitäten der vorliegenden Arbeit überhaupt möglich. Grundlegende Faktoren des Wandels werden in ihrer zeitlichen Verortung dargestellt, peripherie Entwicklungen stärker ausgeblendet. Aus diesem Konzept ergibt sich – dies soll einführend betont werden – zwangsläufig eine Ungleichgewichtung in der Bearbeitung beider Jahrhunderte: Im 19. Jahrhundert wurden nicht nur entscheidende Voraussetzungen für die Veränderung tradierter Trinkgewohnheiten gelegt, sondern Wasserkonsum zudem in nie da gewesener Weise revolutioniert. Das 20. Jahrhundert führt hingegen stärker die Auswirkung dieser Prozesse vor Augen – und findet eine entsprechend geringere Thematisierung.

1.1.4 Wasser als intra- und interdisziplinäres Forschungsfeld

Es hat sich gezeigt, dass die nahrungsethnologische Forschungsliteratur für eine akademisch gesicherte Mikrostudie zum Thema „Wasser“ unzureichend ist. Verwandte volkskundliche Themenbereiche – hier insbesondere Studien zur Medikal- und Technikkultur, zu Gender und Wohnen sowie die Stadt- und Gemeinforschung – können im Einzelfall nutzbare Schnittflächen mit dem eigenen Feld bilden.⁵⁵

Weitaus ergiebiger lässt sich jedoch der Forschungsstand diverser Disziplinen nutzen, die sich aus variierendem Interesse der Thematik „Wasser“ zugewandt haben. In erster Linie sind hier die verwandten Fachbereiche der Geschichte, der Geographie sowie der Historischen Geographie zu nennen.⁵⁶ Neben verschiedenen lokalhistorischen Beiträgen haben sich insbesondere grundlegende Studien zur Trinkwasserversorgung bewährt. Schließlich lassen sich gleichfalls fakultätsfremde Untersuchungen, etwa juristische zum Wasserrecht oder oecotrophologische zum menschlichen Flüssigkeitsbedarf, hinsichtlich der eigenen Thematik interpretieren.⁵⁷

55 Vgl. Winterberg, Wasser (2006), S. 31.

56 Vgl. exemplarisch Kluge, Thomas/Schramm, Engelbert: Wassernöte. Umwelt- und Sozialgeschichte des Trinkwassers, Aachen 1986; Garbrecht, Günther: Wasser. Vorrat, Bedarf und Nutzung in Geschichte und Gegenwart, Reinbeck 1985.

57 Vgl. exemplarisch Czychowski, Manfred/Prümm, Gustav: Wasserrecht Nordrhein-Westfalen. Vorschriftensammlung mit einer erläuternden Einführung, Köln 1998; Wüsthoff,

Das Forschungsfeld „Wassertrinken/Trinkwasser“ bietet damit beispielhaft Optionen einer interdisziplinären Forschung, die sich nicht zuletzt im singulären Bereich der Nahrungsforschung verwirklichen lassen. Der Internationale Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens (IAKE) richtete im Mai 2006 ein entsprechendes Symposium aus:

„Im Zentrum soll die Bedeutung des Wassers in der Ernährung sowohl aus der Perspektive historischer als auch gegenwärtiger Lebensrealität stehen. Dabei werden unter anderem Phänomene und Erkenntnisse im Spektrum biologischer, ökologischer, medizinischer, politischer, ernährungsphysiologischer und kultureller Dimensionen in ihrer Ganzheit einbezogen.“⁵⁸

Das nunmehr fünfte Symposium stand – gleich den vorangegangenen Veranstaltungen – ganz im Zeichen des „Kulturthemas Essen“ und förderte zum wiederholten Male den transdisziplinären Dialog innerhalb der Nahrungsfor schung. Insgesamt vier Publikationen gingen aus diesen Projekten hervor – eine fünfte zum Thema Wasser ist in Vorbereitung.⁵⁹

1.2 Aufbau und Quellen

Die Ausgangssituation einer nahrungsethnologischen Studie über das Wassertrinken im Industriezeitalter ist bestimmt von der unzureichenden Literatur- und einer als problematisch ausgewiesenen Quellenlage.⁶⁰ Im Bearbeitungszeitraum lässt sich hingegen eine kaum überschaubare Fülle an historischen Einzelbelegen erschließen: städtische Akten, Zeitungsartikel, Werbematerialien, edierte Schriftquellen wie Medizinalschriften, Reisebeschreibungen und zeitgenössische Konversationslexika, Statistiken, Berichte und Korrespondenz privater Archive

Alexander: Einführung in das deutsche Wasserrecht, Berlin 1962; Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.): Ernährungsbericht 2004, Bonn 2004.

- 58 Baus, Daniela/Portz, Tanja: Wasser – Grundüberlegungen zu einem lebenswichtigen Element. 5. Symposium des Internationalen Arbeitskreises für Kulturforschung des Essens, 2006, in: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. Mitteilungen 12 (2004), S. 48.
- 59 Vgl. Wierlacher, Alois/Neumann, Gerhard/Teuteberg, Hans J. (Hg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin 1993; Teuteberg, Hans J./Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997; Neumann/Wierlacher/Wild, Essen und Lebensqualität (2001); Engelhardt, Dietrich von/Wild, Rainer (Hg.): Geschmackskulturen. Vom Dialog der Sinne beim Essen und Trinken, Frankfurt a. M./New York 2005.
- 60 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 350.

der städtischen Versorgungsbetriebe sowie der Mineralwasserindustrie und nicht zuletzt auch klassisch volkskundliche Umfragedaten – hier sogar aus drei verschiedenen Jahrzehnten. Rückblickend bleibt dennoch zu resümieren – und somit Hirschfelders Beurteilung der Quellenlage zu unterstreichen –, dass sich eine „Kulturgeschichte des Wassers“ leichter schreiben ließe als die „Kulturgeschichte des Wassertrinkens“.⁶¹ Nur wenige Quellen fokussieren Wasser hinsichtlich seiner Relevanz in der Nahrungskultur, technische Parameter dominieren deutlich das Feld.⁶²

Gleichwohl ist die volkskundliche Darstellung von Bedeutung und Funktion des Wassers in der historischen Nahrungskultur möglich. Primär- und Sekundärtexte der Nachbardisziplinen führen in Problemkontexte ein und können nahrungsethnologisch interpretiert werden.⁶³ Dazu soll nachfolgend ein kritischer Blick auf die spezifische Quellenauswahl der Studie geworfen und somit ein Überblick über ihren Aufbau gegeben werden.

Auf eine detaillierte historische Einführung in den Untersuchungsraum folgen die drei zentralen Kapitel der Arbeit: In einem ersten Schritt wird der Wasserkonsum vor 1875, also in der Zeit dezentraler Brunnenversorgung, dargestellt. Die exemplarische Quellendiskussion einer Bonner Medizinaltopographie vermittelt einen grundlegenden Eindruck von der Trinkkultur um 1825 und schärft den Blick für praktische wie auch strukturelle Probleme der Ernährung, die primär in der Belastung des Lebensmittels Wasser zu suchen sind. Die Topographie gibt einen wertvollen Einblick in die Alltagsrealität des frühen 19. Jahrhunderts, so dass übergeordnete Fragen am regionalen Beispiel thematisiert werden können. Es folgt eine Eingliederung der Ergebnisse in den Kontext einer sich intensivierenden Industrialisierung und damit eine diachrone Betrachtung des Wassertrinkens im 19. Jahrhundert. Neben zeitgenössischen Publikationen konnten vor allem Akten des Bonner Stadtarchivs genutzt werden, die in gewaltiger Fülle Entwicklungen der Trinkwasserversorgung dokumentieren. Die po-



Abb. 4: Krüge und Flaschen für Mineralwasser: volkskundliche Sachquellen diverser Zeitschnitte

61 Vgl. Winterberg, Wasser (2006), S. 27.

62 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 327.

63 Vgl. Winterberg, Wasser (2006), S. 27f.

tenziell nutzbaren Bestände konnten jedoch nur exemplarisch bearbeitet werden. Ergänzend vermitteln Zeitungsartikel eine Vorstellung von öffentlichen Diskussionen über entsprechende Thematiken – etwa in Bezug auf die Trinkwasserqualität.⁶⁴

Im Folgekapitel werden die Veränderungen analysiert, die sich aus der Einführung einer zentralen Wasserversorgung für die Konsumenten sowie auch die Gesellschaft insgesamt ergeben haben; ihre Auswirkungen reichen bis in die unmittelbare Gegenwart. Die Quellen entsprechen dabei weitestgehend denen des vorangegangenen Kapitels, finden aber neben Materialien der lokalen Versorgungsbetriebe insbesondere im Rahmen einer weiteren exemplarischen Quellendiskussion eine wesentliche Bereicherung. Hier stehen die Daten von insgesamt drei unabhängigen volkskundlichen Befragungen im Mittelpunkt: des Atlas der deutschen Volkskunde, einer Ernährungsumfrage des Amts für Rheinische Landeskunde Bonn (Landschaftsverband Rheinland) sowie eines jüngst durchgeföhrten Online-Projektes⁶⁵ zum Zusammenhang von Nahrungs- und Festkultur der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde der Universität Bonn. Ein Exkurs soll abschließend die Wertschätzung des Wassers in Abhängigkeit von Qualität und Verfügbarkeit im überregionalen Vergleich diskutieren, wobei maßgeblich eine interdisziplinäre Studie zum afrikanisch-asiatischen Raum einbezogen wird.

Das Mineralwasser nimmt – nicht zuletzt hinsichtlich seines Konsums als Arznei und Luxusprodukt – eine Sonderstellung in der zeitgenössischen Trinkkultur ein. Diese findet, unter besonderer Berücksichtigung der Mineralquelle zu Roisdorf, im letzten Hauptkapitel der Studie detaillierte Beachtung. Die exponierte Rolle des Mineralwassers als Getränk, aber auch als Wirtschaftsfaktor einer ganzen Region, wird anhand von dichtem Quellenmaterial des Bornheimer Stadtarchivs, einiger Brunnenschriften sowie diverser Unterlagen aus privatem Besitz – etwa einer Roisdorfer Chronik der Jahrhundertwende – analysiert.

In einem abschließenden Resümee werden die Ergebnisse der Studie verdichtet und mit der Forschungsfrage in Beziehung gesetzt.

64 Zu diesem Zweck konnte die Zeitungsausschnittsammlung des Bonner Stadtarchivs systematisch nach relevanten Einträgen zum Thema Wasser durchsucht werden. Die Datierung der genutzten Medientexte reicht bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück.

65 Es handelt sich dabei um ein Gemeinschaftsprojekt der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde der Universität Bonn und des Steinbeis Instituts der Deutschen Akademie für Kulinaristik.

2. Wasser – Alltagsgetränk, Prestigeprodukt, Mangelware

2.1 Historische Einführung in den Untersuchungsraum

Jede Alltagskultur spielt sich innerhalb eines allgemeinen historischen Rahmens ab, der hinsichtlich seiner politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ausprägung bestimmte Entwicklungen hemmt, andere fördert.⁶⁶ Nachfolgend wird der hier relevante historische Kontext bestimmt, wobei sich eine dreistufige Darstellung anbietet: Einführend soll eine Übersicht über die wichtigsten Strukturmerkmale des Gesamtzeitraums erfolgen. Für den Wandel der Trinkkultur sind jedoch Entwicklungen des 19. Jahrhunderts von übergeordneter Relevanz, so dass eine umfangreiche Beschreibung hier entsprechende Faktoren regionalgeschichtlich transparent machen soll. Die wirtschaftliche Situation in der Region sowie ihre sozialen Auswirkungen müssen dabei im Vordergrund stehen. Den Abschluss bildet ein kurzes Kapitel, welches relevante Einflüsse im Bonn des 20. Jahrhunderts skizziert.

2.1.1 Ein Überblick: Strukturmerkmale des 19. und 20. Jahrhunderts

Um die Entwicklungen des Untersuchungszeitraums strukturell fassen zu können, bietet sich einführend ein Blick auf die wichtigsten Rahmendaten an. Eine Chronologie des „langen 19. Jahrhunderts“ berücksichtigt in aller Regel bereits das Jahr 1789 und damit einen epochalen politischen Einschnitt in der europäischen Geschichte. Die Französische Revolution popularisierte in weiten Teilen Europas relativ zeitnah das Bedürfnis nach politischer Selbstbestimmung, rechtlicher Egalität und persönlicher Freiheit. Während in politischer Hinsicht ein Modell moderner Staats- und Gesellschaftsordnung und damit die bis heute gültige Basis einer jeden Demokratie entworfen wurde, beförderten die Ideale der Meinungs- und Pressefreiheit, der unabhängigen Justiz und gleichen Besteuerung sowie der Berufs- und Gewerbefreiheit wichtige Entwicklungen eines modernen Wirtschaftssystems. Für das deutsche Einigkeitsbestreben waren die Revolutionskriege, also die etappenweise Besetzung Deutschlands, die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich 1801, der Zusammenbruch des Heili-

⁶⁶ Vgl. exemplarisch Kramer, Karl-Sigismund: Zur Erforschung historischer Volkskultur, in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 19 (1968), S. 7–41, hier S. 29ff.

gen Römischen Reichs Deutscher Nationen 1806 sowie die Neuordnung Europas durch den Wiener Kongress von übergeordneter Bedeutung.⁶⁷ Die Idee des Nationalstaates konnte durch die bürgerliche Revolution des Jahres 1848 zwar noch nicht, anhand der Kaiserkrönung des preußischen Königs Wilhelm I. 1871 schließlich aber doch verwirklicht werden. Mit der deutschen Reichseinheit weitete sich das Potenzial zuvor nur vereinzelter Industriezentren schnell auf nationaler Ebene aus: Seit den 1870er Jahren wuchs die deutsche Industrieproduktion rapide, zwischen 1880 und 1900 um durchschnittlich 5,3 Prozent. Insbesondere der Schwerpunkt neuer Industrien – etwa der chemischen und elektrotechnischen – „lag in Deutschland, das Großbritannien in der wirtschaftlichen Gesamtproduktion gegen Ende des 19. Jahrhunderts überflügelte.“⁶⁸ Gleichzeitig wurden der wirtschaftsliberale Freihandel weitgehend zugunsten protektionistischer Schutzzölle eingeschränkt sowie – nach der Absetzung des Reichskanzlers Bismarck und dem Beginn des deutschen Imperialismus unter Wilhelm II. – internationale Absatzmärkte und günstige Rohstoffquellen erschlossen.⁶⁹

Im Kontext dieser punktuellen Betrachtung lassen sich die Strukturmerkmale des 19. Jahrhunderts wie folgt fassen: Wirtschaftspolitische Veränderungen sowie technische Innovationen (Weiterentwicklung der Dampfmaschine durch James Watt 1769)⁷⁰ ermöglichten unter Nutzung nicht erneuerbarer Ressourcen

67 Vgl. exemplarisch Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1998; Petri, Franz/Droege, Georg: Rheinische Geschichte in drei Bänden. Bd. 2: Neuzeit, Düsseldorf 1980; Müller, Helmut M.: Schlaglichter der deutschen Geschichte, Bonn 1996.

68 Alter, Peter: Industrielle Revolution und Soziale Frage, in: Ders./Hufnagel, Gerhard/Schwalm, Eberhardt et al.: Grundriss Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789, Stuttgart 1992, S. 127–154, hier S. 142.

69 Vgl. exemplarisch Berghahn, Volker: Das Kaiserreich 1871–1914. Industriegesellschaft, bürgerliche Kultur und autoritärer Staat, in: Handbuch der deutschen Geschichte (Bd. 16), begr. von Bruno Gebhardt, Stuttgart 2003; Lenger, Friedrich: Industrielle Revolution und Nationalstaatsgründung (1849–1870er Jahre), in: Handbuch der deutschen Geschichte (Bd. 15), begr. von Bruno Gebhardt, Stuttgart 2003; Alter, Peter: Die Epoche des Nationalismus und Imperialismus 1849–1918, in: Ders./Hufnagel, Gerhard/Schwalm, Eberhardt et al.: Grundriss Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789, Stuttgart 1992, S. 155–245; Petri, Franz/Droege, Georg: Rheinische Geschichte in drei Bänden. Bd. 3: Wirtschaft und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert, Düsseldorf 1979.

70 Bereits 1712 wurde von Thomas Newcomen eine Dampfmaschine für den Einsatz in Bergwerken erfunden. Allerdings gelang erst James Watt die Optimierung der Konstruktion, so dass diese dem konstanten Antrieb eines Schwunggrades und damit der industriellen Nutzung dienstbar gemacht werden konnte.

eine umfassende Industrialisierung der Wirtschaft. Die deutsche Arbeitskultur löste sich von seinen zuvor landwirtschaftlich geprägten Strukturen und nahm schließlich breitflächig die Form industrieller Fabrikarbeit an. Dieser tiefgreifende Wandel weitete zunehmend die Kapazität des Arbeitsmarktes aus und ermöglichte so eine weitreichende Urbanisierung des Deutschen Reiches – die Stadt wurde für die Bevölkerungsmehrheit allmählich zum dominanten Lebensraum. Im Kontext dieser ökonomischen und folglich gesellschaftlichen Veränderungen steht die Soziale Frage als zentrales Schlagwort temporärer sozialer Ungleichheiten: Die feudale Ständegesellschaft wurde durch eine moderne Klassengesellschaft abgelöst. Klassenunterschiede wurden insbesondere in den urbanen Industriezentren relevant, doch muss bereits für das 19. Jahrhundert insgesamt ein deutlicher Anstieg des Wohlstandes aller Schichten – trotz des parallel massiven Bevölkerungswachstums – konstatiert werden.⁷¹

Das 20. Jahrhundert ist im öffentlichen Bewusstsein maßgeblich ein Jahrhundert der Gewalt, Konflikte und Kriege.⁷² Ein Blick auf die politische und wirtschaftliche Situation Deutschlands seit 1900 soll diesen Eindruck prüfen und abschließend mit allgemeinen Strukturen des Jahrhunderts konfrontieren.

Tatsächlich wird das politische Bild Mitteleuropas primär durch Konflikte bestimmt. Der neue, auf Kolonialismus gerichtete Kurs Wilhelm II. – sowie dessen diplomatische Defizite – führten in der Julikrise 1914 zum Ersten Weltkrieg.⁷³ Mit der Machtergreifung der NSDAP kündigte sich 1933 der Zweite Weltkrieg an, der mit dem Überfall auf Polen 1939 eintrat. Auf globaler Ebene wurde ein fast sechsjähriger Ausnahmezustand eingeläutet, der die Lebensrealität weiter Bevölkerungskreise auch außerhalb Deutschlands prägen sollte.⁷⁴ In der Nachkriegszeit entwickelte sich aus dem Ost-West-Konflikt der Kalte Krieg, der sich in zahlreichen Stellvertreter-Kriegen manifestierte. In Deutschland führte er zur Spaltung der Nation – die Trizone der westlichen Alliierten erklärte man zur Bundesrepublik Deutschland (BRD im Mai 1949), die isolierte sowjetische Ostzone zur Deutschen Demokratischen Republik (DDR im Oktober 1949).

71 Vgl. exemplarisch Kocka, Jürgen: Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, in: Handbuch der deutschen Geschichte (Bd. 13), begr. von Bruno Gebhardt, Stuttgart 2001.

72 Vgl. Hobsbawm, Eric: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 2002, S. 15f.

73 Vgl. exemplarisch Berghahn, Das Kaiserreich (2003), S. 32, 34, 359, 392.

74 Vgl. exemplarisch Müller, Rolf D.: Der Zweite Weltkrieg 1939–1945, in: Handbuch der deutschen Geschichte (Bd. 21), begr. von Bruno Gebhardt, Stuttgart 2004.

Die Wiedervereinigung Ost- und Westdeutschlands, das Ende des Kalten Krieges und der Zusammenbruch der Sowjetunion fielen auf die 1990er Jahre, garantierten allerdings keinen Frieden in Mitteleuropa. Die unter dem Zusammenbruch des Ostblocks erstarkten Souveränitätsbestrebungen auf dem Balkan lösten seit 1991 die Jugoslawienkriege aus, welche zwar seit 1999 offiziell eingestellt sind, sich jedoch noch im 21. Jahrhundert in vereinzelten Spannungen entladen (2001 Konflikt in der Republik Mazedonien; 2004 erneute Konflikte im Kosovo).⁷⁵

Die politische Ausrichtung des Jahrhunderts gestaltete den Rahmen wirtschaftlicher Entwicklungsmöglichkeiten. Die Niederlage der Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn wurde 1919 im Versailler Vertrag durch umfassende Reparationsforderungen sanktioniert und belastete fortan die junge Weimarer Republik. Die 1920er Jahre gestalteten sich inhomogen, Wirtschaftskrisen („Hyperinflation“ 1923; Weltwirtschaftskrise 1929) wechselten mit Phasen industriellem Aufschwungs (US-Kredite). Massive Produktionseinbußen und explodierende Arbeitslosenzahlen begünstigten in den 1930er Jahren die Machtgreifung der NSDAP, die anhand ihrer auf militärische Aufrüstung und Autarkie gerichteten Politik erneuten Wirtschaftsaufschwung erzielte.⁷⁶ Der Zweite Weltkrieg brachte dann katastrophale Verwüstungen, industriellen Zusammenbruch und als Folge – bei unterschiedlicher Ausprägung in variierenden Besatzungszonen – massive Armut und Hungersnöte. Entsprechend des Marshall-Plans seit 1947 und der Währungsreform von 1948 stieg (West-)Deutschland jedoch seit Ende der 1950er Jahre erneut in den Rang global führender Wirtschaftsnationen auf – eine Position, die Deutschland zuletzt 2005 hinsichtlich seiner Exportleistungen bestätigte.

Parallel zu den politischen und wirtschaftlichen Entwicklungslinien lassen sich folgende Strukturmerkmale diskutieren:⁷⁷ Mit dem Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert entwickelte sich Deutschland endgültig von einer Agrar- zur

75 Vgl. exemplarisch Hufnagel, Gerhard: Die Weltgesellschaft im Atomzeitalter, in: Ders./Alter, Peter/Schwalm, Eberhardt et al.: Grundriss Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789, Stuttgart 1992, S. 354–490; Petri/Dröge, Wirtschaft und Kultur (1979), S. 652–663; Petri/Dröge, Neuzeit (1980), S. 780–844; Müller, Schlaglichter (1996), S. 305–479.

76 Steinbach, Peter: Von Weltkrieg zu Weltkrieg – Europa in der Krise 1918–1945, in: Alter, Peter/Hufnagel, Gerhard/Schwalm, Eberhardt et al.: Grundriss Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789, Stuttgart 1992, S. 246–353, hier S. 293, 318.

77 Vgl. dazu Müller, Schlaglichter (1996), S. 305–480; Petri/Dröge, Wirtschaft und Kultur (1979); Hobsbawm, Zeitalter der Extreme (2002).

Industriegesellschaft. Armut und Hunger waren nicht länger Wirtschafts-, sondern primär Kriegsfolgen. Der industrielle Aufschwung verlagerte sich in den 1920er Jahren von dem klassischen Produktionszweig der Textilindustrie auf die Elektrotechnik und Chemie. Der ungebrochene technische Fortschritt offenbarte jedoch im Ersten Weltkrieg erstmals seine militärische Tragweite: Der Kriegsalltag hatte sich unter der Nutzung industrieller Möglichkeiten vollkommen gewandelt, die Bezeichnung des extrem verlustreichen „Stellungskrieges“ wurde geprägt. Seit den 1970er Jahren wurde die industrielle Produktion – nicht zuletzt unter dem Druck der Globalisierung – vom zunehmend technisierten Tertiärsektor der deutschen Wirtschaft überholt, was die Republik nachhaltig zur Dienstleistungsgesellschaft machte.

Das Bevölkerungswachstum fand zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg einen explosionsartigen Höhepunkt. Im Anschluss flachte es – bei starken Einbrüchen während der beiden Weltkriege – zunehmend ab und leitete im Kontext sinkender Geburtenraten und steigender Lebenserwartung inzwischen eine „Überalterung“ der Gesellschaft ein. Zudem war die regionale wie nationale Sozialstruktur der Bevölkerung zur Jahrhundertmitte einem starken Wandel unterworfen: Während die 1930er Jahre durch Emigration geprägt waren, brachte der Krieg den Holocaust und damit die systematische Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen. Flucht und Vertreibung – also Binnenmigration – bestimmte die unmittelbaren Nachkriegsjahre, Großteile der männlichen Bevölkerung waren im Krieg gefallen oder befanden sich in Gefangenschaft. Weitere Merkmale bildeten konjunkturelle Stagnationen als Folge einer globalisierten Weltwirtschaft sowie – auf politischer Ebene – die Einrichtung des Internationalen Gerichtshofes und Weltsicherheitsrates, also das transnationale Bestreben nach friedlicher Konfliktlösung. Abschließend sei auf die Beschleunigung der Säkularisierung seit den späten 1940er Jahren sowie deren Auswirkung auf die Pluralisierung der Gesellschaft verwiesen.

2.1.2 Das lange 19. Jahrhundert in Bonn

Im Jahre 1794 wurde die Stadt Bonn im Zuge der Revolutionskriege durch französische Truppen besetzt und Max Franz, Erzbischof und Kurfürst von Köln, flüchtete nach Wien. Dies bedeutete für die Bevölkerung der Region eine tiefe Zäsur. Vor allem in Bonn, der neben Brühl wichtigsten Residenzstadt des Kölner Kurstaates, kam es kurzfristig zu eklatanten Belastungen, so dass kontrovers diskutiert wird, „ob die Besetzung des linken Rheinufers (...) als Befreiung oder als Eroberung zu qualifizieren ist.“⁷⁸ In jedem Fall waren die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen jener Zeit elementar und setzten den überkommenen Strukturen der Vormoderne ein unwiederbringliches Ende. „Was das Rheinland an positiver Mitgift für das 19. Jahrhundert, an Modernitätsvorsprung vor dem übrigen Deutschland mitbekommen hat, verdankt es fast ausschließlich der napoleonischen Ära.“⁷⁹

Unmittelbar nach Eroberung der linksrheinischen Gebiete leitete man den Aufbau eines effektiven französischen Verwaltungssystems ein: An die Stelle territorialer Vielstaaterei trat der moderne Staat Frankreich – das Gebiet wurde in Mairien, Arrondissements, Kantone und Departements eingeteilt.⁸⁰ Die Neuordnung war einheitlich und streng hierarchisch. Bereits Ende 1797 begann die Einführung der französischen Rechtsordnung, die 1802 – nach vertraglicher Neuordnung innereuropäischer Grenzen im Frieden von Lunéville – formell bestätigt wurde.⁸¹ Damit war die Gleichstellung des Rhein-Mosel-Departements mit dem französischen Mutterland offiziell vollzogen.

Der Rahmen, in dem sich die Lebensrealität der Bonner Einwohner bewegte, wurde in wenigen Jahren massiv verändert: Es galt das egalitäre Bürgerrecht; die Landstände und damit die ständischen Vorrechte von Adel und Klerus wurden abgeschafft. Das Feudalsystem mit seinen persönlichen Abhängigkeiten und der ungleichen Steuerlast besaß keine Gültigkeit mehr. Die Zünfte wurden zugunsten der Gewerbefreiheit aufgehoben und mit dem Säkularisierungsgesetz vom 2. Juli 1802 löste man die bestehende kirchliche Organisation auf, ihr Besitz wurde umfassend enteignet und in den Folgejahren zur Aufbesserung der

78 Janssen, Wilhelm: Kleine Rheinische Geschichte, Düsseldorf 1997, S. 252.

79 Ebd., S. 253.

80 Vgl. ebd. S. 262f.

81 Vgl. ebd. S. 263f.

strapazierten Staatskassen veräußert.⁸² Etwa ein Drittel des rheinischen Bodens gelangte so in Privatbesitz, vornehmlich des gehobenen Bürgertums.⁸³

Die realen Probleme der Gegenwart versperrten der Bevölkerung jedoch den Blick auf die Chancen der Zukunft. Die Stadt Bonn war von den Begleiterscheinungen der skizzierten Umstrukturierungen besonders betroffen. Sie büßte ihre Hauptstadt- und Residenzfunktion ein und sank zum Sitz einer Unterpräfektur herab. Dies hatte katastrophale Auswirkungen: In kürzester Zeit brach der wohlhabende Anteil der Bevölkerung unter dem Verlust des Hofes und der kurkölnischen Beamtenchaft fast vollkommen weg. Der Rückgang zahlungskräftiger Konsumenten wirkte direkt auf die Lebensumstände der übrigen Einwohner sowie der produzierenden Landbevölkerung ein – die Anzahl der registrierten Armen verdreifachte sich, die Bevölkerungszahl insgesamt sank um fast 20 Prozent.⁸⁴ Durch die Umstrukturierung der rheinischen Verwaltungslandschaft wurde die angeschlagene regionale Wirtschaft zudem „aus eingefahrenen räumlichen Beziehungen herausgerissen“ und damit weiter geschwächt.⁸⁵ Ferner litten die Menschen unter den Kontributionen und Requisitionen der französischen Besatzungstruppen.⁸⁶

Die aufgezeigten Veränderungen begründeten günstige Standortfaktoren für protoindustrielle Einrichtungen: Einfuhrzölle schützten den Markt vor rechtsrheinischen Produkten, die Aufhebung der Binnenzölle sowie Handelsverbindungen nach Frankreich öffneten neue Absatzmärkte und zudem belebte die im (Wirtschafts-)Krieg gegen England verhangene Kontinentalsperre ab 1806 neue, staatlich protegierte Erwerbszweige.⁸⁷ Das Lohnniveau war gering. Auch muss „die Einführung eines einheitlichen Münzwesens, einer festen Währung“ und des metrischen Maß- und Gewichtssystems als ein der Wirtschaft dienlicher Nährboden betrachtet werden.⁸⁸ Tatsächlich entstanden unter französischer Herrschaft einige frühe Industrieansiedlungen in Stadt und Region Bonn. Allerdings

82 Vgl. ebd. S. 265.

83 Vgl. ebd. S. 265.

84 Vgl. Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 129f. Höroldt, Dietrich: Bonn im Vormärz und in der Revolution 1814–1849, in: Ders. (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 73–186, hier S. 109.

85 Ennen, Edith/Maurer, Arnold E./Valder-Knechtges, Claudia: Bonn unter französischer Herrschaft (1794–1814), in: Höroldt, Dietrich (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 9–71, hier S. 11.

86 Vgl. exemplarisch Janssen, Rheinische Geschichte (1997), S. 252.

87 Vgl. ebd. S. 268.

88 Ebd. S. 268.

waren diese wirtschaftlich unbedeutend und hinsichtlich ihrer Beschäftigungs Kapazität eher als Manufakturen denn protoindustrielle Fabriken zu werten.⁸⁹ In zehn größeren Bonner Unternehmen wurden dennoch bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts insgesamt über 1200 Arbeiter beschäftigt.⁹⁰

Während die politischen Richtlinien der Franzosen auch nach deren Abzug im Januar 1814 fast unverändert, allenfalls rechtlich überformt galten, änderte sich die wirtschaftliche Situation abermals gravierend.⁹¹ Der zaghafte Aufschwung, insbesondere in der Textilindustrie, hielt dem Preisdruck nun ungehindert aus den protoindustriellen Zentren des Bergischen Landes, Aachens und Englands eingeführten Waren nicht stand. Zudem quartierten sich alliierte Truppen ein, die als Konsumenten kaum Gewicht besaßen, da sie die notwendigen Versorgungsmittel in aller Regel requirierten. Die negativen Ausmaße spiegelten sich in der Masse der 1815 in der Region einquartierten Soldaten: Über 170.000 waren stationiert, was in etwa der 17-fachen Einwohnerzahl Bonns entsprach.⁹²

Im Jahre 1815 wurde Bonn offiziell preußisch und beheimatete als Kreis Bonn über 35.000 Menschen in neun Bürgermeistereien und insgesamt 48 Gemeinden.⁹³ Juristisch behielten die linksrheinischen Gebiete jedoch eine Sonderstellung im neuen Reich: Die Bevölkerung konnte Errungenschaften französischen Rechts, etwa die Gleichberechtigung von Stadt und Land sowie das seit 1804 gültige Zivilgesetzbuch (Code Napoléon), beibehalten.⁹⁴ Die wirtschaftliche Lage stabilisierte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitestgehend, wofür mitunter der intensive Ausbau des regionalen und Fernstraßennetzes verantwortlich zeichnete.⁹⁵ Die Industrie war relativ unbedeutend, kleine Handwerksbetriebe aber durch die frühe Gewerbefreiheit breit vertreten.⁹⁶ Als Kreis- (1816), Garnisons- (1816) und schließlich Regimentsstadt (1820) beher-

89 Gemeint sind hier insbesondere einige Gerbereien, Branntweinbrennereien, Seifensiedereien und Tabakspinnereien. Größere Betriebe waren zum Beispiel eine Vitriol-, Salpeter- und Schwefelfabrik, eine Zuckerrübenfabrik und mehrere Textilfabriken.

90 Vgl. Rey, *Stadtgeschichte* (2001), S. 131.

91 Vgl. Janssen, *Rheinische Geschichte* (1997), S. 262.

92 Vgl. Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 78.

93 Vgl. Körschner, Dieter (Hg.): *Medizinische Topographie des Kreises Bonn. Eine Beschreibung von Land und Leute um 1825*, Bonn 1988, S. 41.

94 Vgl. Höroldt, Dietrich: *Die Rheinlande*, in: Sante, Georg Wilhelm (Hg.): *Geschichte der Deutschen Länder – „Territorienploetz“*. Bd. 2: *Die Deutschen Länder vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart*, Würzburg 1971, S. 319–351, hier S. 321.

95 Vgl. Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 114.

96 Vgl. ebd. S. 109.

bergte Bonn wieder zunehmend kaufkräftige Einwohner. Diesbezüglich noch bedeutender war die Wiedereröffnung der Universität 1818, die bald zur Ausweitung der gebildeten städtischen Oberschicht führte.⁹⁷ Dennoch ist nach Berechnungen des Bonner Stadtarchivars Dietrich Höroldt davon auszugehen, dass zur Mitte des Jahrhunderts die „Unterschichten rund die Hälfte aller Haushaltungen und weniger als drei Fünftel der Einwohner ausmachten.“⁹⁸ Während dieser Großteil der Bevölkerung „unter oder dicht über dem Existenzminimum“ lebte⁹⁹, hatte auch die so genannte Mittelschicht – vornehmlich besser gestellte Handwerker und Beamte – ein nur dürftiges Auskommen. Einerseits waren viele Haushalte in Folge ihres bescheidenen Landbesitzes, eigenen Gartens oder der in Hausarbeit mitbeschäftigten Familie vergleichsweise gering durch den früh-industriellen Pauperismus betroffen.¹⁰⁰ Andererseits bedingten ansteigende Bevölkerungszahlen um 1830 (frühe Binnenmigration) dennoch Armut und Elend, da die gering ausgebaute Industrie nicht ausreichend Arbeitsplätze bot. Wilhelm Abel geht für die Unterschichten davon aus, dass circa 70 Prozent des Gesamteinkommens – je ärmer eine Familie, desto größer der Anteil – in Nahrungsmittel investiert werden musste.¹⁰¹

Allerdings war es nicht die Industrie¹⁰², die zur Verbesserung der wirtschaftlichen Situation Bonns vornehmlich beitrug. Die Geistesströmung der Romantik führte noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer folgereichen Aufwertung der Natur, hier besonders des Rheins. Letzterer wurde in zahlreichen Arbeiten internationaler Künstler popularisiert und regte so eine frühe Form des Massentourismus in der Region an.¹⁰³ Mit der verkehrstechnischen Nutzung der Dampfkraft wurde Bonn 1824 Hauptstation der regelmäßig verkehrenden

97 Vgl. Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 146ff. Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 144, 158ff.

98 Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 128. Vgl. auch Janssen, Rheinische Geschichte (1997), S. 287.

99 Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 126.

100 Vgl. ebd. S. 128; Janssen, Rheinische Geschichte (1989), S. 287, Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 128.

101 Vgl. Abel, Wilhelm: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland, Göttingen 1972, S. 14.

102 Tatsächlich war die Zahl der Fabrikarbeiter seit 1850 vorerst rückläufig. Vgl. dazu Höroldt, Dietrich: Bonn zwischen Revolution und Reichsgründung 1850–1870, in: Ders. (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 187–266, hier S. 218.

103 Vgl. Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 152.

Schifffahrtslinien, 1844 per Eisenbahnlinie mit Köln verbunden und damit endgültig für den modernen Fremdenverkehr erschlossen.¹⁰⁴ Zur Jahrhundertmitte skizziert der amtierende Oberbürgermeister das Potenzial Bonns:

„Unsere Stadt ist mehr darauf angewiesen, in dem weitverbreiteten Rufe unserer Hochschule und in den verschiedenen Annehmlichkeiten des Lebens, welche die reizende Lage und die geistigen Genüsse der Kunst und Wissenschaft bieten, die Quellen ihres Wohlstandes zu finden und zu pflegen, als in der Entwicklung einer großartigen industriellen Tätigkeit.“¹⁰⁵

Dieser Einstellung entsprachen die Bemühungen der Stadtführung, insbesondere durch Lärm und Geruch anstößige Industrie vom unmittelbaren Stadt Leben fernzuhalten. Gewerbezentren bildeten sich daher eher in den rechtsrheinischen Gebieten Beuel sowie Oberkassel.¹⁰⁶ Man forderte in Bonn die Ansiedlung wohlhabender Rentner und Familien, „die als Hauptquelle des Wohlstandes“ aller Gewerbetreibenden angepriesen wurde.¹⁰⁷ Mit der Wirtschaft wuchs die Stadt – seit 1830 in erster Linie in Form von Armenvierteln über die nördlichen Stadtmauern hinweg, in der zweiten Jahrhunderthälfte mehrten sich bürgerlich-repräsentative Bauten im Süden.¹⁰⁸ Während zwischen 1852 und 1871 die Einwohnerzahl von 17.928 auf 26.030, also mit einem Zuwachs von etwa 45 Prozent, stieg, explodierte sie bis 1910 sogar mit einer Wachstumsrate von circa 238 Prozent.¹⁰⁹ Dabei verlief der Ausbau des allgemeinen Wohlstands – auch in Bonn – selten kontinuierlich: Phasen sozialer Not wechselten häufig mit solchen der Entspannung. Höroldt belegt dies anhand der Armenfürsorge: „Der städtische Zuschuss für die Unterstützung der notleidenden Bewohner der Stadt fiel von knapp 20.000 Talern (1855) auf 13.000 Taler (1860/65) und erreichte erst 1870 wieder den absoluten Wert von 1855“.¹¹⁰ Allerdings standen derartige Entwicklungen – im Gegensatz zu jenen in Städten des Ruhrgebietes – kaum in direkter Verbin-

104 Vgl. Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 115.

105 Aus einem Verwaltungsbericht der Stadt Bonn von 1853 – zitiert nach Höroldt, Revolution und Reichsgründung (1989), S. 218; vgl. auch Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 157.

106 Vgl. ebd. S. 175.

107 Quelle unbekannt – zitiert nach dem Bonner Stadtarchivar Manfred van Rey. Vgl. Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 157.

108 Vgl. Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 97ff. sowie 300ff. Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 176f.

109 Vgl. Höroldt, Dietrich (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundesstadt 1794–1989, Bonn 1989, S. 94, 203, 297.

110 Höroldt, Revolution und Reichsgründung (1989), S. 199.

dung zur Industrialisierung. Obwohl die Zahl der Fabrikarbeiter in nur zehn Jahren (seit 1873) über 83 Prozent stieg, sind die insgesamt rund 700 Fabrikarbeiter 1883 im Profil der Gesamtbevölkerung nahezu ungewichtig. Es lässt sich also sagen, dass Bonn „weder vom Aufschwung der Gründerjahre noch von der anschließenden Krise erheblich betroffen worden ist.“¹¹¹ Erst Ende der 1880er Jahre machte sich die Hochindustrialisierung bemerkbar: Die Zahl der Fabrikarbeiter stieg bis 1898 auf über 4000, die industriellen Betriebe hatten sich seit 1889 verdoppelt.¹¹² Und dennoch:

„Betrachtet man die gewerbliche Entwicklung Bonns in der Kaiserzeit als Ganzes, so fällt zunächst das Fehlen von Großbetrieben und Schwerindustrie auf (...). Es überwogen mittlere und kleinere Unternehmen vor allem der Veredelungsindustrie, die nicht zuletzt für den gehobenen Bedarf einer Universitäts- und Rentnerstadt produzierten. (...) Es ist eine Bonner Besonderheit, daß sich hier die Industrie in einem langsamem Prozeß aus dem Handwerk entwickelt hat.“¹¹³

2.1.3 In Kürze: Bonn im 20. Jahrhundert

Parallel zu den Entwicklungen im gesamten Land sind auch in Bonn die beiden Weltkriege als elementare Einschnitte in die Alltagsrealität der Menschen zu verstehen.¹¹⁴ Die Bevölkerungsstruktur war 1918 von der hohen Zahl Kriegsopfer gezeichnet, die Kriegseuphorie von 1914 längst verstummt. Die Auswirkungen des Krieges trafen auch die Zivilbevölkerung: Die englische Seeblockade hatte die deutsche Versorgung eingeschränkt. „Trotz aller Bemühungen der

111 Höroldt, Dietrich: Bonn in der Kaiserzeit 1871–1914, in: Ders. (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 267–435, hier S. 315.

112 Vgl. ebd. S. 315.

113 Ebd. S. 318.

114 Detaillierte Darstellungen der regionalhistorischen Entwicklungen im 20. Jahrhundert finden sich in Vogt, Helmut: Bonn in Kriegs- und Krisenzeiten 1914–1948, in: Höroldt, Dietrich (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 437–638; Müller-List, Gabriele: Bonn als Bundeshauptstadt 1949–1989, in: Höroldt, Dietrich (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 639–744; Ennen, Edith: Geschichte der Stadt Bonn. II. Teil, Bonn 1962; Ennen, Edith/Höroldt, Dietrich: Vom Römerkastell zur Bundeshauptstadt. Kleine Geschichte der Stadt Bonn, Bonn 1976; Matzerath, Josef: Bonn. 54 Kapitel Stadtgeschichte, Bonn 1989.

Stadt litten die Bonner Hunger und Not.“¹¹⁵ Die Kriegsfolgen der 1920er Jahre erfassten die Rentner- und Universitätsstadt in besonderem Maße: Die zunehmende Inflation seit 1923 vernichtete das Kapital zahlreicher Familien der Bonner Mittel- und Oberschicht und wirkte sich folglich gravierend auf die Bonner Handels- und Wirtschaftstätigkeit aus – eine Intensivierung der Belastungen für Mittel- und Unterschicht war die Folge. Überdies steigerten die bis 1926 stationierten Besatzungstruppen der Alliierten die breitflächige Notlage, wenngleich die Sanktionen gegen die Einwohner seit dem Rheinlandabkommen von 1919 auf dem Völkerrecht anstelle des Kriegsrechtes beruhen mussten.¹¹⁶ Die Besetzung des Rheinlandes schmälerte zudem den ohnehin zaghaften Wirtschaftsaufschwung nach 1923 und verkürzte somit die Zeit bis zur nächsten Krise 1929. Mit dem neuen städtischen Finanz- und Steuersystem war man auf die industrielle Ausdehnung angewiesen¹¹⁷, die sich zwar einstellte, doch durch die Wirtschaftskrise „dem Bonner Raum Not und Verzweiflung“ brachte – und damit die Radikalisierung der politischen Verhältnisse förderte.¹¹⁸ Während sich das Kriegsgeschehen 1914–1918 in Bonn – von einem Fliegerangriff kurz vor Kriegsende abgesehen – primär indirekt äußerte, konfrontierte der Zweite Weltkrieg die Bevölkerung seit Sommer 1943 mit Luftangriffen, bei denen im Oktober 1944 die Altstadt weitläufig zerstört wurde. Im März 1945 wurde die Stadt schließlich vollständig erobert. „Für die Bevölkerung (...) bedeuteten die ersten Nachkriegsjahre, nicht die Kriegszeit selbst, den Höhepunkt der Not.“¹¹⁹ In die zerstörte Stadt musste die zuströmenden Vertriebenen einquartiert werden, wobei unbeschädigte Wohnungen in erster Linie von wechselnden alliierten Truppen besetzt wurden. Die Folgezeit gestaltete sich, gemäß nationaler Entwicklung, dennoch insgesamt positiv. Die neue – anfangs als vorübergehend gedachte, dann in Folge des Kalten Krieges jedoch mittelfristig bedeutsame – Hauptstadtfunktion seit 1949 förderte in bis dato ungeahnter Weise den wirtschaftlichen Aufschwung und damit Wohlstandszuwachs in Bonn. Seit 1990 sollen Ausgleichszahlungen des Bundes den Wechsel nach Berlin kompensieren, wo-

115 Höroldt, Dietrich: Bonn 1794–1989. Ein Resümee, in: Ders. (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 745–758, hier S. 754.

116 Vgl. Janssen, Rheinische Geschichte (1997), S. 377.

117 Seit dem Wegfall der Zuschläge auf die Einkommenssteuer durch die Erzbergische Finanzreform war die Stadt auf die Einnahmen der Grund- und Gewerbesteuer angewiesen.

118 Höroldt, Resümee (1989), S. 755.

119 Ebd. S. 756.

bei mit dem Verbleib einiger Ministerien sowie der Ansiedelung verschiedener Wirtschaftsgroßkonzerne auf die Stabilisierung des Status Quo gesetzt wird.

2.2 Wasserkonsum im 19. Jahrhundert: Die Zeit vor 1875

Das vorliegende Kapitel widmet sich zentral der Thematik „Wassertrinken“. Nach einführender Schilderung der physiologischen Relevanz des Wassers in der menschlichen Ernährung soll die Bonner Trinkkultur des frühen 19. Jahrhunderts mittels exemplarischer Quellendiskussion einer Medizinaltopographie dargestellt werden. In einem nächsten Schritt wird dieser Querschnitt in den Kontext der Entwicklungen seit 1800 gestellt, die Bedeutung des Wassers unter besonderer Berücksichtigung von Verfügbarkeit und Qualität diskutiert und auf diese Weise kultureller Wandel transparent gemacht.

2.2.1 Das Getränk Wasser als Nahrungsmittel

Die Relevanz des Wassers als Lebensmittel ist heute nicht nur (natur-)wissenschaftlich belegt, sondern im öffentlichen Diskurs auch hinreichend bekannt. Wasser wird sogar als „Element des Lebens“ bezeichnet – ohne Wasser ist kein Leben möglich. Der exponierte Stellenwert des Wassers in der menschlichen Nahrungskultur wurde kürzlich vom Wiener Lebensmitteltechnologen Klaus Dürrschmid beschrieben:

„Ein Teil der Inhaltsstoffe von Lebensmitteln (...) wird als essentiell bezeichnet, weil unser Körper nicht in der Lage ist, diese chemischen Substanzen aus anderen Stoffen selbst zu synthetisieren. (...) Nach kürzerem oder längerem Fehlen solch essentieller Nährstoffe stellen sich spezifische Mängelscheinungen ein, die bis zum Tod führen können. Besonders drastisch ist dieser Effekt bei *Wasser*, das daher unbedingt als essentieller Nährstoff eingestuft werden muss.“¹²⁰

Ohne die ständige Zufuhr von Wasser ist selbst die Aufrechterhaltung rudimentärer menschlicher Lebensfunktionen nicht möglich.¹²¹ Im 2004 veröffentlichten Ernährungsbericht der Deutschen Gesellschaft für Ernährung wird entsprechend

120 Dürrschmid, Klaus: Das essentielle Lebensmittel Wasser, in: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. Mitteilungen 13 (2006), S. 2–11, hier S. 4. Hervorhebung durch den Autor.

121 Vgl. ebd. S. 2.

das Wasser als „absolut lebensnotwendig“ bezeichnet und eine tägliche Flüssigkeitszufuhr von rund 1,5 Litern empfohlen – weitere Wasserzufuhr erfolgt in „beträchtlichen Mengen“ über die feste Nahrungsaufnahme.¹²² Zwar kann dies für einen erwachsenen Menschen durchaus als Richtwert dienen, doch ist der tatsächliche Bedarf laut Dürrschmid abhängig von Alter und mehr noch der individuellen Aktivität.¹²³

Die Bedeutung des Wassers in der Ernährung war auch im 19. Jahrhundert schon hinreichend bekannt.

So wurden in der renommierten „Zeitschrift für Biologie“ 1873 Richtwerte eines täglichen Wasserkonsums vorgeschlagen und diese bereits in Abhängigkeit von der jeweiligen körperlichen Betätigung gesetzt.¹²⁴ Noch 40 Jahre später empfahl man die Angaben des Autors in wissenschaftlichen Publikationen: „Der tägliche Bedarf eines erwachsenen Menschen, der normal lebt und mäßiger körperlicher Beschäftigung obliegt, ist nach Forster auf 2,2 bis 3,5 kg Wasser anzusetzen.“¹²⁵ Wichtiger als quantitative Normen waren hingegen Kenntnisse über die notwendige Qualität des Trinkwassers, die unter anderem in Gesundheitsratgebern diskutiert wurde: „Ein Trinkwasser, welches allen Anforderungen entsprechen soll, muß klar, hell und nach einigem Stehen geruchlos sein, da es sonst mit organischen Wesen Infusorien und niedrigen pflanzlichen Gebilden durchsetzt ist und hierdurch der Gesundheit nachtheilig wird.“¹²⁶ Die Trinkwasserqualität gehörte zu den zentralen Problemen des 19. Jahrhunderts.



Abb. 5: Wasser als wesentlicher Bestandteil einer gesunden Ernährung

122 Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.): Essen und Trinken. Kurzfassung des Ernährungsberichts 2004, Bonn 2004, S. 41; Dürrschmid, Lebensmittel Wasser (2006), S. 2.

123 Vgl. Dürrschmid, Lebensmittel Wasser (2006), S. 6.

124 Vgl. Forster, J.: Versuche über die Bedeutung der Aschebestandtheile in der Nahrung, in: Zeitschrift für Biologie 9 (1873), S. 279–380.

125 Lichtenfelt, H.: Geschichte der Ernährung, Berlin 1913, S. 3.

126 Schroot, A.: Des Menschen Leben und Gesundheit. Ein Haus- und Familienbuch, Leipzig 1886, S. 39.

2.2.2 Die medizinische Topographie des Dr. Anton Velten: Eine exemplarische Quellendiskussion

Mit der Medizinaltopographie des Kreises Bonn aus dem Jahre 1826 erfolgt die erste exemplarische Quellendiskussion dieser Arbeit. Bevor das Material jedoch auf seinen themenspezifischen Informationsgehalt geprüft wird, soll einführend ein kurzer Überblick über die Entwicklung der Quellengattung, ihre wissenschaftliche Nutzung und den Aussagewert für die kulturhistorische Forschung gegeben werden.

Medizinische Topographien sind in ihrer speziellen Ausprägung eine Erscheinung des 18. Jahrhunderts.¹²⁷ Im Rahmen der Aufklärung wurde einerseits die Medizin als Wissenschaft aufgewertet, andererseits die Kameralistik zur Optimierung der Staatsfinanzen gefördert. In Kombination beider Disziplinen sollten die Medizinaltopographien detaillierte Informationen über die Lebensumstände der Bevölkerung liefern, um so „die Basis zu einer effektiven ‚Medicinischen Polizey‘ zu bieten.“¹²⁸ Im preußischen Rheinland des frühen 19. Jahrhunderts war das Verfassem von Berichten der zuständigen Kreismediziner weit verbreitet, was mitunter als Folge der französischen Besatzung bis 1814 und somit als Versuch einer genaueren Kenntnisnahme der neuen Reichsprovinzen zu werten ist. Nach 1830 endet die Zeit klassisch informationsbreiter Topographien, was Barbara Becker-Jákli vornehmlich auf Spezialisierungstendenzen in der Medizin zurückführt.¹²⁹

Der wissenschaftliche Wert der medizinischen Topographien wurde vergleichsweise spät erkannt. Ihr Potenzial zur Erklärung von Krankheitsbildern war gering¹³⁰, doch stellte die Medizingeschichte die Bedeutung im Hygienediskurs sowie für medizinhistorische Forschungsfragen generell heraus.¹³¹ Seit den

127 Ein detaillierter Überblick über die Geschichte der Quellengattung findet sich vor allem in Brügelmann, Jan: Der Blick des Arztes auf die Krankheit im Alltag 1779–1850. Medizinische Topographien als Quelle für die Sozialgeschichte des Gesundheitswesens, Berlin 1982, S. 6–34; Stremmel, Ralf: Alltag im Kreis Solingen 1823. Dr. J.W. Spiritus und seine medizinische Topographie, Solingen 1991, S. 26–30; Jusatz, Helmut J.: Die Bedeutung der medizinischen Ortsbeschreibungen des 19. Jahrhunderts für die Entwicklung der Hygiene, Heidelberg 1967.

128 Becker-Jákli, Barbara (Hg.): Köln um 1825 – ein Arzt sieht seine Stadt. Die medizinische Topographie der Stadt Köln von Dr. Bernard Elkendorf, Köln 1999, S. 215.

129 Ebd. S. 219f.

130 Vgl. ebd. S. 218.

131 Vgl. Jusatz, Entwicklung der Hygiene (1967), S. 179ff.

1960er Jahren weitete sich Nutzung der Quellen auf die gesamte Geschichtsforschung aus, hier insbesondere für sozial- und alltagshistorische Fragestellungen. In der Volkskunde wurde bereits durch Heinz Zeiss in den 1930er Jahren auf den Aussagewert der Topographien verwiesen.¹³² Inzwischen gehören die Medizinaltopographien zu den kanonisch verwendeten Quellen des Faches.¹³³ Eine intensive Interpretation des Materials erfolgte allerdings erst in den späten 1970er Jahren.¹³⁴ Zu diesem Zeitpunkt begann auch die Nahrungsforschung – vergleichsweise früh – an der kulturwissenschaftlichen Aufarbeitung der medizinischen Beschreibungen zu partizipieren. Wiegelmann nutzte die Daten bereits für seinen wegweisenden Beitrag zur Erforschung der Nahrungskultur unter dem Einfluss der Industrialisierung. „Das Material für den Querschnitt der Zeit um 1800 wurde in erster Linie den für zahlreiche Städte vorliegenden medizinischen Topographien entnommen.“¹³⁵ In der Nahrungsethnologie ist die Nutzung der Quellengattung daher populär.¹³⁶

Die Etablierung der Medizinaltopographien als gängige Quellengattung zur Analyse der Alltagskultur des 18. und 19. Jahrhunderts verweist bereits auf den

132 Vgl. Zeiss, Heinz: Medizinische Topographien als volkskundliche Quellen, in: Archiv für Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) und Bevölkerungspolitik 5 (1935), S. 175–182.

133 Vgl. exemplarisch Wolff, Eberhard: Volkskundliche Gesundheitsforschung, Medikalkultur- und „Volksmedizin“-Forschung, in: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 617–636; Gerndt, Studienskript (1997), S. 63; Baumhauer, Joachim F.: Hausforschung, in: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 101–131.

134 Seit 1982 wurden in einem interdisziplinären Projekt der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verstärkt medizinische Ortsbeschreibungen ediert und in diversen Beiträgen bearbeitet. Vgl. exemplarisch Zorn, Wolfgang: Medizinische Volkskunde als sozialgeschichtliche Quelle. Die bayerische Bezirksärzte-Landesbeschreibung von 1860/62, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 69 (1982), S. 219–231; Probst, Christian: Die Frömmigkeit des Landvolkes. Aus den Berichten bayerischer Landärzte um 1860, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 57 (1994), S. 405–434.

135 Vgl. Wiegelmann, Nahrungsgewohnheiten in der Industrialisierung (2005), S. 230.

136 Vgl. exemplarisch Heizmann, Berthold: Medizinische Topographien als volkskundliche Quelle. Ein Beitrag zur Nahrungsforchung im Rheinland, in: Fachwerk. Mitteilungen des Volkskundlichen Seminars der Universität Bonn 1/2 (1983), S. 24–32; Spiegel, Beate: „Die Bauernweiber sind durchschnittlich schlechte Köchinnen...“. Die Ernährung der Niederbayern um 1860 im Spiegel der Physikatsberichte, in: Freundeskreisblätter Freilichtmuseum Südbayern 28 (1989), S. 20–35.

hohen Aussagewert für die kulturhistorische Forschung. In Anlehnung an die Ausführungen Ahasver von Brandts kategorisiert die Volkskunde Quellenmaterial entweder als „Tradition“ oder „Überrest“, wobei eine Einordnung stets von der Perspektive beziehungsweise der an das Material gerichteten Fragestellung abhängt.¹³⁷ Dargelegte Informationen über die Lebensrealität der zeitgenössischen Bevölkerung – in diesem Fall bezüglich des Wassertrinkens – sind kritisch zu betrachten, das heißt, hinsichtlich der bewussten wie unbewussten Verfälschung des Autors zu untersuchen.¹³⁸ Die Problematik entspricht jener des volkskundlichen Gewährsmannprinzips: Die typischen Experten – Lehrer, Pfarrer und Ärzte – haben in der Regel zwar leichten Zugang zu breiten Teilen der Bevölkerung, inwieweit ihre Schilderungen aber die Lebensrealität einzelner Gruppen tatsächlich spiegeln, bleibt fraglich.¹³⁹ Ihr Blick ist meist stark bürgerlich geprägt, soziale Missstände können hinsichtlich eigener Zuständigkeiten geschönt werden.

Wenngleich bereits Ende des 18. Jahrhunderts deutliche Kritik an der staatlich vorgegebenen Form der Topographien¹⁴⁰, insbesondere der zwangsverordneten Informationsbreite geübt wurde, erweist sich gerade dieser zeitgenössische „Mangel“ als besondere Stärke der Quelle für gegenwärtige Forschungen.¹⁴¹ Die Topographien waren, „gerade weil sie den eigentlich medizinischen Aspekt weit überschritten, lange Zeit die intensivsten, ausführlichsten Beschreibungen der Verhältnisse eines Ortes (...) und sind daher auch als frühe ethnographische Studien (...) zu verstehen.“¹⁴²

137 Vgl. Brandt, Ahasver von: Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften, Stuttgart 1998; Kramer, Historische Volkskultur (1968), S. 14f.

138 Vgl. ebd. S. 17ff.

139 Vgl. Brednich, Rolf W.: Quellen und Methoden, in: Ders.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 77–100, hier S. 89.

140 Die staatliche Verwaltung beauftragte den entsprechenden Kreisphysikus anhand eines vorgegebenen Schemas ausführliche Informationen über die Bevölkerung einzuholen. Vgl. Stremmel, Alltag (1991), S. 27.

141 Vgl. Fischer, Alfons: Geschichte des Deutschen Gesundheitswesens. Bd. 2: Von den Anfängen der hygienischen Ortsbeschreibungen bis zur Gründung des Reichsgesundheitsamtes, Berlin 1933, S. 117–119. Vgl. auch Brügelmann, Topographien als Quelle (1982), S. 25.

142 Becker-Jákli, Topographie (1999), S. 219.

2.2.2.1 Trinkkultur um 1825

Möchte man die informationsreiche Topographie des Dr. Anton Velten – Bonner Kreisphysikus seit 1824 – hinsichtlich der einführend genannten Forschungsfrage erschließen, so bietet sich ein Einstieg über seine Darstellung der „Nahrungsweise“ an.¹⁴³ Dort findet sich eine zusammenhängende Aufstellung folgender Getränke: *Wasser*, Wein, Bier, Branntwein, Rum, Arrak, Kaffee, Kaffee-Surrogate und Tee. Mineralwasser findet in diesem Zusammenhang keine Erwähnung, wird aber an anderer Stelle hinsichtlich seiner chemischen Zusammensetzung und medizinischen Wirkung detailliert diskutiert.¹⁴⁴ Während den Aspekten des Mineralwasserkonsums hier nicht vorgegriffen werden soll, müssen aber einige Überlegungen zur Konstellation der Trinkgewohnheiten um 1825 erfolgen.¹⁴⁵ Quantifizierungen können eine Grundlage bilden, auf welcher die Bedeutung des Wassertrinkens zu erschließen ist. Allerdings liegen keine statistischen Daten vor, aus denen ein sozial differenzierter Konsum für den Zeitraum rekonstruiert werden könnte.

Die Produktionszahlen – hier zumindest teilweise bekannt (Branntwein/Bier)¹⁴⁶ – geben keine gesicherte Auskunft: Die Getränke wurden im Umland gehandelt, der Zukauf vornehmlich teurer Qualitätsprodukte für die Oberschicht ist kaum dokumentiert¹⁴⁷ und auch Angaben zur privaten Branntweingewinnung fehlen völlig.¹⁴⁸ Auf der qualitativen Ebene bietet Veltens Topographie dennoch einige Hinweise: Demnach wurden Rum und Arrak nur geringfügig und ausschließlich in „höheren Ständen“ genossen, das Bier und der Bonner Wein insbesondere der Mittelschicht – „Studenten, Bürgern und Handwerkern“ – zugeschrieben. Aufgrund der niederen Qualität dieser Getränke und dem entsprechend günstigen Preisniveau beschränkte „sich der Genuß des/Branntweins nur auf Tagelöhner, Handwerker und Landleute“.¹⁴⁹ Inwieweit diese soziale Zuordnung tatsächlich zutrifft, ist hier schwer zu beurteilen, doch muss davon

143 Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 143ff.

144 Vgl. ebd. S. 106ff.

145 Der Mineralwasserkonsum wird im Kapitel 2.4 „Aspekte einer Kulturgeschichte des Mineralwassers“ detailliert besprochen.

146 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 163.

147 Vgl. Uhlig, Mirko: Alkoholkonsum in der Region Bonn. Zur kulturellen Bedeutung des Trinkenverhaltens im 19. Jahrhundert, Bonn 2007 (unveröffentlichte Magisterarbeit).

148 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 163. Velten selbst bezieht Wein aus dem Ahrtal und gibt Hinweise auf den Import französischer Weine. Vgl. ebd. S. 104.

149 Ebd. S. 161.

ausgegangen werden, dass ein beträchtlicher Anteil hochprozentigen Alkohols insbesondere in der Oberschicht verzehrt wurde.¹⁵⁰

Das Szenarium einer industriellen Branntweinpest ist ein Topos, der einer zeitgenössischen Thematisierungskonjunktur bürgerlicher Betrachter entspringt und so nicht unkritisch übernommen werden kann.¹⁵¹ Der Konsum alkoholischer Getränke muss zumindest für die Unter- und Mittelschichten insgesamt als gering eingeschätzt werden: Der aus „Roggen und Kartoffeln“ gewonnene Branntwein diente, insbesondere im Verzehr „eines Gläschen“ am Morgen, maßgeblich als Energieträger, kaum als Durstlöscher oder massenhaft konsumiertes Rauschmittel.¹⁵² Berthold Heizmann weist dies für den ländlichen Raum nach.¹⁵³ Heinrich Tappe hat für die Rheinprovinz um 1830 einen Durchschnittskonsum von circa 15 Litern pro Kopf/Jahr berechnet, wobei klare Stadt-Umland-Differenzen, regionale Abweichungen und wirtschaftskonjunkturelle Schwankungen zu berücksichtigen sind.¹⁵⁴ Auch der Bierkonsum deckte wohl keinesfalls den Flüssigkeitsbedarf der Bevölkerung: Tappe geht im Rheinland von einem Jahressdurchschnittskonsum (1831) von circa 22 Litern pro Kopf aus, wobei Hirschfelder mit seiner Prognose für den Aachener Raum von bis zu 80 Litern (pro Kopf/Jahr nach 1810) erneut regionale Differenzen unterstreicht.¹⁵⁵ Zudem muss davon ausgegangen werden, dass sich der statistische Alkoholkonsum ungleichgewichtig auf Werk-, Wochenend- und Feiertage verteilte. „Die Trunksucht ist hier eine seltene Erscheinung, nur die lustigen Handwerksgesellen eilen, an Sonn- und Montagen den Woche[n]lohn zu verzehren.“¹⁵⁶ Der Weinverbrauch der Bonner Mittelschicht könnte, aufgrund des lokalen Anbaus und billigen Vertriebs, Hirschfelders Vergleichswerte für den Aachener Raum

150 Vgl. Hirschfelder, Gunther: „Und also die ganze Woche ein grosses Gesaupte war.“ Aspekte oberschichtlicher Trinkgewohnheiten im Rheinland vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, in: Volkskultur an Rhein und Maas 13 (1994), S. 5–14, hier S. 6.

151 Vgl. Hirschfelder, Gunther: Der Mythos vom Elendstrinken. Die Realität der frühen Fabrikarbeiterenschaft im Raum Aachen 1750–1850, in: Der Bürger im Staat 52/4 (2002), Nahrungskultur. Essen und Trinken im Wandel, S. 219–225, hier S. 220f.

152 Ebd. S. 161.

153 Vgl. Heizmann, Berthold: Trinksitten und die Sitte des Trinkens im 19. Jahrhundert. Ein volkskundlicher Beitrag zur Geschichte des Branntweins, in: Hildener Museumshefte 1 (1989), S. 41–51, hier S. 41f. Vgl. dazu auch Wyrwa, Branntwein und Bier (1990), S. 29–92.

154 Vgl. Tappe, Alkoholkultur (1994), S. 65ff.

155 Vgl. ebd. S. 85; Hirschfelder, Alkoholkonsum Aachen (2004), S. 293f.

156 Körchner, Topographie Bonn (1988), S. 177.

(Gesamtbevölkerung: circa zehn Liter pro Kopf/Jahr) zwar überschreiten, wird aber dennoch kaum größeres Gewicht besessen haben. Ein verstärkter Weinkonsum an besonderen Feier- und Festtagen, wie von Velten für Kirchweih belegt¹⁵⁷, ist nicht zuletzt hinsichtlich der Markierung von Differenzqualitäten zum alltäglichen Konsum anzunehmen.¹⁵⁸

„Die Konsumtion keines Getränkес aber ist so groß als jene des Kaffees.“¹⁵⁹ Diese Einschätzung Veltens über den verbreiteten Kaffeegenuss kann nur eingeschränkt als korrekt bezeichnet werden. Es muss tatsächlich davon ausgegangen werden, dass der Kaffee, egal ob Kolonialware oder Surrogat, durch einen schichtenübergreifenden sowie – gemäß Mahlzeitenrhythmus – besonders regelmäßigen Konsum übermäßig auffiel. „Nur die Knechte der Landleute essen morgens noch Mehlabrei“ – der Kaffee hatte also die seit dem Mittelalter für breite Bevölkerungsteile vorherrschende Breikost inzwischen fast vollständig abgelöst.¹⁶⁰ Dies zeigt aber auch, dass der Kaffee in erster Linie der Speiseergänzung und Strukturierung des Tages, weniger aber der Flüssigkeitszufuhr diente.¹⁶¹ Tee hatte laut Velten sogar noch eine weit geringere Bedeutung in der Bonner Trinkkultur.¹⁶²

2.2.2.2 Wasser als Alltagsgetränk

Die Betrachtung des alternativen Getränkekonsums hat im Querschnitt (um 1825) gezeigt, dass die Deckung des täglichen Flüssigkeitsbedarfs anhand alkoholischer wie auch moderner Heißgetränke nur unzureichend hätte gedeckt werden können. Fruchtsäfte müssen als unwirtschaftlich ausgeschlossenen werden und finden überdies keinerlei Erwähnung in der Medizinaltopographie.¹⁶³ Die geführte Argumentation kann somit als indirekter Nachweis einer übergeordneten Relevanz des Wassers in der Trinkkultur breiter Bevölkerungskreise gel-

157 Vgl. ebd. S. 169.

158 Vgl. dazu exemplarisch Deile, Lars: Feste – eine Definition, in: Maurer, Michael (Hg.): Das Fest. Beiträge zu seiner Theorie und Systematik, Köln 2004, S. 1–17, hier S. 5f.

159 Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 162.

160 Vgl. Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986), S. 93.

161 Vgl. Teuteberg, Hans J.: Kaffeetrinken sozialgeschichtlich betrachtet, in: Skripta Mercaturae 14/1 (1980), S. 27–54, hier S. 46.

162 Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 162f.

163 Bezüglich der Unwirtschaftlichkeit von Saftgetränken vgl. Kapitel 2.3.4.1 „Alternative Getränke in der ländlichen Trinkkultur“.

ten.¹⁶⁴ Abels Berechnungen zu den Lebenshaltungskosten einer fünfköpfigen Maurerfamilie in Berlin um 1800 stützten diesen Ansatz: Er geht davon aus, dass gerade einmal 2,1 Prozent des Einkommens für Getränke ausgegeben wurde – der Hauptbedarf kann entsprechend nur anhand des kostenfreien Wassers gedeckt worden sein.¹⁶⁵

In Veltens Beschreibung der Getränkeauswahl spiegelt sich der hohe Konsum des Wassers allerdings nicht. Ohne dezidierte Äußerungen zum Trinken heißt es dort einführend:

„Das Regenwasser wird hier in ausgemauerte[n] Zisternen gesammelt, worauf Pumpen gesetzt sind. Es dient zur Wäsche, zum Einweichen des Stockfisches und zum Abbrühen der Hülsenfrüchte, welche dadurch weicher werden als durch das Brunnenwasser. Offene Brunnen hat man hier keine, sondern Pumpen und drei aus der Duisdorfer Wasserleitung kommende Springbrunnen.“¹⁶⁶

Im Kontext der ausführlichen Schilderungen alternativer Getränke fällt diese Passage eher unzulänglich aus. Veltens Desinteresse an Wasser als Getränk kann als Hinweis auf die zeitgenössische Wertigkeit innerhalb der Trinkkultur gedeutet werden. Entsprechend Teutebergs Nahrungsmodell von 1986 ließe sich das Wasser als „Nur-funktionelles Produkt“ klassifizieren, welches das physische Überleben zwar sichert, ferner aber nahezu symbolneutral ist und entsprechend prestigestärkeren Getränken (Wein etc.) untergeordnet wird; hier also nur reduzierte Beachtung erfährt.¹⁶⁷ „Die Alltagsspeisen genießen durchweg kein besonderes Interesse“, schrieb Wiegelmann passend 1967.¹⁶⁸ Es ist anzunehmen, dass Wasser als zu gewöhnlich und einfach erachtet wurde, als dass man dem Konsum größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Dieser Verdacht wird in einer zeitgleichen Topographie des Siegkreises bestärkt: „Unter allen Getränken, die hier genossen werden, ist das Wasser das allgemeinste“, so der Verfasser.¹⁶⁹

164 Hirschfelder nutzt ebenfalls diese Form des indirekten Nachweises, um die Bedeutung des Wassers in der griechischen und römischen Antike zu belegen. Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 331ff.

165 Vgl. Abel, Wilhelm: Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter, Hamburg 1978, S. 230.

166 Körchner, Topographie Bonn (1988), S. 159f.

167 Vgl. Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986), S. 6f. Vgl. ferner Tolksdorf, Nahrungsforschung, (2001), S. 244f.

168 Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 18.

169 Linn, Heinrich (Hg.): Die medizinische Topographie von Dr. Anton Lohmann. Der Siegkreis um 1825, Siegburg 1997, S. 133.

Die tatsächliche Relevanz des Trinkwassers sowie die entsprechende Versorgung der Bevölkerung lassen sich dennoch anhand verschiedener Abschnitte der Topographie aufdecken. Bonn verfügte mit diversen kleinen Bächen, dem Rhein und vor allem der hohen Niederschlagsmenge (1821–1824 circa elf Tage pro Monat) über ausreichende natürliche Wasserressourcen.¹⁷⁰ Gemäß Veltens vorstehender Schilderung ist jedoch davon auszugehen, dass die Einwohner ausschließlich Grund- und Regenwasser tranken. Eine Entnahme des Flusswassers zu Nahrungszwecken kann durch die Topographie nicht nachgewiesen werden. Das in Zisternen gesammelte Regenwasser wird dabei in der Tat vornehmlich als Koch- und Waschwasser Verwendung gefunden haben. Der Härtegrad des Wassers war sowohl für den Garungsprozess bestimmter Gemüsesorten als auch für die Effektivität des Waschens entscheidend. Entsprechende Erläuterungen finden sich bereits in der Haushaltsliteratur des 19. Jahrhunderts: „Je besser das Wasser beim Trinken schmeckt, d.h. je härter es ist, desto schlechter ist es zum Kochen. Zu hartes Wasser enthält zu viel Kalk, man erkennt es daran, daß das Wasser die Seife nicht auflöst (...) und daß die Erbsen darin nicht gahr werden.“¹⁷¹ Allerdings gibt Velten einen weiteren Hinweis, der das Trinken des Regenwassers zumindest temporär wahrscheinlich macht: „Vilich hat, wenn bei trockenen Sommern in den nahegelegenen Ortschaften Mangel daran [Trinkwasser] entsteht, zu Pützchen, Villip, Villiprott (...) eine nie versiegende Springquelle.“¹⁷² Obgleich keine detaillierten Informationen bezüglich der Zisternenutzung in Vilich vorliegen, so muss doch davon ausgegangen werden, dass der Genuss von Regenwasser dem Transport größerer Wassermengen aus den benachbarten Ortschaften vorgezogen wurde. Versiegten die Brunnen, trank man das auf Hausdächern gesammelte Regenwasser, so Hirschfelder zu den Verhältnissen in der Stadt Remscheid um 1880.¹⁷³

Gebräuchlicher war in jedem Fall das Brunnenwasser, dem sich Velten, wenngleich im Kontext der Landes- und nicht der Ernährungsbeschreibungen,

170 Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 109, 378f. Die statistischen Klimadaten Veltens decken sich weitestgehend mit jenen des zeitgleich amtierenden Kölner Kreisphysikus. Vgl. Becker-Jákli, Topographie (1999), S. 145f.

171 Das häusliche Glück. Vollständiger Haushaltsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen. Zugleich ein nützliches Hülfsbuch für alle Frauen und Mädchen, die „billig und gut“ haushalten lernen wollen, hg. von einer Commission des Verbandes „Arbeiterwohl“, Mönchengladbach/Leipzig 1882, S. 85.

172 Körschner, Topographie Bonn (1999), S. 106.

173 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 350.

mit besonderer Aufmerksamkeit widmet. Er nimmt nicht nur eine genaue Lokalisierung einzelner städtischer Brunnen vor – er nennt solche des Marktes, der Sternstraße, der Bonn-, Brüder-, Rhein- und Neugasse, der Joseph- und Kommanderiestraße, der Sürst und des Münsterplatzes¹⁷⁴ –, sondern geht auch auf Geschmack und Qualität des jeweiligen Wassers ein:

„Der Hauptbrunnen von Bonn ist die vom Kurfürsten Max Franz errichtete sogenannte Fontaine. (...) Dieses Wasser ist rein von Geschmack, sehr klar und bleibt es, wenn auch lange Zeit der freien Luft ausgesetzt. (...) Die übrigen Brunnen (...) haben ebenfalls ein gutes klares Wasser“.¹⁷⁵

Dass gerade die „Fontaine“ des Marktes als Hauptbrunnen bezeichnet wird, lässt sich zum einen sicherlich durch die zentrale Lage begründen: Die Wasserstelle war für die Bevölkerungsmehrheit leicht erreichbar und konnte als kommunikatives Zentrum jener Frauen dienen, die im Rahmen ihrer Anstellung oder häuslichen Tätigkeit mit der Trinkwasserbeschaffung beauftragt waren. Wolfgang Schmid hat in seiner Arbeit zu mittelalterlichen Brunnengemeinschaften bereits auf die Bedeutung der Wasserstellen im sozialen Leben hingewiesen. „Hier begegneten sich die Mägde und erzählten sich den neuesten Klatsch, hier begegneten sich Bürger und Marktbesucher“ – und sind direkte Quellennachweise auch selten, „so kann man die kommunikative Funktion von Brunnen doch allgemein voraussetzen.“¹⁷⁶ Dass dieser soziale Mehrwert der Brunnen die Vormoderne überdauert hat und wohl auch zur Zeit Veltens noch relevant war, spiegelt sich in Publikationen des 19. Jahrhunderts. Die durch die Industrialisierung bedingte Landflucht brach tradierte Sozialstrukturen und damit die Generationen verbindende Vermittlung von Wissen auf und schuf somit einen Markt für unterschiedlichste Ratgeberliteratur, die sich zum Jahrhundertwechsel hin erheblicher Beliebtheit erfreute. Eine Kommission des Verbandes „Arbeiterwohl“ veröffentlichte 1881, 1882 dann bereits in elfter Auflage, „Das häusliche Glück“. An „alle Frauen und Mädchen“ gerichtet, gab das Buch weitreichenden Rat für „vorbildliche“ Haushaltung und Lebensführung. „Willst du das häusliche Glück erringen und bewahren, dann musst du nirgends lieber weilen, als in deinem Hause (...) und suche du selber nicht deine Freude im Plaudern mit Nachbarn,

174 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 105.

175 Ebd. S. 104f.

176 Schmid, Wolfgang: Brunnen und Gemeinschaften im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 267 (1998), S. 561–586, hier S. 581.

im Plaudern *am Brunnen*, auf dem Markte oder im Laden.“¹⁷⁷ Diese Handlungsanweisung entspricht dem patriarchalischen Gesellschaftsbild des 19. Jahrhunderts, in dem der Frau nur bedingt sozialer Umgang zugestanden wurde.¹⁷⁸

Die bevorzugte Lage teilte die Fontaine jedoch mit weiteren Brunnen, so dass sich ihre starke Nutzung so nicht hinreichend begründen ließe. In diesem Zusammenhang hebt Velten jedoch hervor, dass ihr Wasser aus dem Duisdorfer Berg gespeist wurde. „Daselbst ist im Berge ein ausgemauertes und gewölbtes, noch mit einem Dache versehenes Becken angebracht, worin die Röhre zur Wasserleitung mündet“.¹⁷⁹ Nur zwei weitere öffentliche Brunnen seien mit dieser Leitung verbunden gewesen. Der Anschluss bot klare Vorteile gegenüber den anderen Brunnen: Das fließende Bergwasser war weniger als das stehende Grundwasser eines Brunnens durch lokale Verschmutzung und – da abseits direkter Siedlung – zudem kaum durch Abwässer und Fäkalien gefährdet. Wasser war also durchaus nicht gleich Wasser. Schon die variierende Brunnennutzung spiegelt Konsumpräferenz, die Selektion – so Tolksdorf bezüglich der Ernährung insgesamt – „eine Kulturleistung“.¹⁸⁰

2.2.2.3 Das Wassertrinken und seine Gefahren

Die Fontaine als Hauptbrunnen der Stadt verweist auf die Bedeutung sauberen Trinkwassers um 1825 und markiert zudem indirekt, dass Qualitätsmängel durchaus nicht ungewöhnlich waren. Letztere konnten vom Nutzer nur sensorisch erkannt werden, Zusammenhänge zwischen konkreter Verschmutzung und entsprechender Trinkwasservergiftung waren überwiegend unbekannt.¹⁸¹ In Velten's Topographie heißt es dahingehend:

177 Das häusliche Glück (1882), S. 18. Hevorhebung durch den Autor.

178 Vgl. Freudenthal, Margarete: Bürgerlicher Haushalt und bürgerliche Familie vom Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen, Frankfurt a. M. 1978, S. 375–398, hier S. 391; Boudet, Robert: Die bürgerliche Familie, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen, Frankfurt a. M. 1978, S. 399–403; Perrot, Michelle/Martin-Fugier, Anne: Die Akteure, in: Ariès, Philippe/Duby, Georges (Hg.): Geschichte des privaten Lebens. Bd. 4: Von der Revolution zum Großen Krieg, Frankfurt a. M. 1992, S. 95–310, hier S. 127ff.

179 Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 104.

180 Tolksdorf, Nahrungsforschung (2001), S. 244.

181 Vgl. Fleermann, Ernährung in Ratingen (2004), S. 50.

„Der Brunnen im Poppelsdorfer Schlosse hatte auf der Erde neben der Pumpenkapsel eine große Öffnung. Dadurch, daß die Mägde der Einwohner der Gemächlichkeit wegen an der Pumpe spülten und die Gemüse wuschen, waren animalische und vegetabilische Stoffe in das Wasser gefallen, welche zum Teile in Gärung übergetreten, demselben ein trübes Ansehen und einen ekelhaften Geschmack gaben.“¹⁸²

Dies macht zumindest zweierlei deutlich: Missstände im Hygienebereich wurden bereits im Kontext medizinischer Überlegungen erfasst, obgleich unzulängliche naturwissenschaftliche Techniken eher Korrelationen als sichere Kausalbezüge offen legten. Eine Popularisierung dieses Wissens war hingegen noch nicht erfolgt, beziehungsweise wurde durch wissenschaftliche Uneinigkeit in konkreten Problemfällen zusätzlich erschwert.¹⁸³ Eine Bonner Polizeiverordnung untersagt noch 1898 das Spülen und Waschen von Gefäßen, Wäsche, Gemüse oder anderen Gegenständen an öffentlichen Brunnen.¹⁸⁴ Inwiefern diese Bestimmung – 23 Jahre nach der Einführung einer zentralen Wasserversorgung und fast 75 Jahre nach Veltens früher Thematisierung – noch immer zwingenden Handlungsbedarf markierte, wird im weiteren Verlauf der Arbeit zu prüfen sein. Da sie allerdings an Bestimmungen der Jahre 1869 und 1880 anknüpft¹⁸⁵, muss für das 19. Jahrhundert eine Unsicherheit im Umgang mit staatlich verordneten Hygienevorstellungen zumindest grundsätzlich in Betracht gezogen werden, vor

182 Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 106.

183 Fehlende wissenschaftliche Kenntnisse führten bis ins 20. Jahrhundert zu energischen Auseinandersetzungen zwischen Medizinern, Ingenieuren und Politikern, die sich zum Beispiel in den Kontroversen um die Flussverunreinigung spiegeln. Vgl. dazu Hardy, Anne I.: Trinkwassertheorie und Flußverunreinigung im 19. Jahrhundert, in: Hähner-Rombach, Sylvelyn: „Ohne Wasser ist kein Heil“. Medizinische und kulturelle Aspekte der Nutzung von Wasser, Stuttgart 2005, S. 55–66, hier S. 60ff. Vgl. ferner exemplarisch Münch, Peter: Stadthygiene im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1993; Artelt, Walter (Hg.): Städte-, Wohnungs- und Kleidungshygiene des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Vorträge eines Symposiums vom 17.–18. Juni 1967 in Frankfurt am Main, Stuttgart 1969.

184 Vgl. Dietz, Josef: Bonner Bürgerbuch. Enthaltend eine Sammlung der Ortsstatute und Polizei-Verordnungen für den Stadtkreis Bonn und vieler sonstiger Bestimmungen, Bonn 1900, S. 98.

185 Vgl. ebd. S. 93.

allem „die Zusammenhänge zwischen Krankheit, Sterblichkeit und Wasserqualität“ betreffend.¹⁸⁶

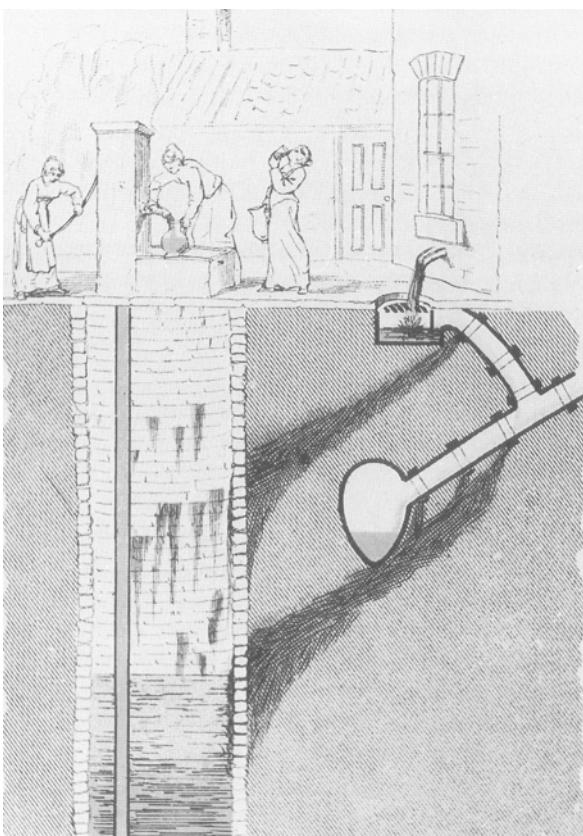


Abb. 6: Illustration einer Aufklärungsschrift,
Kiel 1886

Um 1825 war eine Versorgung mit sauberem Trinkwasser durch zahlreiche lokale Einflüsse gefährdet. Velten nimmt daher eine genaue chemische Untersuchung der genannten Brunnen vor, wobei er aber keine schädlichen Einflüsse festzustellen vermag und somit das Bonner Wasser insgesamt als sauber ausweist.¹⁸⁷ Seine generalisierende Bewertung muss allerdings kritisch betrachtet werden, denn sie unterlag den naturwissenschaftlichen Möglichkeiten des frühen 19. Jahrhunderts. Insbesondere offene Brunnensysteme konnten leicht verunreinigt und das geführte Grundwasser entsprechend verseucht werden. Die „Verordnungen zur Reinhaltung der Brunnen wurden nur schwach befolgt.“¹⁸⁸ Zwar waren laut

Velten alle Bonner Brunnen geschlossen, doch muss davon ausgegangen werden, dass diesen öffentlichen Wasserstellen eine Vielzahl privater Brunnen gegenüber stand. Hier wurden weder regelmäßige Trinkwasserkontrollen durchgeführt noch finden sie überhaupt in der Quelle Erwähnung.¹⁸⁹ Offene Ziehbrunnen wurden regelmäßig durch Abfälle und tote Tiere, „vornehmlich Katzen und Mäuse“, vergiftet. Ohne Abdeckung war die Sauberkeit eines Brunnens daher kaum zu gewährleisten, was im Verlauf des 18. Jahrhunderts maßgeblich zur Umstellung auf Pumpensysteme im öffentlichen Raum geführt hatte.¹⁹⁰ Während

186 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 346. Vgl. exemplarisch Hardy, Anne I.: Ärzte, Ingenieure und städtische Gesundheit. Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a. Main 2005, S. 275–279.

187 Vgl. Körtschner, Topographie Bonn (1988), S. 104f.

188 Paczensky/Dünnebier, Kulturgeschichte des Essens (1994), S. 228. Vgl. auch Abb. 7: Noch gegen Ende des Jahrhunderts wurde mittels Flugblätter auf die Gefahr von Trinkwasserverunreinigung in Brunnennähe aufmerksam gemacht werden.

189 Vgl. Kluge/Schramm, Wassernöte (1986), S. 9.

Verschmutzungen dieser Art vergleichsweise leicht einsichtig und gut zu beheben waren, wurde die Summe der Qualitätsmängel abermals durch ein unzulängliches Hygieneverständnis bestimmt. An erster Stelle sind private und gewerbliche Abfälle sowie Fäkalien als Hauptursachen der Verunreinigungen im frühen 19. Jahrhundert zu nennen. Die Flüsse wurden als natürliche Entsorgesysteme verstanden und entsprechend genutzt:¹⁹¹ Auch in Bonn und Köln leitete man Abwässer jeder Art über wenige zentrale Kanäle (zum Beispiel alte Stadtgräben) in die nächsten Bäche und Flüsse ein.¹⁹² Diese Vorgehensweise wurde offensichtlich als unbedenklich, vor allem aber als besonders praktisch und sachdienlich erachtet: „Die Reinlichkeit der Stadt ist aber auch leicht zu handhaben, da in derselben zehn Kanäle sich befinden, welche das Regenwasser und jeden damit verbundenen faulenden oder fauligen Stoff aufnehmen und wegführen.“¹⁹³ Auch die Mediziner erkannten die Missstände nur unzureichend. Zwar sah man es als der Gesundheit nachteilig an, dass das Wasser der sich „ergießenden Straßenrinnen sehr bald in Fäulnis übergeht“, doch wurde eine Gefahr weniger für das lokale Grundwasser als für die Passanten gesehen. Es bestand allgemeine Uneinigkeit bezüglich der Frage, ob negative Einflüsse faulender Substanzen über das Wasser, den Boden oder die Luft übertragen werde.¹⁹⁴ Eine hinreichende zentrale Abfallentsorgung etablierte sich gerade erst, Vorschriften waren regional stark unterschiedlich, die Entsorgungsbetriebe meist in privater Hand.¹⁹⁵ Während die Straßenreinigungsfrage großes Gewicht besaß, wurde der negative Einfluss der Fäkalien um 1825 vollkommen verkannt.¹⁹⁶ Die Schächte der Aborte waren meist ausgemauert, der Boden jedoch unbehandelt. Zwar sollten die Aborte per Verordnung täglich geleert werden, doch eher aufgrund der wirt-

190 Ebd. S. 16.

191 Vgl. exemplarisch Hardy, Flußverunreinigung (2005), S. 60ff.

192 Vgl. Becker-Jákli, Topographie (1999), S. 20ff. sowie S. 51, 71; Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 101, 116f.

193 Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 117.

194 Vgl. hinsichtlich der Übertragungstheorien per Luft exemplarisch Corbin, Alain: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs, Berlin 1996, S. 121ff.

195 Vgl. Ebd. S. 116f.; Becker-Jákli, Topographie (1999), S. 71f. Vgl. auch Evans, Richard J.: Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830–1910, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 174ff.

196 Vgl. Lühning, Arnold: Woher kommt das Wasser, in: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): Frisches Wasser. Kulturgechichtliche Aspekte der häuslichen Wasserversorgung in Schleswig-Holstein seit dem Mittelalter, Schleswig 1987, S. 11–37, hier S. 12. Vgl. auch Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 125, 141.

schaftlichen Relevanz der Exkremeante als Dünger. Nur alle zwei bis acht Jahre wurden die Aborte gründlich gereinigt, so dass eine permanente Belastung des Grundwassers – sicherlich abhängig von der natürlichen Beschaffenheit des Bodens – anzunehmen ist.¹⁹⁷ Dieser Umstand ist insbesondere hinsichtlich der weitverbreiteten Hausbrunnen, also einer Grundwasserentnahme in direkter Nähe der Abritte, bedenklich.¹⁹⁸

Als besonders problematisch sind die organischen Schlachtabwässer sowie die chemischen der Gerbereien (etc.) einzustufen.¹⁹⁹ Zwar gab es in Bonn bereits ein zentrales städtisches Schlachthaus, welches „eine der Gesundheit der Bewohner sehr günstige Lage“ hatte und Abwässer direkt Hang abwärts über einen Kanal in den Rhein einleiten konnte, doch kritisiert Velten die nach wie vor üblichen Hausschlachtungen.²⁰⁰ Diese seien für die Anwohner in erheblichem Maße ungesund, da „in ihrer Mitte schwere Haufen tierischer Stoffe gären und im Zustand der Fäulnis aus den Gruben“ weggeführt werden.²⁰¹ Auch hier wurde die Verunreinigung des Grundwassers weder erkannt noch entsprechend moniert. In der Kölner Topographie wird insbesondere auf den schädlichen Einfluss der – dort sicher relevanteren – Fabrikabwässer eingegangen.²⁰² Entsprechende Probleme in protoindustriellen Gebieten des Bonner Raums (etwa Oberkassel und Beuel) sind parallel anzunehmen.

Eine weitere Gefahr stellten die Begräbnisplätze dar, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts meist noch auf den Kirchhöfen und damit im städtischen Zentrum befanden.²⁰³ Bevölkerungswachstum und zunehmende Urbanisierung überlasteten nach 1800 bald die Kapazitäten der vormodernen Baustrukturen und verbreiteten „sogar in den benachbarten Straßen verderbliche Dünste“.²⁰⁴ Erste Verbote sollten zwar schon unter französischer Herrschaft die Auslagerung der Beerdigungen hinter die Stadtmauern erzwingen, doch weist der Kölner

197 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 141.

198 Die Problematik der dezentralen Brunnenversorgung war über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg akut. Vgl. dazu Abb. 1.

199 Vgl. Kluge/Schramm, Wassernöte (1986), S. 36, 76ff. Vgl. auch Becker-Jákli, Topographie (1999), S. 20f. Körschner, Topographie (1988), S. 131.

200 Körschner, Topographie (1988), S. 131.

201 Ebd. S. 131.

202 Vgl. Becker-Jákli, Topographie (1999), S. 22.

203 Vgl. exemplarisch Fleermann, Ernährung in Ratingen (2004), S. 48. Vgl. auch Ariès, Philippe: Geschichte des Todes, München 2002.

204 Becker-Jákli, Topographie (1999), S. 61. Vgl. dazu Schmid, Brunnengemeinschaften (1998), S. 585.

Kreisphysikus Bernard Elkendorf auf die – durch religiöse Vorstellungen geprägte – zögerliche Einsicht und entsprechende Handhabung der Bevölkerung hin.²⁰⁵ Verwesende Körper toter Menschen und auf den Straßen verendeter Tiere bargen erhebliches Vergiftungspotenzial für die zum Teil in nächster Umgebung befindlichen Grundwasserpumpen.²⁰⁶

Hinsichtlich der Bonner Medizinaltopographie als historische Quelle lässt sich folgendes Fazit ziehen: Die Analyse gibt einen ersten Eindruck von der Trinkkultur um 1825, in der das Wasser eine übergeordnete Rolle einnimmt. Im Spiegel des Konsums alternativer Getränke konnte die Relevanz des Wassers zur Deckung des täglichen Flüssigkeitsbedarfs nachgewiesen werden – Wasser ist somit als wichtiges Alltagsgetränk im frühen 19. Jahrhundert einzustufen. Während die Topographie soziale Differenzen in den Trinkgewohnheiten nur unzureichend aufdeckt, lässt sie doch ein tieferes Verständnis historischer Wertigkeit zu: Obgleich Wassertrinken als elementarer Baustein der zeitgenössischen Ernährung zu bezeichnen ist, dominierten Alkohol und Heißgetränke Reflexionen über die eigene Trinkkultur. Auf den ersten Blick vermittelt die Quelle somit ein verzerrtes Bild der Trinkgewohnheiten um 1825, erst die speziell auf den Wasserverzehr ausgerichtete Auswertung liefert Hinweise auf die tatsächliche Bedeutung des Getränks. Darüber hinaus gibt die Quelle im Spiegel des Wasserkonsums einen guten Überblick über die Hygienestandards zu Beginn der Industriellen Revolution. Die vormoderne Trinkwasserversorgung der Stadt kann im Kontext früher Industrialisierung, zunehmender Urbanisierung und steigender Bevölkerungszahlen betrachtet werden. Veltens Topographie vermittelt somit ein detailliertes Bild von den Problemen, die um 1825 den Konsum des Nahrungsmittels Wasser belasten und verweist damit indirekt auf die Notwendigkeit des anstehenden Wandels.

2.2.3 Die dezentrale Versorgung durch städtische Brunnen

Nachdem die Medizinaltopographie im Querschnitt eine Momentaufnahme der Trinkgewohnheiten des frühen 19. Jahrhunderts ermöglichte, soll nun eine diachrome Betrachtung die Bedeutung der dezentralen Wasserversorgung nachzeichnen. Temporäre Faktoren, die den Stellenwert des Wassertrinkens verän-

205 Vgl. Becker-Jákli, Topographie (1999), S. 61.

206 Vgl. ebd. S. 61f. sowie 71. Vgl. auch Evans, Hamburg (1990), S. 177.

dern, müssen dabei ebenso Beachtung finden wie ein sozial differenzierter Konsum, so dass das Wasser nicht ausschließlich als frei zugängliche Ressource, sondern zunehmend als Ware – Wassertrinken abseits einer rein physiologisch determinierten Instinkthandlung als reflektierte Kulturleistung – verstanden werden kann. Ferner wird eine Darstellung der Trinkwasserqualität und ihrer Einflussfaktoren im 19. Jahrhundert sowie des übergeordneten Hygienediskurses zum Verständnis einer sich eklatant wandelnden Trinkwasserversorgung beitragen.

2.2.3.1 Wasser: Ein Nahrungsmittel als Ressource und Ware

„Die Beziehungen zwischen dem Menschen und dem Wasser sind eingebettet in das Spannungsverhältnis zwischen dem Wasserdargebot der Natur und dem Wasserbedarf der Gesellschaft.“²⁰⁷ Der spezifische Wasserhaushalt einer Region ist von zahlreichen Faktoren abhängig.²⁰⁸ In Bonn sind neben dem Rhein und der hohen jährlichen Niederschlagsmenge insbesondere die Bodenverhältnisse für ein ausreichendes Grundwasserniveau verantwortlich: Alluvialboden bestimmt weite Teile des Untersuchungsraumes, so dass der Grundwasserstand einerseits durch die permanenten Ausschwemmungen des Rheins, andererseits durch den starken Niederschlagszufluss der Vorgebirgshochflächen beeinflusst wird.²⁰⁹ Die Ressource Wasser ist quantitativ ausreichend vorhanden.

Wie bereits die Auswertung der Medizinaltopographie zeigte, kann für den Bonner Raum eine Trinkwasserversorgung durch Bäche und Flüsse weitestgehend ausgeschlossen werden. Der Bedarf wurde also – im städtischen und ländlichen Raum gleichermaßen – durch Brunnensysteme, beziehungsweise seltener durch Quellen oder in Mangelsituationen auch Zisternen, gedeckt. Bis ins 18. Jahrhundert herrschten offene Ziehbrunnen vor, die aufgrund ihrer erhöhten Verschmutzungsgefahr seit dem frühen 19. Jahrhundert jedoch kaum noch öf-

207 Garbrecht, Wasser (1985), S. 31.

208 Vgl. ebd. S. 35ff.

209 Es handelt sich hier um eine stark vereinfachte und leicht generalisierende Darstellung. Die hydrogeologischen und geomorphologischen Verhältnisse im Bonner Raum lassen sich in folgender Publikation genauer nachvollziehen: Marschall, Ingeborg: Die Geschichte der Wasserversorgung des rechtsrheinischen Teils des Rhein-Sieg-Kreises und der Stadt Bonn, Bonn 1996, S. 17–35. Vgl. dazu auch Bluhme, R.: Ueber die Brunnenwasser der Umgegend von Bonn, Bonn o. J. [c1871/72], S. 234ff.

fentlich installiert wurden.²¹⁰ Das städtische Bauamt förderte sogar vielerorts die Umstellung auf den Pumpbrunnen, der technisch, hygienisch und wirtschaftlich nur Vorteile bot.²¹¹ Die privat und nachbarschaftlich genutzten Brunnen dürften aus Kostengründen zeitgenössischen Standards allerdings kaum entsprochen haben.²¹² Insbesondere für die Landbevölkerung müssen sie aber trotz ihrer hygienischen Bedenklichkeit als existentiell gelten:²¹³ Im ländlichen Raum kann – nicht zuletzt aufgrund der geringen Siedlungsdichte – nicht von einer ausreichenden kommunalen Versorgung ausgegangen werden.

Aus einem Schreiben des Vilicher Bürgermeisters von 1823 erfährt man, dass allein in seiner Gemeinde 30 (vermutlich vorwiegend Haus-)Brunnen vorhanden waren, die zudem wöchentlicher Reparatur bedurften. Ein behördlich ernannter, doch durch die Nutzer privat finanziert Pützmeister gewährleistete die notwendigste Versorgung.²¹⁴ Für Bonn konnten durch Velten bislang nur circa zwölf Brunnen im Stadtbereich nachgewiesen werden. Ein Verzeichnis aus der Zeit französischer Besatzung belegt jedoch unter Einschluss mehrerer Kasernenbrunnen insgesamt 30 Anlagen.²¹⁵ Nach Einschätzung des Verwaltungsbeauftragten befanden sich von 26 näher beschriebenen Brunnen fünf in derart schlechtem Zustand, dass sie entweder geschlossen werden mussten oder ohnehin schon „keine Nachbarschaft“ mehr besaßen. Weitere fünf Brunnen fielen durch mehr oder minder schwere Beschädigung sowie fehlende Dächer auf.²¹⁶ Fontainiers, später auch Fontaine-, Pütz- und

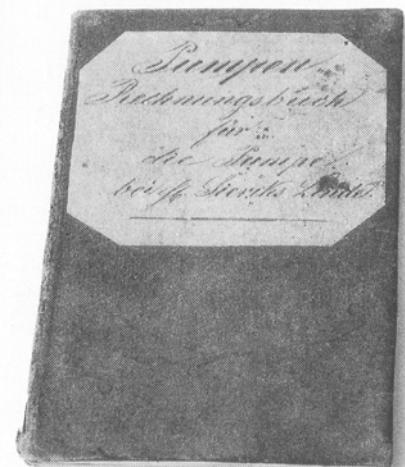


Abb. 7: Pumpenrechnungsbuch,
2. Hälfte 19. Jahrhundert

210 Vgl. Lühning, Frisches Wasser (1987), 14f.

211 Vgl. Kluge/Schramm (1986), S. 16.

212 Vgl. Schmid, Brunnengemeinschaften (1998), S. 583; Ast, Hiltraud: Wasserleitungs- und Brunnenbau an der Schwelle zum Industriezeitalter, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 80 (1977), S. 24–41, hier S. 24f.

213 Herrig, Gertrud: Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts. Untersuchung im Westeifeler Reliktgebiet am Beispiel der Gemeinde Wolfsfeld, Meisenheim am Glan 1974, S. 62. Vgl. auch Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 343.

214 Vgl. GA vom 27.07.1990.

215 Vgl. StAB Fr 35/18.

216 Vgl. ebd.

Brunnenmeister genannt, waren in Duisdorf, Poppelsdorf und der Bürgermeisterei Bonn für die Aufrechterhaltung der Wasserversorgung verantwortlich²¹⁷, in privaten Brunnengemeinschaften wurde in der Regel ebenfalls ein entsprechendes Amt vergeben.²¹⁸ Reinigungsarbeiten wurden – abseits eines akuten Bedarfssfalles – einmal jährlich gemeinsam vorgenommen und häufig mit einem Brunnenfest beendet. „Die nachbarschaftlichen Gruppen banden neben den praktischen auch soziale und Identität stiftende Aspekte an ‚ihre‘ Brunnen“²¹⁹, die so zu „Zentren der Kommunikation und der Geselligkeit“ wurden.²²⁰

In wenigen Wohnbereichen, so etwa in Poppelsdorf und Kessenich, ließen sich zudem schwache Quellen nutzen, die entweder leicht mineralisch oder leicht kohlensauer angereichert waren.²²¹ Allerdings sollten neben den auf diese Weise begünstigten Anwohnern weitere Menschen in den Vorzug qualitativ hochwertigen Trinkwassers kommen: Die „Kurfürstliche Hochquell Wasserleitung“, auch als „Duisdorfer Leitung“ bekannt, beförderte sauberes Quellwasser durch ein ausgedehntes Rohrnetz in die Stadt. Eine entsprechende Versorgungsleitung ist bereits für das Jahr 1550 belegt, doch wurde sie bei der Belagerung Bonns 1689 vollkommen zerstört.²²² Kurfürst Joseph Clemens ließ sie wieder herrichten, unter Clemens August versorgte sie bereits den kurfürstlichen Haushalt, diente Feuerlöschzwecken und hatte vor allem absolutistische Prestigefunktion, indem sie ausgiebige Wasserspiele speiste.²²³ Max Franz ermöglichte im ausgehenden 18. Jahrhundert schließlich auch die Nutzung durch die Bonner

217 Vgl. GA vom 06.03.1932.

218 Vgl. exemplarisch Stichwort „Brunnenfeste, -taufe, -weihe“ in Becker-Huberti, Manfred: Lexikon der Bräuche und Feste. 3000 Stichwörter mit Infos, Tipps und Hintergründen, Freiburg 2001, S. 47.

219 Fleermann, Ernährung in Ratingen (2004), S. 49f.

220 Schmid, Brunnengemeinschaften (1998), S. 581.

221 Vgl. Bluhme, Brunnenwasser [c 1871/72], S. 240.

222 Vgl. Dietz, Josef: Topographie der Stadt Bonn vom Mittelalter bis zum Ende der kurfürstlichen Zeit, Bonn 1962, S. 227.

223 Vgl. Fehn, Klaus: Wasserbauliche Anlagen für die Schlossparks in den wittelsbachischen Territorien Kurköln (Raum Köln-Bonn) und Kurbayern (Raum München) während des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Zender, Frank Günter/Schäffke, Werner (Hg.): Der Riss im Himmel. Bd. 3: Eine Gesellschaft zwischen Tradition und Wandel. Alltag und Umwelt im Rheinland des 18. Jahrhunderts, Köln 1999, S. 177–189, hier S. 177ff.

Bevölkerung: Die Leitung versorgte seither insgesamt drei Wasserstellen – die Fontaine auf dem Markt wurde zum Hauptbrunnen der Stadt.²²⁴

Über die Brunnen wurde das Wasser den Menschen zugänglich und verfügbar gemacht. Diese Kultivierung der Ressource bildet eine ebenso zentrale wie elementare Basis der menschlichen Nahrungskultur und lässt sich parallel zur Bewirtschaftung, also Kultivierung des Bodens, betrachten. Durch die Kultivierung des Nahrungsmittels Wasser befreit sich der Mensch aus der direkten Abhängigkeit von natürlichen Wasservorkommen: Teichen, Flüssen und Bächen.²²⁵ Der Entwicklungsstand einer Gesellschaft lässt sich schließlich „nicht zuletzt daran ablesen, welche Wasserqualität sie ihrer Bevölkerung in welcher Quantität zur Verfügung stellt.“²²⁶

Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts liefern die Quellen indes keinen Hinweis auf unzureichende Trinkwasserversorgung – Missstände und temporäre Schwankungen konnten offensichtlich kompensiert werden. Probleme ergaben sich, neben den gewichtigen hygienischen Aspekten der Trinkwasserqualität, insbesondere während wirtschaftlicher und politischer Krisen. „Als das kurzlebigste der materiellen Kulturgüter reagiert die Nahrung äußerst empfindlich auf wirtschaftliche Schwankungen.“²²⁷ Der Stellenwert sauberen Trinkwassers trat dann deutlich ins Bewusstsein der Menschen, die Wertschätzung des Getränks Wasser nahm erheblich zu: War die städtische Finanzlage schwach und die Bevölkerung ohne Arbeit, verfielen auch zunehmend Brunnen und Leitungen²²⁸, die durch steten Reparaturbedarf ohnehin eine permanente finanzielle Belastung darstellten. Dies trifft etwa auf die eingangs geschilderten Jahre der französischen Fremdherrschaft zu.²²⁹ So wird aus den Verwaltungsakten ersichtlich, dass zwischen 1801 und 1806 einige Brunnen – so auch die Fontaine des Marktes – erhebliche Mängel aufwiesen und auch kein Brunnenmeister angestellt war. Eine Behebung der Missstände wurde erst 1807 für die Anlage der Wenzelgasse

224 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 104, 160. Die beiden anderen Anschlüsse befanden sich auf dem Münster- sowie ein weiterer auf dem Marktplatz. Vgl. StAB N 1987/197 (umfassende Materialsammlung zur Geschichte der Bonner Wasserversorgung mit zahlreichen Kopien von Berichten, Zeitungsausschnitten etc.).

225 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 27f.

226 Hirschfelder, Esskultur (2001), S. 19.

227 Wiegemann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 13.

228 Gelegentlich waren auch einzelne Brunnen durch Holzleitungen miteinander verbunden.

229 Vgl. Kapitel 2.1.2 „Das lange 19. Jahrhundert in Bonn“.

bekundet.²³⁰ Entsprechende Informationen bietet auch ein Zeitungsartikel des Jahres 1932, der sich der Historie der Duisdorfer Leitung widmet: Schon 1795 – also zur Zeit erster schwerer Belastungen durch Besetzung und Einquartierung – habe die Leitung in Ermangelung an Blei und Zinn nur durch öffentliche Materialsammlungen instand gesetzt werden können. Später sollen die Franzosen und, wie der Autor vorsichtig vermutet, „vielleicht auch die Bonner“ selbst das Blei entwendet haben.²³¹ Dieser Umstand lässt nun abweichende Deutungen zu: Die Demontage ist aufgrund des zeitgenössischen Materialwertes grundsätzlich recht wahrscheinlich. Insofern der Diebstahl von den abziehenden französischen Truppen verübt wurde, lässt sich dies als eine strategische Handlung zur Schwächung des nahenden Gegners werten, die durchaus an mittelalterliche Kriegstaktiken erinnert.²³² Wenn jedoch tatsächlich die Bonner Bevölkerung selbst Material entwendete und somit die eigene Wasserversorgung schwächte, könnte dies als weiterer Hinweis auf die gesicherte Versorgung im frühen 19. Jahrhundert gelten. In jedem Fall dürfte der Verlust dieser Leitung die Folgeumstände um 1815, als die gesamte Region 170.000 preußisch-alliierte Soldaten zu beherbergen hatte, sichtlich verschärft haben.²³³ Da aber einerseits keine genauen Zahlen über Einquartierungen im Stadtgebiet vorliegen, andererseits von einer dichten Kasernierung mit punktueller Brunnenzunahme auszugehen ist (parallel zur französischen Besatzungszeit)²³⁴, wird die notwendigste Versorgung vermutlich gedeckt gewesen sein.

Probleme der Trinkwasserversorgung haben sich demnach weniger regional als vielmehr lokal geäußert. Konnte ein beschädigter oder verschmutzter Brunnen vorübergehend nicht genutzt werden, so bedeutete dies keine existenzielle Gefährdung der Ernährung. Allerdings gestaltete sich das Leben dann schwieriger und vor allem weniger komfortabel: Weiter entfernte Wasserstellen mussten aufgesucht oder Regenwasser getrunken werden. Doch trafen diese Beeinträchtigungen der Lebensqualität²³⁵ alle Menschen gleichermaßen? Nachfolgend soll

230 Vgl. StAB Fr 35/18.

231 GA vom 06.03.1932.

232 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 340.

233 Vgl. Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 78.

234 Vgl. StAB Fr 18/35.

235 Zum Thema „Nahrung und Lebensqualität“ vgl. Neumann, Gerhard: Essen und Lebensqualität, in: Ders./Wierlacher, Alois/Wild, Rainer: Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven, Frankfurt a. M. 2001, S. 15–35; Engelhardt, Dietrich von: Ernährungskonzepte und Lebensqualität in kulturhistorischer Sicht, in: Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois/Wild, Rainer: Essen und Lebensqualität. Natur- und

geprüft werden, ob Wasser universell in allen Schichten/Klassen getrunken wurde und ob sich variierende Versorgungsmöglichkeiten ausprägten.²³⁶

Soziale Differenzen lassen sich anhand des Nahrungswesens sowie speziell der Trinkkultur und des Wassertrinkens in besonderem Maße nachweisen. Gruppenspezifische Ausprägungen äußern sich in den jeweiligen Trinkgewohnheiten.²³⁷ Eva Stille weist etwa Puppenküchen als sichere Zeugen historischer Alltagsrealität aus. Deren Inventare zeugen von der Wohn- beziehungsweise entsprechend der Forschungsfrage auch von der Nahrungskultur (groß-)bürgerlichen Lebens: „Kaffee- und Theekännchen, (...) Wasserflaschen, Wasser, Wein- und Likörgläser“ spiegeln die schichtspezifische Trinkkultur.²³⁸ Doch belegen die Requisiten der Puppenküche tatsächlich gewöhnliches Wassertrinken oder verweisen sie nicht eher auf Mineralwasserkonsum in der Oberschicht? Hirschfelder geht davon aus, „daß die Menschen nur dann reines Wasser tranken, wenn die ökonomischen Verhältnisse nicht gestatteten, Milch, gesüßte Getränke, Säfte und vor allem Alkoholika zu konsumieren.“²³⁹ Entgegen dieser tendenziell richtigen Einschätzung finden sich in den Akten des Bonner Stadtarchivs indirekte Belege für den Trinkwasserkonsum auch gehobener Kreise: Die Duisdorfer Leitung betreffende Unterlagen weisen diverse Privatanschlüsse an das Netz nach, eine handschriftliche Abhandlung über die Leitung bestätigt die privilegierte Versorgung. Entsprechende Haushalte werden dezidiert genannt: Aufgeführt

kulturwissenschaftliche Perspektiven, Frankfurt a. M. 2001, S. 49–66; Baus, Daniela: Lebensstile, Ernährung und Lebensqualität in der pluralistischen Gesellschaft, Bonn 2004 (unveröffentlichte Magisterarbeit).

236 Eine einheitliche Definition der Begriffe Schicht und Klasse, welche in der Wissenschaft mehrheitlich akzeptiert würde, steht bislang aus. Notwendige Einstimmigkeit bezüglich gesellschaftlich relevanter Sozialmerkmale besteht nicht. Vgl. dazu Rürup, Reinhard: Deutschland im 19. Jahrhundert. 1815–1871, Göttingen 1992, S. 84–99; Finzsch, Norbert: Obrigkeit und Unterschichten. Zur Geschichte der rheinischen Unterschichten gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1990, S. 14ff.

237 Vgl. dazu Hirschfelder, Gunther: Fruchtwein und Schnaps, Bürgertöchter und Fabrikmädchen. Weiblicher Alkoholkonsum als Indikator des Rollenverständnisses an der Schwelle zum Industriezeitalter, in: Köhler-Hetzinger, Christel/Scharfe, Martin/Brednich, Rolf W. (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur, Münster/New York/München/Berlin 1999, S. 282–294, hier S. 282ff.

238 Stille, Eva: Von der dunklen zur hellen Küche. Geschichte von Küche und Puppenküche bis 1900, in: Andritzky, Michael (Hg.): Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel, Gießen 1992, S. 62–75, S. 74. Hervorhebung durch den Autor.

239 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 347.

werden zum Beispiel die Häuser Frau von Baumanns, der Familie von Breuningschen, des Grafen von Renesse, Grafen Belderbuschs, Staatsrats Haardtschen, Kreissekretärs Eiler, Vicars Cremer sowie der Lese- und Erholungsgeellschaft.²⁴⁰ Dies muss als deutliches Indiz für das Wassertrinken in der Oberschicht gewertet werden, da die Versorgung mit besserem Quellwasser Kosten verursachte, Koch- und Waschwasser hingegen kostenlos aus einem Hausbrunnen hätte bezogen werden können. „Die Besitzer von Anschlüssen zahlten von Anfang an pro Brahnen das Jahr 18 Taler, mussten aber auch zu den hohen Reparaturkosten beitragen“.²⁴¹ Das Duisdorfer Wasser war unter den Bonner Bürgern sehr beliebt, der Anschluss des eigenen Haushalts entsprechend reizvoll. Die Verwaltung der Leitung hatte daher häufiger Auseinandersetzungen mit Privatpersonen, die sich ohne Berechtigung an das Netz anschlossen.²⁴²

Im Bonn des 19. Jahrhunderts war Wassertrinken häufig Folge einer unzureichenden (finanziellen) Verfügbarkeit alternativer Getränke²⁴³ – aber eben nicht ausschließlich. Zudem wurde bereits betont: Wassertrinken war nicht gleich Wassertrinken – Wasser nicht gleich Wasser. Obwohl der Wasserkonsum in der Bevölkerung augenscheinlich universell ausgeprägt war, spiegeln sich darin dennoch soziale Differenzen. Während sich kulturelle Identitäten über die Auswahl unterschiedlicher Getränke relativ leicht ausdrücken lassen – etwa über den Konsum qualitativ höher- oder minderwertiger, also meist preisverschiedener Produkte²⁴⁴ –, ist die soziale Ausdrucksvielfalt beim Konsum des gleichen, kostenfreien Getränks deutlich eingeschränkt.

Dennoch drücken sich grundsätzliche Unterschiede bereits in der jeweiligen Wohnsituation aus. Carl Wutzer schrieb dazu 1858: „Die am wenigsten begünstigte Seite Bonn's ist die nordwärts gerichtete. (...) Hier wohnt das Proletariat vorzugsweise in schlechtgelüfteten, niedrigen, engen oder feuchten Zimmern“,

240 Vgl. StAB Fr 35/16. Vgl. auch Henry, C.: Einiges über die Duisdorfer Wasserleitung. Handschriftliches Heftchen, in: STAB I i 200.

241 Vgl. GA vom 06.03.1932.

242 Marschall, Geschichte (1996), S. 46.

243 Vgl. Tappe, Alkoholkultur (1994), S. 33–121; Hirschfelder, Alkoholkonsum Aachen (2004), S. 292ff.

244 Vgl. Bitsch, Trinken (1987), S. 211ff. Fellmann, Ferdinand: Kulturelle und personale Identität, in: Teuteberg, Hans J./Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997, S. 27–36, hier S. 33f.

aus denen ein „mephitischer“ Dunst dringe und die Gassen verpeste.²⁴⁵ Die hohe Bevölkerungsdichte in den Armenvierteln der Stadt bedeutete eine enorme Verunreinigung des Trinkwassers durch Abwässer und Fäkalien. Die hygienischen Verhältnisse der Abortgruben waren fatal, weitere aus dem Stadtkern ausgelagerte Belastungen wie Abwassertümpel und das städtische Schlachthaus lagen in unmittelbarer Nähe.²⁴⁶ In Bonn dürfte in erster Linie das zugezogene Industrieproletariat von der Situation betroffen gewesen sein, welches aufgrund wechselnder wirtschaftlicher Rahmensituationen meist deutlich unter dem Existenzminimum lebte und sich entsprechend in Armenvierteln zusammendrängte.²⁴⁷ „Während der ärmere Teil der Bevölkerung auf die öffentlichen Brunnen angewiesen blieb“, die entsprechend der Überlastung und geringen Reparaturmittel oftmals in schlechtem Zustand waren, „konnten sich die Reichen eigene Zisternen und Brunnen leisten.“²⁴⁸ In Bonn waren private Haus- und Nachbarschaftsbrunnen auch breiteren Bevölkerungskreisen (Mittelschicht) zugänglich, die reiche Oberschicht konnte hingegen auf das hochwertige Duisdorfer Leitungswasser zurückgreifen.

„Leben, physisches wie gesellschaftliches, beginnt (...) mit dem Nahrungsbedürfnis. Die Art und Weise, wie es befriedigt wird, gibt Auskunft über grundlegende gesellschaftliche Strukturen.“²⁴⁹ Der Wasserbedarf wurde in Bonn sozial different gedeckt – Wasserkonsum spiegelt also grundlegende soziale Mechanismen, welche in der Nahrungskultur insgesamt wirksam sind und in diversen nahrungsethnologischen Studien bereits nachgewiesen wurden.²⁵⁰ Der Zugang zum Lebensmittel Wasser war zwar den Bonnern gleichermaßen gegeben, die Trinkwasserqualität hingegen staffelte sich sozusagen über die Wohnsituation nach finanziellen Gesichtspunkten. Aus dieser Perspektive heraus wurde das Wasser mit abnehmender Qualität zunehmend zur Ware. Abseits einer frei verfügbaren und egalitären Ressource unterlag die Versorgung mit hochwertigem,

245 Wutzer, Carl W.: Ueber die Salubritäts-Verhältnisse von Bonn, Bonn 1858, S. 60. Vgl. dazu exemplarisch Rosenbaum, Heidi: Arbeiterwohnen und Arbeiterkultur, in: Zeitschrift für Volkskunde 90 (1994), S. 59–69.

246 Vgl. Wutzer, Salubrität (1858), S. 25, 60f.

247 Vgl. Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 129ff.

248 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 340.

249 Barlösius, Eva: Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, Weinheim/München 1999, S. 9.

250 Vgl. exemplarisch Teuteberg/Wiegelmann, Nahrungsgewohnheiten in der Industrialisierung (2005), S. 332ff. Hirschfelder, Esskultur (2001), S. 169ff.

sauberem Trinkwasser sozialen Schranken – das Nahrungsmittel Wasser wurde in dieser Form zur begehrten Mangelware.

Eine weitere Separierung spiegelt sich in der Beschaffungsfrage. Der Anschluss des Haushalts an eine Quellwasserleitung stellte eine besondere Ausnahme dar. Im aufgeführten Beispiel gehörten ausschließlich Adelige beziehungsweise hohe Amtspersonen und ein Geistlicher zu den Begünstigten.²⁵¹ Aufgrund ihrer finanziellen Kapazitäten erhielten auch zunehmend Industriebetriebe, so etwa die Froweinsche Eisenblechfabrik und die Zuckerrübenfabrik von d'Anthoin, sowie in Folge meist auch die Privatunterkünfte der Fabrikanten Anschlüsse.²⁵² Dennoch blieb eine eigene Wasserstelle in Haus oder Küche wenig verbreiteter Luxus.²⁵³ Das Wasser musste aus dem nächsten (privat-gemeinschaftlichen oder öffentlichen) Brunnen geholt werden, wobei die Menge hauptsächlich durch den Brauch- und nicht durch den Trinkwasseranteil bestimmt wurde. Die Deckung des täglichen Wasserbedarfs war also eine mühselige Arbeit, deren Verrichtung nicht gerade höchsten Prestigewert genoss.²⁵⁴ Wer es sich leisten konnte, ließ sich darum zu „feststehendem Tarif“ von öffentlichen „Dienstmännern“ bevorraten.²⁵⁵ „Die Pariser Wasserversorgung ernährte etwa 20.000 Wasserträger, die Tag für Tag 30 Lasten je zwei Eimer bis in die höchsten Stockwerke hinauf trugen.“²⁵⁶ Die Kurfürsten leisteten sich hingegen einen eigenen Wasserträger, von dessen Existenz bis 1979 sein Haus in Poppelsdorf zeugte.²⁵⁷ Angehörige der Oberschicht, insofern sie nicht ohnehin über Hausbrunnen oder Leitungsanschluss verfügten,



Abb. 8: Wassereimer – Küchenrequisiten bis ins 20. Jahrhundert

251 Vgl. StAB Fr 35/16.

252 Vgl. StAB Fr 35/16; Schmid, Brunnengemeinschaften (1998), S. 583.

253 Vgl. Binger, Lothar/Hellemann, Susann: Küchengeister. Streifzüge durch Berliner Küchen, Berlin 1996, S. 85f.

254 Bezuglich der Arbeitsbelastung durch die tägliche Wasserversorgung auf dem Land vgl. Abb. 2.

255 StAB N 1987/197.

256 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 342f.

257 Vgl. Ruland, Josef: Zwischen Melb und Weiher, Bonn 1983, S. 14.

schickten das Hausmädchen – die Wasserbeschaffung war vornehmlich „Frauensache“.²⁵⁸

Dem Transport des Wassers kommt besondere Bedeutung zu, indem er das überwiegend private Wassertrinken in den öffentlichen Raum hebt: Die individuelle Versorgung überträgt dem Wassertrinken eine Prestige- und Statusfunktion.²⁵⁹ Die Option sauberes Trinkwasser konsumieren zu können, ohne die allgemein dazu erforderlichen Arbeitsvorgänge zu verrichten, ist ein Privileg der Oberschicht und wird somit zum sozialen Ausdruck einer kollektiven Identität.²⁶⁰ Bereits Lévi-Strauss hat den Grad der Öffentlichkeit im Kontext der Ernährung als bedeutend erkannt.²⁶¹ Ein Verlust dieses Privilegs – etwa in Folge wirtschaftlicher Krisen – könnte in einem ersten Schritt formal, langfristig dann auch zur tatsächlichen Ausgrenzung aus einer sozialen Gruppe führen. „Trinkkultur kann also maßgeblich zu sozialen Beziehungen beitragen, diese aber auch verhindern.“²⁶²

2.2.3.2 Trinkwasserqualität und Hygiediskurs

Im Zeitalter dezentraler Brunnenversorgung war die Trinkwasserqualität in Folge mangelnder hygienischer Kenntnisse und unzureichender Aufklärung problematisch und hinsichtlich einer sozialen Differenzierung der Konsumenten entsprechend bedeutsam. Nachfolgend sollen die Wasserqualität vor Einführung einer zentralen Versorgung beurteilt, Veltens Beschreibung der hygienischen

258 Dies wird in diversen Quellen übereinstimmend belegt. Eine Überzeichnung im Sinne bürgerlicher Ideale und pädagogischer Einflussnahme ist, auch hinsichtlich kulturräumlicher Vergleiche, nicht anzunehmen. Vgl. exemplarisch Giese, Wilhelm: Wassergefäße. Fragen des Transports und des Trinkens, in: Zeitschrift für Volkskunde 54 (1958), S. 278–294; Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser. Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004.

259 Vgl. dazu Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986), S. 7.

260 Hellmuth, Thomas/Hiebl, Ewald: Trinkkultur und Identität, in: Kolmer, Lothar/Rohr, Christian (Hg.): Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen, Paderborn/München/Wien/Zürich 2000, S. 213–225, hier S. 215. Vgl. auch Bourdieu, Pierre: Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis, in: Ders. (Hg.): Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a. M. 1997, S. 125–158.

261 Vgl. Lévi-Strauss, Claude: The Culinary Triangle, in: Counihan, Carole/Esterik, Penny van (Hg.): Food and Culture. A Reader, New York 1997, S. 28–35.

262 Hellmuth/Hiebl, Trinkkultur (2000), S. 216.

Zustände mit strukturellen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts konfrontiert, Trinkwasserqualität also diachron betrachtet und abschließend die Hygienebewegung seit 1860 thematisiert werden.

„Um die Reinheit in den Straßen und die Qualität des Trinkwassers stand es jahrhundertelang schlecht, in Bonn ebenso, wie in den meisten Städten.“²⁶³ Nun lässt sich zwar sagen, dass Wasser in der Natur stets durch Verunreinigungen (Bodenerosion etc.) belastet ist²⁶⁴, doch beruhen die Probleme des 19. Jahrhunderts – in der Tradition nahezu stagnierender Versorgungsentwicklung seit dem Mittelalter – maßgeblich auf hygienischen Defiziten in menschlichen Siedlungsgebieten.²⁶⁵ Während ein Bewusstsein für die Zusammenhänge zwischen Hygiene und Krankheit bereits in der griechischen Antike bestand, markierte das Mittelalter einen deutlichen Rückschritt. „Eine Wende zum Besseren zeichnete sich erst im 13. und 14. Jahrhundert ab, nicht zuletzt auch unter dem Eindruck der großen Pestepidemie[n]“.²⁶⁶ Gesetze zur Reinhaltung von Wasser und Lebensmitteln traten in Kraft; in den Genuss deren Umsetzung kamen hingegen nur wenige Menschen.²⁶⁷ Erst zur Zeit der Aufklärung, die Gattungsgeschichte der Medizinaltopographien hat es gezeigt, besann man sich zunehmend antiker Hygienevorstellungen und staatliche Reglements zu deren Durchsetzung wurden erlassen. So verbietet eine französische Verordnung des Jahres 1726 den monopolisierten Straßenreinigungsunternehmen die Entsorgung gesammelter Abfälle in Flüsse und Brunnen.²⁶⁸ Auch in den deutschen Gebieten gewinnt der Hygieneaspekt, insbesondere durch den Aufbau einer Gesundheitspolizei im 18. Jahrhundert, enorm an Gewicht.²⁶⁹

Die Hygienebewegung, militärisch initiiert und anfangs vor allem von Ärzten und Verwaltungsbeamten getragen, intensivierte sich aber erst seit den 1860er Jahren, in denen sich zunehmend Ingenieure in die inzwischen auch öffentlichen Diskussionen einschalteten.²⁷⁰ Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts

263 Dietrich, Michael: Alles klar im Bonner Norden? Die Geschichte der ersten Kläranlage Bonns, in: Bonner Geschichtsblätter 39 (1989), S. 383–400, hier S. 384.

264 Vgl. Bahlsen, Hans: Das Wasser. Betrachtungen über seine Verwendung für häusliche und industrielle Zwecke, München 1954, S. 7.

265 Vgl. Schmid, Brunnengemeinschaften (1998), S. 584f. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 340.

266 Garbrecht, Wasser (1985), S. 169.

267 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 139.

268 Vgl. Corbin, Pesthauch (1996), S. 127.

269 Vgl. Hardy, Städtische Gesundheit (2005), S. 37–61.

270 Vgl. ebd. S. 167–206.

war jedoch von eklatanten Hygienemissständen geprägt, welche dem Entwicklungsstand vergangener Jahrhunderte entsprachen, sich im Kontext wandelnder Strukturmerkmale allerdings massiv verschärften.

Anhand Veltens Topographie konnte die Vergiftung des Trinkwassers auf lokale Einflüsse zurückgeführt werden. Da weder die Wissenschaft eindeutige Vorlagen lieferte, noch seitens der Regierung notwendige Aufklärungskampagnen initiiert wurden, resultierten die Missstände überwiegend aus unzureichenden Hygienekenntnissen innerhalb der Bevölkerung sowie wirtschaftsökologischer Abwasserpolitik. Zwar waren Belastungsschwerpunkte auch von geomorphologischen Faktoren abhängig²⁷¹, Verunreinigungen konnten dennoch jede Wasserstelle betreffen – ob in der Stadt oder auf dem Land: „Im Stadtkern war eine Vielzahl privater Brunnen vorhanden, die jedoch laufend außer Betrieb genommen werden mussten.“²⁷² Problembeschreibungen fallen bei Velten, sicherlich in Folge seiner eigenen Zuständigkeit, vergleichsweise reserviert aus. In seiner Schrift „Ueber die Salubritäts-Verhältnisse von Bonn“ zeichnet Wutzer, Professor der Medizinischen Fakultät der Bonner Universität, hingegen ein unvorteilhafteres Bild.²⁷³ Detailliert widmet er sich den einzelnen Stadtteilen und weist dabei die Lage in den nördlichen und westlichen Armenvierteln als besonders dramatisch aus.²⁷⁴ Seine Beschreibungen spiegeln nicht nur den wissenschaftlichen Diskurs über das Verhältnis von Hygiene und Krankheit, sondern geben zudem im Kontrast zu Veltens Beobachtungen wichtige Hinweise auf eine kritische Intensivierung der Qualitätsproblematik im Rahmen fortschreitender Industrialisierung. Die Einwohnerzahl Bonns hatte sich seit 1825 fast verdoppelt. Stadtteile und Versorgungssysteme mussten statt ehemals etwa 10.000 nun gut 20.000 Menschen verkraften. Um 1830 wuchsen die Armenquartiere im Norden über die Stadtmauern, der finanziell aufwendige Ausbau der Brunnenversorgung setzte sicherlich verzögert ein. Hirschfelder hat entsprechende Probleme bereits für die Urbanisierungstendenzen während römischer Antike und Mittelalter thematisiert.²⁷⁵ Wutzer vermerkt zwar, dass das „Wasser in einer Anzahl von Brunnen ganz vortrefflich“ sei, „schlecht verwahrte Kloaken der Nachbarschaft“ dieses jedoch nicht selten „mittels ihrer ekelhaften Zumischungen“

271 Vgl. Marschall, Geschichte (1996), S. 23ff. sowie S. 41ff.

272 StAB N 1987/197.

273 Vgl. Wutzer, Salubrität (1858).

274 Vgl. ebd. S. 14, 60f.

275 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 333, 341.

verderben.²⁷⁶ Aufgrund der Bevölkerungszunahme wird ferner die überwunden geglaubte Bestattungsfrage erneut relevant: Wutzer berichtet von einer Frau, die „bei Süd- oder Südwest-Wind die Fenster nicht öffnen durfte, ohne Verwesungsgeruch zu empfinden.“²⁷⁷ Zwar waren die negativen Auswirkungen innerstädtischer Begräbnisse seit Ende des 18. Jahrhunderts bekannt und der Friedhof entsprechend vor die Stadttore verbannt, doch dehnten sich die Wohngebiete zur Jahrhundertmitte aus und grenzten schließlich – samt ihrer Wasserversorgung – erneut an. Wutzer schlug entsprechend die Einrichtung einer neuen Begräbnisstätte „ausserhalb der Nordseite der Stadt“ vor, also eine Auslagerung an die Peripherie der ohnehin stark benachteiligten Armenviertel.²⁷⁸

Starke Kritik erfahren – analog zu Veltens Anmerkungen – Hausschlachtungen, welche als großes zeitgenössisches Übel galten. Die Belastung des Trinkwassers durch „den ausgewaschenen Darminhalt, (...) das Ausgiessen des Thierblutes“ und die Tierkadaver in unmittelbarer Brunnennähe muss beträchtlich gewesen sein.²⁷⁹ Das Einsickern von Abfallstoffen sollte durch ausreichende Befestigung des Untergrunds verhindert werden. „Die Pflasterung von Abzugsrinnen, die als einziges wirksames Mittel gegen die Verseuchung des Bodens gilt, wird zum Gegenstand erstaunlich genauer Vorschriften.“²⁸⁰ Da die Pflasterung aber keineswegs flächendeckend erfolgte und zudem selten fugendicht war, „drang das fäulnispflichtige, mit fetten und sonstigen organischen Bestandteilen aller Art gesättigte Brauchwasser in den Untergrund ein und vergiftete das zu Bereitung von Speisen und Getränken dienende Grundwasser.“²⁸¹

Erstmals wurden auch negative Einflüsse der Industrie reflektiert. Obgleich von den Anwohnern einer Chemiefabrik keine Beschwerden oder handfeste Fakten einer Verunreinigung vorlagen, mahnt Wutzer doch in Bezug auf künftige Bauvorhaben zur Rücksicht.²⁸² Inwieweit es sich dabei jedoch um ernstliche Bedenken oder eher um den Ausdruck politischer Grundstimmungen – Auslagerung der Industrie aus dem Stadtbild, Ansiedlung wohlhabender Familien – handelte, bleibt fraglich. Außer Frage steht hingegen die tatsächliche Verunreini-

276 Wutzer, Salubrität (1858), S. 14.

277 Ebd. S. 46.

278 Vgl. ebd. S. 47.

279 Vgl. ebd. S. 14f.

280 Corbin, Pesthauch (1996), S. 123. Für Bonn vgl. Polizeiverordnung Juli 1894, in: Dietz, Bürgerbuch (1900), S. 10.

281 Binger/Hellemann, Küchengeister (1996), S. 90.

282 Vgl. Wutzer, Salubrität (1858), S. 58.

gung der Wasserressourcen durch die sich ausdehnende Industrie.²⁸³ Das 1852 in Betrieb genommene Gaswerk verseuchte über 20 Jahre die naheliegenden Brunnen. Entsprechende Gutachten der Gesundheitspolizei, die wiederholt „sehr bedenkliche“ Ergebnisse lieferten, wurden erst 1876 mit der Fabrik in Bezug gesetzt.²⁸⁴

Der Stellenwert sauberen Trinkwassers war in der Bonner Nahrungskultur des 19. Jahrhunderts hoch. Wie vorab dargelegt, galt das Duisdorfer Leitungswasser als besonders hochwertig, wenngleich auch seine Konsumenten nicht vollends vor Vergiftungen gefeit blieben. Einerseits war die Qualität natürlich von der Reinhaltung des Quellbeckens in Duisdorf abhängig. Der Umstand, sich nicht selbst permanent von der Sauberkeit überzeugen zu können, wie man es etwa bei lokalen Brunnen vermochte, dürfte die Nutzer beunruhigt haben. Jedenfalls gewährte die Stadt der Dusidorfer Bevölkerung steuerliche Privilegien, damit diese sich gewissenhaft um die Erhaltung eines tadellosen Quellzustands bemühten.²⁸⁵ Dies garantierte allerdings noch kein gutes Wasser: Die Leitung war – da nicht ausreichend tief verlegt – häufiger durch Bodenfrost beschädigt, verlor also Wasser und konnte an den Bruchstellen verunreinigt werden.²⁸⁶ Ferner hatte man ab der Stadtmauer Blei als Leitungsmaterial verwendet, weshalb Vergiftungen durch Schwermetalle insbesondere für die Anfangsjahre – vor ausreichender Verkalkung der Leitung – anzunehmen sind.²⁸⁷

Wasser war im 19. Jahrhundert also nicht nur ein existenzielles, sondern gleichfalls ein höchst problematisches Lebensmittel. Es verwundert daher nicht, dass Wasser als Getränk in zeitgenössischen Ernährungsratgebern kritisch betrachtet wurde. Es wird gewarnt, dass „Trinkwasser sehr häufig zu einem Träger von Krankheitserregern [wird], welche nicht nur Einzelne, sondern ganze Ortschaften auf das Schwerste geschädigt und nicht selten Epidemien hervorgerufen haben.“²⁸⁸ Die Verbindung zwischen Wasserkonsum und Epidemien nimmt eine

283 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 349.

284 Bonner Geschichtswerksatt (Hg.): „... tranken dünnen Kaffee und aßen Platz dazu“. Leben in der Bonner Nordstadt 1850–1990, Bonn 1991, S. 56.

285 Vgl. Marschall, Geschichte (1996), S. 44. Vgl. dazu auch Landkreis Bonn (Hg.): Duisdorfer Wasser für den Kurfürsten in Bonn, Bonn 1959; Dietz, Josef: Weiherborn und Bonner Fontaine. Bonner Bilderbogen, Bonn 1971.

286 Vgl. BR vom 07.08.1958.

287 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 104f.

288 Schroot, Leben und Gesundheit (1886), S. 38.

wichtige Rolle im Hygiediskurs des 19. Jahrhunderts ein. Bis ein wissenschaftlicher Nachweis jedoch in den 1880er Jahren durch Robert Koch erbracht wurde, entzündeten sich an der Frage um eine kausale Beziehung zwischen Trinkwasser und Krankheit heftige Kontroversen. In jedem Fall wirkten die Epidemien nach 1800, ähnlich den Pestwellen des 14. und 15. Jahrhunderts, als Multiplikatoren differenter Hygienetheorien und Motoren des Fortschritts – in medizinischer wie auch nahrungskultureller Hinsicht.

Im 19. Jahrhundert kam es immer wieder zum Ausbruch von Infektionskrankheiten, die sich auf exkrementelle Verunreinigungen des Trinkwassers zurückführen lassen. Neben Entzündungen des Dünndarms und der Leber waren es vor allem die Bakterieninfektionen Typhus, Ruhr und Cholera, die viele Menschenleben forderten.²⁸⁹ Die Krankheiten äußerten sich insbesondere in hohem Fieber und starken Durchfällen, so dass die Patienten durch Wasser- und Salzmangel (Elektrolyte) weiter geschwächt wurden. Der verstärkte Flüssigkeitsbedarf führte bei unzureichender Trinkwasserqualität häufig zu einer gesteigerten Belastung des Körpers, wirksame medikamentöse Behandlung setzte erst im 20. Jahrhundert ein. Anfangs verwendete man künstliche Sulfonamide, 1928/29 kam es dann zur Entdeckung des aus Pilzen gewonnenen Penicillins. Der praktische Einsatz dieses wirksamen Antibiotikums erfolgte jedoch erst ab dem Zweiten Weltkrieg, da Deutschland als Hauptproduzent der Sulfonamide für den Weltmarkt ausfiel.²⁹⁰

Die im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmend schlechtere Trinkwasserqualität vor allem in den Armenvierteln sowie die enge Wohnsituation, die keinen Platz zur Isolierung der Kranken bot und nur selten Sanitäreinrichtungen beinhaltete, führte mehrfach zu epidemischen Ausbrüchen von Infektionskrankheiten in Mitteleuropa. Die Cholera trat in Hamburg, der sicherlich am schwersten betroffenen Stadt Deutschlands, zwischen 1831 und 1892 in 16 unterschiedlichen Jahren auf. 1892 erkrankten in Hamburg innerhalb von drei Monaten fast 17.000 Menschen – etwa die Hälfte von ihnen starb. „Die Ursache für die hohe Zahl an Toten lag in der explosionsartigen Geschwindigkeit, mit welcher der Cholera-Bazillus die dicht besiedelten Ballungsräume durch verseuchtes Trink-

289 Vgl. Fahl, Andreas: Die Qualität des Trinkwassers, in: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): Frisches Wasser, Schleswig 1987, S. 23–25, hier S. 24.

290 Vgl. Kayser, Fritz H./Öttger, Erik C./Zinkernagel, Rolf M. et al. (Hg.): Medizinische Mikrobiologie, Stuttgart 2005, S. 210ff. sowie S. 298–313.

wasser und mangelnde Hygiene infizierte.“²⁹¹ Als international bedeutsame Hafenstadt konnte der Erreger hier besonders leicht eingeführt werden. Richard Evans hat für diese Zeit daher die treffende Bezeichnung „Cholera-Jahre“ gewählt.²⁹²

Allerdings sah man die Ursachen der Epidemien höchst kontrovers. „Selbst in Altona, wo 1871 eine Cholera-Epidemie ausbrach, nachdem mehrere Tage



Abb. 9: Filterstein, Ende 19. Jahrhundert

lang ungefiltertes Elbwasser in die Wasserleitung gespeist wurde, lag der Zusammenhang zwar auf der Hand, war im streng wissenschaftlichen Sinne aber nicht beweisbar.“²⁹³ Der Verdacht gemahnte jedoch, zumindest im aufgeklärten Bürgertum, immer stärker zur Vorsicht. Wer es sich leisten konnte, kochte Trinkwasser ab oder stieg gleich um auf alternative Getränke, insbesondere Tee, Kaffee und Bier.²⁹⁴ Wirtschaftliche Gründe zwangen aber den Großteil der Bevölkerung, trotz dringlicher Bedrohung durch Epidemien weiterhin Wasser zu konsumieren. Die Industrie reagierte auf diesen Umstand mit der Produktion von Filtergeräten, welche aber ebenso nur einer Minderheit finanziell erschwinglich waren.²⁹⁵

Auch in Bonn blieb die Bevölkerung nicht von den gefürchteten Krankheiten verschont. Einzelne Fälle von Ruhr, Typhus und Cholera traten regelmäßig auf. Ein epidemischer Ausbruch der Cholera ist im Regierungsbezirk Köln für die Jahre 1832/33, 1849 und 1866/67 verzeichnet. Typhus war in Bonn vor allem 1857/58, 1867 und zusammen mit Ruhr vereinzelt zwischen 1880 und 1894 verbreitet.²⁹⁶ Wenngleich Wutzer die Ursachen des Typhus nicht in den Trinkwasser-, sondern in Luft- und Bodenverschmutzungen sieht, so begreift er doch grundlegend die richtigen Verbreitungsfaktoren der Epidemie. In seinem ersten

291 Körschner, Dieter: Der Kampf ums Cholerahospital in Bonn im Jahre 1832, in: Bonner Geschichtsblätter 42 (1992), S. 277–310, hier S. 277.

292 Vgl. Evans, Hamburg (1990), S. 12.

293 Fahl, Qualität (1987), S. 24.

294 Entsprechende Aussagen gibt Max von Pettenkofer in seiner Publikation zum Typhus in München wider. Vgl. Pettenkofer, Max von: Die Typhusbewegung in München von 1851–1887, München 1889, S. 12.

295 Vgl. ebd. S. 24. In einfachen Haushalten standen zum Teil natürliche Filter zur Verfügung, vgl. Abb. 3.

296 Vgl. StAB Pr 894, Pr 2847, Pr 50/342. Vgl. auch Körschner, Cholerahospital (1992), S. 277ff. Wutzer, Salubrität (1858), S. 15ff. sowie S. 25, 64; BZ vom 06.02.1873.

Beispiel sind Angehörige einer Metzgerfamilie die Opfer, wobei Wutzer die Arbeit mit den organischen Abfallstoffen innerhalb der Hausgemeinschaft als Ursache erkennt. Ein zweiter Fall betrifft die Verunreinigung des Trinkwassers mit Fäkalien: „Im August und September brach im südlichen Ende der Wenzelgasse ein bösartiger Typhus aus, der sich allmählig in der selben Strasse weiter nordwärts“ ausbreitete. „Die gesuchte Local-Ursache ist (...) in dem gemeinschaftlichen Kloaken-Systeme jener Strassen zu finden“, wobei Wutzer den durch das „schwarze Wasser (...) mit faulenden Ausflüssen durchtränkte[n] Boden“ verantwortlich macht.²⁹⁷

Allerdings war die Angst vor einer breitflächigen Cholera-Epidemie ungleich größer. Dies äußert sich sowohl in der Einrichtung eines provisorischen Cholera-Lazarettts in der Stadt, als auch in den Bemühungen der Stadtverwaltung sowie vieler einflussreicher Amtspersonen und Professoren, gegen den Entscheid der Kölner Bezirksregierung eine Verlegung des provisorischen Hospitals aus dem als untauglich empfundenen alten Armschulhaus in den Schulneubau durchzusetzen.²⁹⁸ Entgegen Körschners Einschätzung hat die Epidemie der 1830er Jahre Bonn erreicht: „In der That sind noch 1849 einige krank hier angelangte Unglückliche der Art in diesem traurigen Locale verstorben.“²⁹⁹ Auch Höroldt verweist darauf, dass „die Seuche Bonn nicht voll traf“, es aber dennoch Opfer gab.³⁰⁰ Für das Jahr 1866 liegt eine Meldung der Bonner Nachrichten vor, in der über die Aufnahme von 32 Cholerakranken in ein Nothospital berichtet wird.³⁰¹

Auffallend ist die Überschneidung von Infektionsjahren und wirtschaftlicher Krisenzeiten. Während um 1830 „die politischen Unruhen in Frankreich und den benachbarten Niederlanden“ zu Einbrüchen imzaghaften Wirtschaftsaufschwung führten, hatte man 1849 „die Folgelasten der Krise von 1846/47 [Hungernot] und der anschließenden Revolution“ zu tragen.³⁰² „So mußten 1849 nicht nur alle disponiblen Mittel der Armenverwaltung, sondern auch ein Drittel

297 Wutzer, Salubrität (1858), S. 15, 25.

298 Vgl. Körschner, Cholerahospital (1992), S. 285ff. Körschner hat darauf hingewiesen, dass eine Unterbringung der Armschule im Neubau von vielen Bürgern geneidet wurde. Eine angestrebte Rückverlegung in das alte Gebäude muss somit auch als Beschwigting einflussreicher Einwohner gewertet werden.

299 Wutzer, Salubrität (1858), S. 64.

300 Vgl. Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 131.

301 Vgl. BN von 1866 (genaues Datum unklar). Vgl. StAB N 1987/197.

302 Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 131; Höroldt, Revolution und Reichsgründung (1989), S. 232.

des Rohertrages der staatlichen Mahlsteuer (...) für die Beschäftigung von Arbeitslosen eingesetzt werden.“³⁰³ Mitte der 1850er Jahre stiegen die Lebensmittelpreise gewaltig und die Ausgaben der Armenfürsorge wuchsen erneut an. Ende des Folgejahrzehnts war die Situation in den Armenquartieren an der nördlichen Stadtmauer dann so verheerend, dass sich die Stadtverwaltung 1869 zum Ankauf eines geeigneten Grundstücks und zur Einrichtung eines so genannten „Kontagienhauses“ für infektiöse Personen genötigt sah.³⁰⁴ Die wirtschaftliche Situation wirkte sich in mehrfacher Hinsicht auf die Infektionsgefahr aus: Eine mangelhafte Ernährung schwächte das Immunsystem und machte die Menschen so leichter für Krankheiten wie Ruhr, Typhus und Cholera empfänglich. Zudem konnte die Instandhaltung der Brunnen während finanzieller Belastungsphasen – wie bereits gezeigt wurde – meist nur unzureichend gewährleistet werden, was zu einer weiteren Verschlechterung der Trinkwasserqualität geführt hat. Schließlich waren alternative Getränke für immer größere Bevölkerungsteile kaum noch erschwinglich und belastetes Wasser bestimmte zunehmend die Flüssigkeitszufluss.

Die Infektionskrankheiten lieferten wichtige Argumente in Diskussionen um die Einführung zentraler Trinkwasser- und Kanalisationssysteme. Cholera und Typhus wurden in den Medien regelrecht instrumentalisiert, „um die schwebenden Vorverhandlungen und Voruntersuchungen in beschleunigten Fluß zu bringen.“³⁰⁵ Hohe finanzielle Aufwendungen wirkten abschreckend und führten auf dem Verwaltungswege häufig zu Verzögerungen. Die Angst vor der Cholera war verbreitet, wissenschaftliche Vorträge wurden in Zeitungen abgedruckt, um so das einflussreiche Bürgertum für die eigene Sache zu gewinnen – hier ein Beispiel vom 1873:

„Oder sollen wir etwa warten, bis eine verheerende Epidemie ihre Geißel über uns schwinge und wir dieselbe bittere Lection empfangen wie die meisten englischen Städte, bevor sie sich zu demselben finanziellen Opfer entschlossen? Es scheint fast, als sei die Cholera mit dieser Mission in Europa erschienen, gegen die großen Erbsünden vieler Generationen einen strafenden Mahnruf zu erheben, – und wenn man bedenkt, welche hohen sanitarischen Erfolge unter dem Einflusse des Choleraschreckens durch verbesserte Einrichtungen erzielt wurden, so kann man ohne Uebertreibung sagen, daß dieser ge-

303 Höroldt, Revolution und Reichsgründung (1989), S. 232.

304 Vgl. Ebd. S. 233.

305 BZ vom 06.02.1873.

fürchtete Gast bereits mehr Menschenleben gerettet als geopfert hat.“³⁰⁶

In ihrer beschleunigenden Wirkung auf kulturellen Wandel lassen sich die großen Epidemien des 19. Jahrhunderts tatsächlich auch positiv interpretieren. In der Hygienebewegung nahmen sie jedenfalls eine zentrale Position ein.

Das größte Problem der Mediziner war die Beharrlichkeit, mit der sich die Verbreitungswege der Krankheiten vor ihrer wissenschaftlichen Empirie verschlossen.³⁰⁷ Der bedeutsamste medizinische Fortschritt war schließlich der „Wechsel von Schmutz- und Fäulnistheorien zur Bakterientheorie“.³⁰⁸ Die erste große Cholera-Welle der 1830er Jahre hatte auf breiter gesellschaftlicher Ebene eine Kontroverse um die Ursache der epidemischen Verbreitung ausgelöst, die erst durch den Nachweis des Cholera-Bazillus (*Vibrio Cholerae*) von Robert Koch im Jahre 1884 beendet werden konnte.³⁰⁹ Die Diskussion verband aufgrund der verheerenden Folgen der Epidemie neben medizinischen auch politische, wirtschaftliche und soziale Fragen. „So wurde der Sinn von Quarantänen und die Isolation von Kranken nicht nur unter medizinischen Aspekten diskutiert, sondern auch aus der Perspektive der Handelsinteressen, der Kosten für die Kommunen und der Akzeptanz in der Bevölkerung.“³¹⁰ Die Vielschichtigkeit der Problemlage wurde durch abweichende Forschungsmeinungen der Medizin verkompliziert, so dass moralische Entscheidungen größeren Spielraum erhielten.

Obgleich die Trinkwasserverschmutzung und das Auftreten von Seuchen hohe Korrelationen ergaben, ließ sich empirisch kein kausaler Nachweis der entsprechenden Theorie finden. Max von Pettenkofer, Inhaber des ersten Hygiene-



Abb. 10: Angst vor Cholera als Alltagserfahrung, Karikatur 19. Jahrhundert

306 BZ vom 06.02.1873.

307 Vgl. auch Abb. 10.

308 Hardy, Städtische Gesundheit (2005), S. 13.

309 Hardy, Flußverunreinigung (2005), S. 55.

310 Hardy, Städtische Gesundheit (2005), S. 81.

Lehrstuhls in Deutschland, vertrat daher die verbreitete Meinung, „daß vom Trinkwasser keine Seuchengefahr ausgehe.“³¹¹ In seiner Boden-Grundwasser-Theorie legte er dar, dass von Abfallstoffen verunreinigter Boden „üble Dünste“, so genannte „Miasmen“ aussende, durch welche die Krankheit verbreitet würde. Entsprechende Vorstellungen finden sich in zahlreichen zeitgenössischen Publikationen: So spricht Wutzer von den „mephitischen, infernalen Dünsten, welche lebensgefährliche Krankheiten erzeugen können“ und in Zeitungsberichten der 1870er Jahre ist von „miasmatischen Krankheitsformen“ und einem „furchtbaren Boden zur Ausbrütung von Epidemien“ die Rede.³¹² Präventionen sah man entsprechend in der Sicherstellung ausreichender Luftzirkulation und Wasserbewegung, was den Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege (DVÖG) – einen einflussreichen Zusammenschluss aus Ärzten, Verwaltungsbeamten und Ingenieuren – zur Befürwortung der ungeklärten Abwassereinleitung in Flüsse bewegte.³¹³ „Seit Harveys Entdeckung der Blutzirkulation, die unter organizistischen Gesichtspunkten hinfert als Vorbild dient, hat der Imperativ der Bewegung von Wasser, Luft und festen Stoffen die Oberhand gewonnen.“³¹⁴ Unsicherheiten und fehlende Erkenntnisse spiegeln sich in Überhöhungen, nach denen eine Reinigung schon durch Umrühren erfolge oder empfohlen wird, „an den Tischenden im Esszimmer kleine Wasserfälle zu installieren und die Zucht von Goldfischen zu fördern, weil diese (...) das Wasser ihrer Glasbehälter in ständiger Bewegung halten!“³¹⁵

Die abweichenden Theorien über die Verbreitung der Epidemien ließen gleichermaßen Trinkwasserversorgung und Abwasserentsorgung ins Zentrum der öffentlichen Diskussionen rücken. War es wichtiger gefährliche Abfallstoffe, so etwa Fäkalien, vom Boden fernzuhalten, also aus den Ballungsräumen zu verbannen oder musste vordergründig sauberes Wasser zur Verfügung gestellt werden? Die Sicherstellung eines gesunden, sauberen Lebensmittels wog schließlich schwerer: In zahlreichen deutschen Städten setzte die Zentralisierung der Wasserversorgung deutlich vor umfangreichen Kanalisierungen ein – in Bonn verliefen diese Entwicklungen allerdings nahezu parallel.³¹⁶

311 Hardy, Flussverunreinigung (2005), S. 57.

312 Wutzer, Salubrität (1858), S. 27; BZ vom 06.02.1873. Vgl. dazu auch Abb. 10.

313 Vgl. Hardy, Flussverunreinigung (2005), S. 60.

314 Corbin, Pesthauch (1996), S. 124.

315 Ebd. S. 132.

316 Detaillierte Informationen über die Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts, Zusammenhänge von Seuchengefahr, Trinkwasserversorgung und Stadtkanalisation finden sich ex-

2.3 Der Wasserkonsum nach 1875

Mit der Einführung einer zentralen Wasserversorgung hat sich das Wassertrinken in erheblichem Maße verändert. Dauerhaft hat der Zugang zum Leitungswasser bestehende soziale Differenzen im Wasserkonsum eingebnet, kurzfristig wurden diese jedoch verschärft. Der Anschluss an das städtische System hat das menschliche Verhältnis zum Nahrungsmittel Wasser sowie entsprechende soziale Implikationen tiefgreifend gewandelt. Schließlich führte die technische Innovation einer Zentralversorgung zur Überwindung einschneidender gesundheitlicher Missstände des 19. Jahrhunderts, legte dabei aber veränderte Problembereiche einer industrialisierten Gesellschaft offen.

2.3.1 Die zentrale Wasserversorgung in Bonn

Das erste Bonner Wasserwerk ging am 1. April 1875 in Betrieb. Es wurde gebaut und verwaltet von der Rheinischen Wasserwerks-Gesellschaft.³¹⁷ Während viele Kommunen in den 1870er Jahren über die gewerblich orientierte Steuerlast von der aufkommenden Hochindustrialisierung profitierten, setzte die Phase verstärkten industriellen Aufschwungs in Bonn erst knapp 20 Jahre später ein.³¹⁸ Die Finanzierung einer Zentralisierung der Wasserversorgung blieb daher, entgegen den zeitgenössischen Trend, seitens der Stadtverwaltung aus.³¹⁹ Der erforderliche Tiefbrunnen des Werks wurde im Süden der Stadt (Gronau) in 30 Meter Entfernung zum Rhein angelegt; dampfbetriebene Pumpen förderten das Wasser aus einer Tiefe von 5,82 Metern unter Normalnull. Aufgrund des weiträumig unbebauten Areals konnten Verunreinigungen des Brunnens minimiert werden.³²⁰ Parallel zum Startlauf des Wasserwerks erhielten 1875 im Rahmen einsetzender Kanalisierungsarbeiten wohlhabende Wohngebiete, anfänglich die

emplarisch in Hardy, Städtische Gesundheit (2005); Evans, Hamburg (1990). Eine Übersicht zur Einführung zentraler Wasserversorgung in deutschen Städten findet sich in Silbergleit, Heinrich (Hg.): Preußens Städte: Denkschrift zum 100jährigen Jubiläum der Städteordnung vom 19. Nov. 1808, Berlin 1908.

317 Vgl. StAB N 1987/197.

318 Vgl. Höroldt, Kaiserzeit (1989), S. 315.

319 Vgl. Froitzheim, Fritz (Hg.): Denkschrift zum 50jährigen Bestehen der Rheinischen Wasserwerks-Gesellschaft, Köln 1872–1922, Köln 1922, S. 52.

320 Vgl. Betriebsberichte des städtischen Wasserwerks vom 01.04.1900–31.03.1909, StAB N 1987/197.

Haushalte der Quantiusstraße Anschluss an den ersten städtischen Abflusskanal. Teile der Poppelsdorfer Allee und Meckenheimer Straße folgten; in den 1880/90er Jahren konnten dann, mit steigenden Finanzmitteln der Stadt, erstmals weite Straßenzüge kanalisiert werden.³²¹

Auch nach Ablauf des Vertrags im Jahre 1890 kaufte die Stadt das Wasserwerk nicht: Sie fühlte sich den nun sogar weit höheren Kosten nicht gewachsen.³²² Automatisch verlängerte sich der Vertrag für weitere zehn Jahre, bis 1900 eine Übernahme für circa 3,5 Millionen Mark erfolgte. Gleichzeitig begann die Stadt mit Ausbauarbeiten – ein weiterer Brunnen sollte die steigende Nachfrage decken und eine flächendeckende Versorgung der Ortschaften Endenich, Kessenich und Poppelsdorf, ab 1904 offiziell Bonn eingemeindet, gewährleisten. Schon zuvor hatte die Stadt auch Godesberg und Plittersdorf versorgt, doch wurde sowohl dort als auch in Vilipp 1899/1900 mit dem Bau eigener Werke begonnen.³²³

2.3.1.1 Gründe für die Einführung der Zentralversorgung

Welche Gründe hatten 1873 zum Baubeschluss des städtischen Wasserwerks geführt? Nachfolgend ist zu erörtern, inwiefern eine sich intensivierende Hygienebewegung, die problematische Wasserqualität und die Bevölkerungszunahme des 19. Jahrhunderts auf den tiefgreifenden Wandel Einfluss nahmen.

Der Hygienediskurs wurde maßgeblich vom gehobenen Bürgertum getragen.³²⁴ Er intensivierte sich in den 1860er Jahren, nachdem sich um 1850 die „Klagen über Gestank und Unrat in den Städten“ in Folge von Industrialisierung, Bevölkerungswachstum und Urbanisierung mehrten.³²⁵ Dieser sensorisch leicht erfassbare Makel dürfte hinsichtlich der Bonner Bemühungen um eine Ausweitung von Wohlstand und Fremdenverkehr auch wirtschaftliche Brisanz besessen haben. In Übereinstimmung mit der zeitgenössisch dominanten Theorie von der Schädlichkeit verunreinigten Bodens und infektiöser Luft sowie in

321 Vgl. Dietrich, Kläranlage Bonn (1989), S. 384.

322 Vgl. Höroldt, Kaiserzeit (1989), S. 279.

323 Vgl. StAB N 1987/197. Im Zuge der Eingemeindungen werden seit den 1960er Jahren Beuel, seit Ende der 1980er Jahre auch Godesberg wieder zentral von den Bonner Stadtwerken versorgt. Neben Uferfiltrat wird inzwischen maßgeblich Wasser der Wahnbachtalsperre in das Bonner Rohrnetz eingespeist.

324 Hardy, Städtische Hygiene (2005), S. 83ff.

325 Ebd. S. 131.

Anbetracht der sich ausdehnenden Armenviertel bestimmte die Abwasserbeseitigung – vor Versorgungsfragen – die öffentlichen Diskussionen. In einem Beitrag der Bonner Zeitung vom 6. Februar 1873 heißt es daher empört: Von „einer durchgreifenden Canalisierung verlautet bis jetzt noch nichts auch nur Prinzipielles, und doch liegt gerade hier der wundeste Fleck der Bonner Zustände“.³²⁶ Exkrementelle Verunreinigungen des Trinkwassers erregten zwar Besorgnis, doch sah man die Problemlösung eher in einer zuverlässigen Beseitigung von Fäkalien und anderen Abfallstoffen. Die Frage, „ob die Auswurfstoffe der Städte alle mit dem Abfallwasser durch unterirdische Schwemmkänele oder mittels überirdischer Abfuhr durch Transportmittel zu entfernen seien“ beschäftigte „die Ingenieure und Verwaltungsbehörden in hohem Grade“.³²⁷ Die Wohngebiete besser begüterter Familien entfernten sich zwar mehr und mehr von jenen Minderbemittelten – Neubaugebiete der Ober- und gehobenen Mittelschicht dehnten sich insbesondere nach Süden aus, Landhäuser entstanden in suburbanen Randgebieten³²⁸ –, doch sorgte die permanente Cholera- und Typhusgefahr für entsprechende Anteilnahme an den gesamtgesellschaftlichen Problemen.

In den siebziger Jahren häuften sich, etwa in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ (DVjöG), empirische Studien über die Zusammenhänge von Trinkwasserverschmutzung und Infektionskrankheiten, wobei zunehmend auch der internationale Vergleich relevant wurde.³²⁹ Es ist daher anzunehmen, dass die Vertreter der Hygienebewegung auch auf lokaler Ebene, obgleich ihr bürgerliches Ansinnen doch primär die Verbannung übler Gerüche war, nun den Druck zur Einführung einer zentralen Wasserversorgung erhöhten. So drängte die Bonner Ärzteschaft in einem Schreiben an Oberbürgermeister und Stadtverordnete zum Bau eines Wasserwerks.³³⁰ Sie beantragte, die

„Angelegenheit der projektirten städtischen Wasserleitung in nochmalige Berathung zu ziehen und in Berücksichtigung dieser wichtigen, die Gesundheit so wesentlich schützenden Einrichtung den

326 BZ vom 06.02.1873.

327 BZ vom 06.02.1873.

328 Höroldt, Revolution und Reichsgründung (1989), S. 205ff.

329 Vgl. Hardy, Flussverunreinigung (2005), S. 55; Hardy, Städtische Gesundheit (2005), S. 273; Schroot, Leben und Gesundheit (1886), S. 39.

330 Marschall, Geschichte (1996), S. 55. Vgl. auch Buntzel, F.: Die Wasserversorgung des Bonner Raums, Bonn 1957.

Beschluß zu fassen, Bonn mit einer Wasserleitung zu versorgen und denselben in möglichst naher Zeit zur Ausführung zu bringen.“³³¹

Die Trinkwasserqualität, so lautet es in einer Publikation Anfang der 1870er Jahre, sei „eines der wesentlichsten Motive, weshalb in den grösseren Städten schon aus sanitätspolizeilichen Rücksichten die Anlage künstlicher Wasserleitungen zur Notwendigkeit geworden ist.“³³² Die Wasserqualität wird in Voruntersuchungen für mögliche Werksstandorte zunehmend bestimmend. Da diese sich auch in chemischen Analysen stets von lokalen und zum Teil auch zeitterminierten Einflüssen abhängig zeigt, scheint eine Förderung außerhalb der Stadt erstrebenswert.³³³ Mehrfach wurde darauf verwiesen, dass eine Vielzahl der städtischen Brunnen sauberes Wasser führe. Problematisch war jedoch, dass eine Verunreinigung theoretisch jede Wasserstelle zu jedem Zeitpunkt treffen konnte. Auch in den wachsenden Neubauvierteln der Oberschicht sickerten Fäkalien durch die unzureichend zementierten Senkgruben, so dass sauberes Wasser als Getränk zur Mangelware, Wassertrinken zur Gefahr wurde.³³⁴ Zwar gab es auch stets eine Vielzahl unbelasteter Brunnen, doch zeigten sich die Proben der Wasserstellen in diversen Untersuchungen mehrheitlich bedenklich. Die Analysemethoden waren nach wie vor unzureichend, doch fand man in den Grenzwerten für den Härtegrad und die gelösten festen Bestandteile relativ zuverlässige Indikatoren zum Ausschluss der häufigsten Verunreinigungen.³³⁵ So ergaben zwischen 1868 und 1871 stichpunktartige Untersuchungen der Brunnen im Stadtgebiet 13 (von 31) Überschreitungen der Härtenorm und 17 (von 31) zum Teil erhebliche Überschreitungen für gelöste Bestandteile – letztere sind erste Hinweise auf die Verseuchung mit organischen und künstlichen Abfallstoffen.³³⁶

331 Anonymus: Vertrags-Verhältniß zwischen der Stadt Bonn und der Rheinischen Wasserwerks-Gesellschaft, Bonn 1893, S. 25.

332 Bluhme, Brunnenwasser [c1871/72], S. 245.

333 Vgl. ebd. S. 246.

334 Hardy, Städtische Gesundheit (2005), S. 137f.

335 Vgl. Hardy, Flußverunreinigung (2005), S. 57ff. Die Kontroverse um mögliche Grenzwerte wurde von den zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Möglichkeiten begrenzt. Während öffentlich führende Hygieniker sich jedoch um die Modalitäten stritten, waren die praktischen Ärzte auf einfache chemische Analysen angewiesen, auf die sich genannte Grenzwerte beziehen. Diese wurden u.a. von der „Wiener Wasser-Comission“ und dem „Brüsseler Sanitäts-Congress“ festgelegt. Vgl. Bluhme, Brunnenwasser [c1871/72], S. 246.

336 Vgl. ebd. S. 248ff.

Während Hygiediskurs und Trinkwasserqualität jeweils Anstöße für die Einführung der zentralen Wasserversorgung in Bonn geliefert haben, scheint jedoch eine auch zukünftig ausreichende Versorgung der Einwohner sowie der expandierenden Industrie im Mittelpunkt der Betrachtung gestanden zu haben. Wissenschaftliche Untersuchungen dienten gleichermaßen als wirtschaftspolitische Empfehlungen: „Wenn nun die Anlage eines Wasserwerkes beabsichtigt wird“, so müsse „in Rücksicht auf die häuslichen, öffentlichen und industriellen Verwendungen des Wassers (...) bei einer rasch anwachsenden Stadt, wie Bonn, (...) die Frage nach der absoluten und dauernden Sicherheit im Bezug dieser grossen Quantitäten“ vorrangig gestellt werden.³³⁷ In Verknüpfung der Qualitäts- und Quantitätsfrage sowie hinsichtlich der allgemeinen Wirtschaftlichkeit wurde in einem ersten Schritt die Option eines Ausbaus der Duisdorfer Leitung geprüft, die Quellwassermenge jedoch bald als unzureichend erkannt.³³⁸ So werde „der richtigste Weg der bleiben, den bereits die Städte Düsseldorf und Köln befolgt haben, nämlich den Brunnenschacht nahe an den Rheinstrom zu legen“.³³⁹ Der Glaube an die uneingeschränkten Selbstreinigungskräfte der Natur – in Übereinstimmung mit dem Diktat der Bewegung – war nicht zuletzt auch hinsichtlich seiner ökonomischen Relevanz weit verbreitet. Die Überzeugung, dass die Gewässer „die natürlichen Wege zur Beseitigung allen Unrathes seien“³⁴⁰, versprach nicht nur wirtschaftlichen Vorteil, sondern ließ sich überdies wissenschaftlich absichern. Die Verschmutzung der Flussläufe wurde aber nicht nur vom DVÖG indirekt befürwortet, sondern von Großstädten wie Frankfurt bereits umfassend realisiert: Die Belastung des Rheins stieg seit Mitte des 19. Jahrhunderts beträchtlich.³⁴¹ Mit dem Bau des Wasserwerks Gronau bezeugte die Stadtverwaltung Bonn den Stellenwert der quantitativen Versorgung und nutzte die dominante Meinung des Hygiediskurses zur moralischen Absicherung – möglicher Schaden würde im Zweifelsfalle ohnehin nicht die eigene Bevölkerung, sondern die Anlieger stromabwärts treffen. Letztere, etwa Bewohner der Stadt Köln, schalteten sich zwar – unter Verurteilung einer zunehmenden Flussverun-

337 Vgl. ebd. S. 240.

338 Vgl. Froitzheim (1922), Denkschrift, S. 14.

339 Bluhme, Brunnenwasser [1871/72], S. 257.

340 Ausführung Reinhard Baumanns, in den 1870er Jahren Professor für Tiefbau an der TH Karlsruhe, zitiert nach Kluge/Schramm, Wassernöte (1986), S. 107.

341 Vgl. Hirschfelder, Esskultur (2001), S. 186. Vgl. außerdem exemplarisch Calvis, Herbert: Die wasser- und energiewirtschaftliche Bedeutung des Rheins von seinen Quellen bis zum Eintritt ins Rheinische Schiefergebirge, Köln 1981, S. 507–539.

reinigung – empört in den öffentlichen Diskurs ein, erreichten damit indes nichts.³⁴²

Die Sicherstellung des Nahrungsmittels Wasser war im Bewusstsein der Bürger eine lokalpolitische Frage, die nicht in nationaler Übereinstimmung zu entscheiden sei. Dass schließlich Wasserqualität, Bevölkerungswachstum und Hygienediskurs – wenngleich mit abweichender Gewichtung – gemeinsam an der Zentralisierung der Versorgung Rechnung tragen, verdeutlicht der Antrag, den eine große Anzahl der Bonner Bürger im Jahre 1870 einreichte und der als Anstoß des Wandlungsprozesses gelten kann:

„Die traute, langjährige Nachbarschaft der Brunnen, Aborte und Senken in den engen Gehöften, und der frühere Mangel an Abzugskanälen haben eine Verschlechterung der Brunnenwasser durch in Fäulniß übergegangene Stoffe, durch Salpetersäure u.a.m. herbeigeführt, die notwendig von Jahr zu Jahr zunehmen muss. (...) Die Nothstände, welche durch Wassermangel und durch den Genuß unreinigten, ungesunden Wassers bei der eng zusammengedrängten Bevölkerung größerer Städte, namentlich bei den ärmeren Klassen entstehen, sind durch die vielfältigen wissenschaftlichen Untersuchungen hinlänglich klargestellt. Gesundes und ausreichendes Wasser in den Röhren einer Stadt ist dasselbe, wie gesundes Blut in den Adern eines Menschen.“³⁴³

Die im Antrag formulierten Nöte und Sorgen um das Bonner Wasser, Alltagsgetränk und Mangelware gleichermaßen, sollten Beachtung finden. 1871 folgten erste Gutachten zur Einrichtung eines zentralen Wasserwerks, 1872 wurde bereits der Vertrag mit der Rheinischen Wasserwerks-Gesellschaft unterzeichnet und in den Jahren 1873–75 folgte der Bau.³⁴⁴ Allerdings bedeutete die Inbetriebnahme des Werks 1875 keinesfalls veränderte Lebensverhältnisse für die gesamte Bevölkerung.

2.3.1.2 Zur Popularisierung der Wasserleitung

Hamburg erhielt 1848 als erste deutsche Stadt eine zentrale Wasserversorgung. „Mit zunehmender Verschmutzung der Elbe und ihrer Nebenflüsse und der ständig wachsenden Bevölkerung im 19. Jahrhundert wurde das Problem immer

342 Vgl. BZ vom 01.03.1873.

343 BZ vom 14.06.1870.

344 Für den kompletten Abschnitt vgl. StAB 1987/197.

drängender, die Bewohner Hamburgs mit frischem Wasser zum Trinken (...) zu versorgen.“³⁴⁵ Qualitätsprobleme und Mangel bestimmten in vielen Städten die lebensnotwendige Wasserversorgung. Während um 1895 in fast 90 Prozent aller



Abb. 11: Rheinischer Dorfbrunnen, 1. Hälfte 20. Jahrhundert

deutschen Großstädte (über 10.000 Einwohner) Wasserwerke installiert waren und so zur Entspannung der Situation beitrugen, verfügten nur etwa 40 Prozent der Kleinstädte (über 2.000 Einwohner) über entsprechende Systeme. Die Situation in den Landgemeinden – obwohl nicht statistisch erfasst – muss sogar als bedeutend schlechter eingeschätzt werden.³⁴⁶

Die Benachteiligung ländlicher Randgebiete zeigt sich in der Region Bonn: Aufgrund der hohen Dichte wohlhabender Familien wurde Godesberg zwar bereits 1875 vom Werk Gronau mitversorgt, die Bewohner Beuels erhielten hingegen erst 1899 Leitungswasser. In der Gemeinde Duisdorf kam es 1910 zur Ausdehnung einer Quellwasserversorgung, erst 1935 wurden auch hier aufgrund zunehmender Kasernierung Tiefbrunnen und ein umfangreiches Rohrnetz angelegt. Im ländlichen Ippendorf konnte ab 1937 immerhin „der untere Teil des Dorfes vom Hochzonenpumpwerk“ Bonn beliefert werden. Auch andere Gemeinden erhielten erst in den 1930er Jahren Anschluss an zentrale Versorgungssysteme, so etwa Röttgen und Ückesdorf.³⁴⁷

Die Situation in der Stadt Bonn gestaltete sich allerdings ebenfalls uneinheitlich. Im Jahre 1875 erhielten nur 1.039 private Nutzer der insgesamt circa 46.000 Einwohner des Versorgungsgebiets einen Anschluss – bis 1900 stieg die Zahl der Begünstigten immerhin auf 6680.³⁴⁸ Die Zentralisierung der Wasserversorgung sorgte also bis zur Popularisierung der Anschlüsse in den 1930er Jahren

345 Evans, Hamburg (1990), S. 194.

346 Vgl. ebd. S. 195.

347 StAB N 1987/197. Vgl. auch Marschall, Geschichte (1996), S. 65–71.

348 Vgl. Froitzheim, Denkschrift (1922), S. 18. Vgl. auch Grahn, E.: Die städtische Wasserversorgung im Deutschen Reiche, sowie in einigen Nachbarländern, München/Leipzig 1898, Tab. 431. Zum Versorgungsgebiet zählten Bonn, Poppelsdorf, Plittersdorf und Godesberg.

für eine soziale Differenzierung, die in der Tradition der Duisdorfer Leitung stand.

Obwohl nach einführender Erschließung der wohlhabenden Südstadtgebiete eine Rohrleitung noch vor 1900 nordwärts – also Richtung Armenviertel – führte, blieb den unteren Bevölkerungsschichten der Konsum von Leitungswasser noch lange verwehrt.³⁴⁹ Menschen, denen die Deckung des täglichen Lebensbedarfs kaum möglich war, konnten die finanziellen Aufwendungen für den Anschluss nicht erbringen. Schon die Vertragsbestimmungen des neuen Bonner Werks stellten zum Teil unüberwindliche Hürden für den potenziellen Kunden dar:³⁵⁰ Anträge auf Anschluss waren schriftlich einzureichen, in den Unterschichten herrschte jedoch eine hohe Analphabetenrate.³⁵¹ Die Gebühren sollten vom Konto eingezogen werden, welches zahlreiche Personen aber nicht einmal besaßen.³⁵² Zudem gab es gewichtige ökonomische Hürden: Der Vertrag hatte eine erste Laufzeit von drei Jahren, viele Menschen waren aber durch Arbeitslosigkeit betroffen oder zumindest bedroht, so dass eine derart langfristige Bindung für die Mehrzahl der Interessenten nicht in Frage kam. Bei der Berechnung der Jahresgrundgebühr kamen „stets sämtliche Etagen eines Wohnhauses zur Berechnung, gleichviel ob der Wasserverbrauch nur in einzelnen Etagen“ stattfand, was eine zusätzliche Benachteiligung der oft in größeren Mietskasernen

349 Betriebsberichte des städtischen Wasserwerks vom 01.04.1900–31.03.1909, in: StAB N 1987/197.

350 Vgl. Anonymus, Vertrags-Verhältniß (1893), S. 18ff.

351 Die Lesefähigkeit blieb bis weit ins 18. Jahrhundert hinein Privileg der Oberschicht. Erst um die Jahrhundertwende stieg die Alphabetisierung deutlich an, die im Laufe des 19. Jahrhunderts auf etwa 90 Prozent der Gesamtbevölkerung Deutschland ausgedehnt werden konnte. Allerdings bestanden soziale Ungleichheiten über die Lesegewohnheiten fort: Die Unterschichten konsumierten maßgeblich kostengünstige Heftchen. Tiefgreifendere Auseinandersetzungen mit juristischen Fachtexten wie den Vertragsklauseln des Wasserwerks dürften entsprechend Probleme bereitet haben. Vgl. exemplarisch Schenda, Rudolf: Leser- und Lesestoff-Forschung, in: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 543–561, hier S. 544ff. Boden, Alexander: Lesen und Vorlesen. Die Entwicklung der Lesefähigkeit im 18. und 19. Jahrhundert, in: KulTour 14/2 (2003), S. 35–49, hier S. 47. Vgl. auch Bedingungen für die Abgabe von Wasser aus dem Wasserwerk Bonn, in: StAB N 1987/197.

352 Vgl. exemplarisch Hahn, Christine: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not!“ Zur Geschichte der Spareinrichtungen für Arbeiter in Unternehmen der bergischen Industrie (1850–1914), in: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 97 (1995/96), S. 177–191.

untergebrachten Arbeiter bedeutete.³⁵³ Ferner mussten nach Anschluss die Kosten für die Wiederherstellung des Straßenpflasters (etc.) übernommen werden. Viele Familien lebten in Elendsquartieren, doch auch vergleichsweise goutsuierter Industriearbeiter mussten auf eine Unterstützung des Vermieters hoffen, was in den meisten Fällen jedoch zwecklos gewesen sein dürfte: In Hamburg trat sogar der Grundeigentümerverein gegen den Plan der Zentralisierung ein, da er „fürchtete, seine Verwirklichung werde bald zu einer Erhöhung der Grundsteuer führen.“³⁵⁴

Was sich bereits in der Anzahl der Privatanschlüsse bis 1900 spiegelt, wird somit offensichtlich: Der Zugang zum Leitungswasser blieb mittelfristig der Ober- und gehobenen Mittelschicht vorbehalten. Obgleich das Elend der Armenviertel als vordringlichstes Argument in der Hygienediskussion geführt wurde, reichte die Anteilnahme des einflussreichen Bürgertums nur bis zur Sicherstellung der eigenen Gesundheit.

Im Jahre 1925 kamen in Bonn auf circa 90.000 Einwohner nur etwa 9.200 Leitungsanschlüsse – eine Steigerung von gut 2.500 Anschlüssen in 25 Jahren.³⁵⁵ Es muss also davon ausgegangen werden, dass über die Hälfte der Bevölkerung nach wie vor auf die dezentrale Brunnenversorgung angewiesen war. Allerdings lässt sich dieser Wert relativieren, da in Mietshäusern „oft mehreren Familien nur eine gemeinsame Zapfstelle auf einem Treppenabsatz zwischen zwei Stockwerken zur Verfügung“ stand.³⁵⁶ Der direkte und egalitäre Wasserschluss stand so zwar noch aus, ein Zugang zum Leitungswasser war aber der städtischen Bevölkerung mehrheitlich gegeben. Die Landbevölkerung musste sich allerdings bedeutend länger mit dem überkommenen Versorgungssystem der Brunnen zufrieden geben, so dass die „Wasserbank“, also die Stellfläche für Eimer mit schmutzigem und sauberem Wasser, noch um 1950 das Bild ihrer Küchen beherrschte.³⁵⁷

353 Bedingungen für die Abgabe von Wasser aus dem Wasserwerk Bonn, in: StAB N 1987/197.

354 Vgl. Evans, Hamburg (1990), S. 195.

355 Vgl. Lenze, Anton: Die städtischen Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerke, in: Spoelgen, Eduard (Hg.): Bonn und seine nähere und weitere Umgebung, Bonn 1926, S. 71–84, S. 71.

356 Stille, Küche (1992), S. 69.

357 Vgl. ebd. S. 69.

2.3.2 Die veränderte Problemlage bei Zentralversorgung

Die Einführung der Wasserleitung hat, in der Region Bonn wie in allen deutschen Städten und Gemeinden, langfristig wesentlich zur Eindämmung der Cholera- und Typhus-Epidemien beigetragen. Zwar konnten die Infektionskrankheiten erst durch die pharmazeutische Innovation des Antibiotikums sicher kontrolliert werden, doch endete mit dem Auftreten der Cholera 1892 in Hamburg der (nicht kriegsbedingte) epidemische und gleichwohl zyklische Ausbruch in Deutschland.³⁵⁸ Die zentrale Trinkwasserversorgung hat im Laufe des 20. Jahrhunderts die städtischen Brunnen vollständig abgelöst und damit die permanente Gefahr einer Vergiftung durch das Nahrungsmittel Wasser minimiert.

Doch obwohl die bekannten Einflüsse der Verseuchungen besser kontrolliert werden konnten, bedingte die gewandelte Versorgungsform neue Probleme, die in direktem Bezug zur fortschreitenden Industrialisierung standen. Die Errichtung des Wasserwerks direkt am Rhein hatte bereits in der Planungsphase zu lebhafter Kritik einer interessierten Minderheit geführt, die in der Verunreinigung des Oberrheins Gefahren sahen. Da allerdings mehrheitlich auf die bewegungsbedingte Selbstreinigung des Flusses vertraut wurde, konnte der hinsichtlich des Fördervolumens gewählte Standort bedenkenlos beibehalten werden. Im „Rheinwasser verliert sich der organische Unrat sehr bald bis zur völligen Unnachweisbarkeit, jedenfalls ohne die mindeste Belästigung für die stromabwärts wohnenden Nachbarn“ – so hieß es noch 1873 in den Medien.³⁵⁹ Mit den bedeutsamen bakteriologischen Entdeckungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts wurde jedoch die ideelle Verbindung zwischen Bewegung und Säuberung gelöst. „Zwar erfüllte das Wasser aus der Gronau, was die Hygiene anbelangte, noch alle Ansprüche, doch Geschmack, Temperatur und Härtegrad ließen des öfteren zu wünschen übrig.“³⁶⁰ Dieser Umstand führte offenbar dazu, dass das Leitungswasser zunehmend in Misskredit geriet. In zeitgenössischen Publikationen und Zeitungsbeiträgen wurde für Qualität und Geschmack des Wassers darum regelrecht geworben. Auffällig ist dabei die vom Hygieneverständnis beeinflusste Umdeutung der Sachlage: Während noch in den 1870er Jahren das Bonner Grundwasser als alluviales Rheinwasser positiv beworben und sogar anhand chemischer Analysen als solches nachgewiesen wurde, bestritt man diese Ver-

358 Vgl. Körschner, Cholera-Hospital (1992), S. 277.

359 BZ vom 06.02.1873.

360 Marschall, Geschichte (1996), S. 62.

bindung nach 1890 vehement.³⁶¹ In der Bonner Zeitung vom 25. März 1900, also kurz vor der rechtlichen Übernahme, heißt es daher zu Werk und Wasser:

„Seit einem Vierteljahrhundert hat es die Stadt und ihre Bewohner mit einem Wasser versorgt, wie es so schön und wohlschmeckend nicht überall gefunden wird. Die Lage des Betriebs unmittelbar am Rheinufer hat wohl die Meinung aufkommen lassen, daß das zur Versorgung der Stadt verwandte Wasser Rheinwasser sei, das ist indessen ein Irrtum.“³⁶²

Entgegen früherer Bekundung konstatierte man nun, dass das Leitungswasser dem Rhein zufließendes Grundwasser oder gar ein kohlensaures Quellwasser sei.³⁶³ Über „Die Vorzüglichkeit des Bonner Wasserleitungs-Wassers“ berichtete 1892 auch Siegfried Stein, der nicht nur das Eindringen von Rheinwasser persönlich ausschloss, sondern zudem die chemische Analyse eines führenden Instituts anführte. Darin heißt es: „Nach den Ergebnissen der bakteriologischen Untersuchung ist das Wasser der Bonner Wasserleitung ,ein außergewöhnlich reines“.³⁶⁴

Tatsächlich „konnte man das Bonner Wasser nicht unbedingt als ‚makellos‘ bezeichnen.“³⁶⁵ In Abhängigkeit von Rhein- und Grundwasserstand wurde die Leitung stärker mit Grund- oder aber uferfiltriertem Flusswasser gespeist. Zwar wirkten die natürlichen Kiesschichten als bakteriologische Filter, doch gab es zum Teil starke Schwankungen der Temperatur und des Härtegrades, was einerseits zu geschmacklichen Einbußen führte, andererseits die Öffentlichkeit skeptisch stimmte.³⁶⁶ Hier zeigt sich erneut die Verbindung der Ver- und Entsorgungsfrage: Mit der zentral versorgten und massiv wachsenden Bevölkerung verschärfte sich die Abwassersituation in den Städten beträchtlich, da der komfortable Zugang den Konsum und entsprechend die Ausflüsse steigerte.³⁶⁷ Auf entsprechende Probleme hat Hirschfelder bereits für die römische Antike verwiesen.³⁶⁸ Insbesondere hinsichtlich des Kloakenwesens entsprach die Schwemm-

361 Vgl. BZ vom 06.02.1873.

362 BZ vom 25.03.1900.

363 Vgl. ebd.; Stein, Siegfried: Die Vorzüglichkeit des Bonner Wasserleitungs-Wassers. Bonn 1892, S. 3.

364 Stein, Bonner Wasserleitung (1892), S. 5, 8.

365 Marschall, Geschichte (1996), S. 62.

366 Vgl. ebd. S. 61.

367 Vgl. Bingen/Hellemann, Küchengeister (1996), S. 90.

368 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 333.

kanalisation den bürgerlichen Vorstellungen von Reinlichkeit, die man beim pneumatischen Unterdrucksystem Linurs kaum beachtet sah. Anstatt also die Fäkalien zur Felddüngung zu nutzen, setze sich die Ausspülung in lokale Flussläufe durch, so auch in den Rhein.³⁶⁹ Nach Frankfurts früher Nutzung der Schwemmkanalisation folgten bald erste Klagen anliegender Siedlungen über „ekelerregende Ingredenzen“ im Flusswasser und „Gestank und Kotablagerungen an den Uferbefestigungen“.³⁷⁰

Bedeutsamer war hingegen die Verunreinigung des Rheins in Folge der Umstellung von Dampf- auf Dieselschifffahrt sowie weitaus gravierender durch Fabrikabwässer.³⁷¹ So belegen Klagen eines Bonner Fischerei-Vereins seit 1892 erstmals größeres Fischsterben in der Region, was als Indikator für die massiv verschlechterte Wasserqualität gelten kann.³⁷² Kommunale Politiker nutzten bewusst den Standortvorteil zur Anwerbung von Industrie – die ungeklärte Einleitung wurde gestattet. Entsprechend lange sträubten sich Städte und Gemeinden gegen nationale Richtlinien.³⁷³ Das Ergebnis einer Denkschrift des „Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie“ von 1890 wirkt heute ironisch, deckt sich aber durchaus mit der zeitgenössischen Verharmlosung industrieller Abwasserpolitik. Demnach wäre das Wassertrinken ungleich bedenklicher, insofern „Flüsse wie der Main nicht glücklicher Weise eine ganze Reihe von Fabrikwässern aufnähmen, deren mineralische Bestandtheile desinfizierend“ wirkten.³⁷⁴ Stetig wachsende Kritik und Besorgnis um das eigene Trinkwasser führten dennoch zur Einführung von Grenzwerten.³⁷⁵ 1898 erließ die „Königliche Versuchs- und Prüfungsanstalt für Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung“ so hohe „Reinheitsforderungen an das in die Gewässer einzuleitende Abwasser“, dass dies „einem Einleitungsverbot gleichkam“.³⁷⁶ Die Industrie reagierte mit Einspruch, die konkrete Belastungsfrage fiel erneut in kommu-

369 Vgl. Hardy, Städtische Gesundheit (2005), S. 139ff.

370 Bauer, Thomas: Im Bauch der Stadt. Kanalisation und Hygiene in Frankfurt am Main 16.–19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1998, S. 287.

371 Vgl. Marschall, Geschichte (1996), S. 62.

372 Dix, Andreas: Industrialisierung und Wassernutzung. Eine historisch-geographische Umweltgeschichte der Tuchfabrik Ludwig Müller in Kuchenheim, Köln 1997, S. 259.

373 Vgl. Dietrich, Kläranlage Bonn (1989), S. 386f. Hardy, Flußverunreinigung (2005), S. 61.

374 Jurisch, Konrad W.: Die Verunreinigung der Gewässer, Berlin 1890, S. 79, 107.

375 Vgl. ebd. S. 60.

376 Dietrich, Kläranlage Bonn (1989), S. 385.

nale Zuständigkeit und die Flussverunreinigung wurde, wenn auch eingeschränkt, fortgesetzt.³⁷⁷

Allerdings spiegeln die Wasserschutzbemühungen der Jahrhundertwende erneut den hohen Stellenwert des Nahrungsmittels Wasser sowie ein wachsendes Problembewusstsein in Bezug auf eine nachhaltige Wasserwirtschaft, die – im historischen Überblick des deutschen Wasserrechts – bislang weitestgehend unbeachtet blieben. In der Region Bonn galten vor der politischen Übernahme durch Preußen mit dem Ruralgesetz von 1791 und dem Code Civil von 1804 allgemeine Gesetze, die nur vereinzelte wasserwirtschaftliche Paragraphen enthielten.³⁷⁸ Hierbei handelte es sich jedoch maßgeblich um Mühlenordnungen, Stau- und Bewässerungspflichten sowie Hochwasserregelungen. Auch das Allgemeine Preußische Landrecht, welches in den erweiterten Gebieten von 1815 ohnehin nur selektive Anwendung fand, beinhaltete keine weiterführenden Regelungen.³⁷⁹ Erst die veränderten Rahmenbedingungen der Industrialisierung erforderten 1843/45 das Gesetz über die Benutzung der Privatflüsse. „Als sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Bevölkerung verdoppelte und die Industrie eine ungeahnte Entwicklung nahm, mußten die Gewässer zur Versorgung mit Trink- und Brauchwasser und zur Abführung der Abwässer der Städte und Fabriken“ dienen.³⁸⁰ Wissenschaftliche Uneinigkeit im Hygienediskurs und hartnäckige Bemühungen um kommunale Zuständigkeit ließen aber erst 1913 die Einführung eines „erschöpfenden und einheitlichen“ Wassergesetzes für Preußen zu. Doch auch dieses genügte schon bald nicht mehr den steigenden Anforderungen.³⁸¹ Eine Neufassung konnte dennoch erst 1957/1976 mit dem Wasserhaushaltsgesetz (WHG) und dem Abwasserabgabengesetz (AbwAG) auf Bundesebene verwirklicht werden. Die Länder füllten diese Rahmenregelungen weiter aus, in Nordrhein-Westfalen mit dem Landeswassergesetz von 1962.³⁸² Regelmäßige Anpassungen an veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen und später an Europäisches Recht – auf die Problematik der Überführung natio-

377 Vgl. ebd. 386f.

378 Vgl. Seiler, Harald: Die Gewässerbenutzungen und ihre Rechtsgrundlagen im Verlauf der Geschichte des Wasserrechts. Ein vergleichender Überblick, Bonn 1976, S. 46. Detaillierte Informationen zur historischen Entwicklung des deutschen Wasserrechts finden sich in Wüsthoff, Alexander: Handbuch des Deutschen Wasserrechts, 2 Bde., Berlin/Bielefeld/Detmold 1949.

379 Vgl. Wüsthoff, Alexander: Einführung in das deutsche Wasserrecht, Berlin 1962, S. 17f.

380 Ebd. S. 17.

381 Vgl. Czochowski/Prümm, Wasserrecht NRW, S. 1.

382 Vgl. ebd. S. 1f.

naler Lebensmittelgesetze in different tradierte europäische Kontexte hat bereits Rudolf Streinz hingewiesen³⁸³ – haben zur wiederholten Neuauflage des Rechtsbestandes geführt.

„Wasserhaushaltsgesetz und Landeswassergesetz stehen unter dem Leitgedanken, den Wasserhaushalt als Bestandteil des Naturhaushalts, als Lebensraum für Tiere und Pflanzen und als Grundlage für die öffentliche Wasserversorgung, die Gesundheit der Bevölkerung, die Gestaltung von Freizeit und Erholung, die gewerbliche Wirtschaft, die Land- und Forstwirtschaft, das Wohnungs- und Siedlungswesen und andere Belange zu ordnen.“³⁸⁴

Dieser juristische Bedeutungsabriß spiegelt nicht nur das tradierte Spannungsverhältnis ernährungs- und gewerbeorientierter Wasserpolitik, sondern lässt bereits einen Blick auf den gesellschaftlichen Bedeutungszuwachs der Wasserwirtschaft im 20. Jahrhundert zu, in welcher die Frage der Trinkwasserversorgung durch natürliche Wasserressourcen in Folge der expansiven Mineralwasserindustrie allmählich an Gewicht verloren.³⁸⁵

Die Betrachtung des Wassertrinkens führt also über die Analyse der sich wandelnden Trinkwasserqualität zum Verständnis tiefgreifender Wandlungsprozesse im Kontext der Industrialisierung, in denen sich Schnittflächen politischer, wirtschaftlicher und sozialer Lebensrealitäten ausdrücken.

Belastungen des Leitungswassers und somit negative Einflüsse des Nahrungsmittels Wasser auf die menschliche Gesundheit konnten mit Einführung des Wassergesetzes von 1913 keinesfalls aufgehoben werden. Zwar setzte man dem Trinkwasser bereits in den 1920er Jahren gelegentlich Chlor zu (etwa bei Hochwasser), doch wird noch 1932 über Klagen bezüglich des Geruchs und Geschmacks berichtet.³⁸⁶ Auch bleiben die Probleme der Trinkwasserqualität nicht auf die entfernte Vergangenheit beschränkt: Schon die Durchsicht der lokalen Bonner Presse fördert für den Zeitraum 1960–1990 zahlreiche Beiträge und Meldungen zu Tage, in denen die Trinkwasserqualität unter dem Aspekt der

383 Vgl. Streinz, Rudolf: Das deutsche und europäische Lebensmittelrecht als Ausdruck kultureller Identität, in: Teuteberg, Hans J./Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997, S. 103–112.

384 Czychowski/Prümm, Wasserrecht NRW, S. 2f.

385 Vgl. Kapitel „Aspekte einer Kulturgeschichte des Mineralswasser“, S. 101.

386 Vgl. DRZ vom 18.07.1928; GA vom 21.05.1932.

Verunreinigung und Vergiftung diskutiert wird.³⁸⁷ Neben Faktoren, die direkt von Werk oder Leitung abhängig sind, etwa Chlorgehalt oder Bleiwerte, findet insbesondere die Gefahr durch industrielle Flussverunreinigung Beachtung und zeugt damit von der Konstanz des Problems als Folge der Industrialisierung.

Die jeweilige Verunreinigung wandelt sich mit dem veränderten Einsatz von Materialien und Chemikalien, so etwa die Nitratbelastung in Folge landwirtschaftlicher Intensivkulturen und übermäßiger Düngung.³⁸⁸ Stete Anpassungen der Filteranlagen sind notwendig. Im Bonner Anzeigenblatt zitiert man am 1. August 1984 einen Stadtverordneten: „Es darf nicht länger hingenommen werden, daß der Verbraucher die Kosten für eine verbesserte Trinkwasseraufbereitung aufbringen muß, die der Einleiter bei der Abwasserklärung sparen darf.“³⁸⁹ Als Lebensmittel bleibt das Wasser nach wie vor auch ein Politikum. Die Gefahr konkreter Verunreinigungen, etwa durch chlorierten Kohlenwasserstoff, wird bewusst instrumentalisiert – ähnlich den Infektionskrankheiten des vorigen Jahrhunderts –, Angst als Mittel zur Durchsetzung lokaler Interessen und zur politischen Profilierung genutzt.³⁹⁰ In diesem Kontext kann die Initiierung der „Gewässerschutzinitiative Mittelrhein“ durch die Godesberger Jungsozialisten 1984 auch als taktisches Manöver im Kompetenzstreit mit den Grünen gewertet werden.³⁹¹ Und die medial zitierte Aussage eines CDU-Politikers, dass bei der Kontrolle des Rheinwassers „Kosten keine Rolle spielen“ sollten, gibt ebenfalls einen Blick auf die politische Brisanz der Trinkwasserversorgung frei.³⁹²

Insbesondere die Trinkwasserqualität Bad Godesbergs geriet regelmäßig in die Kritik. Exemplarisch soll hier auf die Verunreinigung des Rheins durch den BASF-Konzern verwiesen werden. Ein mehrjähriger Prozess der Stadt gegen das Unternehmen brachte dem Vorfall große politische Beachtung und intensiven Niederschlag in den Medien ein.³⁹³ Obwohl es mit der eingeklagten Erstattung von Trinkwasserproben aufgrund einer chemischen Verunreinigung des

387 Der beste Zugriff bietet sich diesbezüglich über die thematische Sammlung der Zeitungsausschnitte im Stadtarchiv Bonn. Vgl. exemplarisch StAB ZA 117/1229, ZA 122/1254, ZA 133/1176, ZA 134/128, ZA 135/361, 136/886, ZA 137/467, ZA 137/847, ZA 138/192, ZA 138/1746, ZA 143/167, ZA 148/3087 (hinter einer Signatur verbergen sich zum Teil diverse Einzelbelege aus unterschiedlichen Zeitungen).

388 Vgl. RSA vom 03.10.1984.

389 BA vom 01.08.1984.

390 Vgl. GA vom 27.06.1984.

391 Vgl. GA vom 20.06.1984.

392 Vgl. BR vom 30.01.1984.

393 Vgl. StAB ZA 136/40, ZA 137/847, ZA 138/1746.

Rheins nur um geringfügige Beträge ging, wurde der Prozess bis in höchste Gerichtsbarkeiten getragen. Die Entwicklung des Rechtsstreites dokumentierte die SPD-Ratsfraktion im Juni 1985 für die Öffentlichkeit, was abermals die politische Breitenwirkung der Thematik verdeutlicht.³⁹⁴ Mit einem Urteil „pro“ Godesberg traf man schließlich eine Grundsatzentscheidung, die eine Sicherstellung des Grundnahrungsmittels Wasser über die wirtschaftlichen Interessen der Industrie stellte.³⁹⁵ Gegenwärtig sollen auf EU-Ebene die „Richtlinie zur Qualität von Wasser für den menschlichen Gebrauch“ (1998) sowie international die „Guidelines for Drinking Water Quality“ der WHO (2004) eine ausreichende Trinkwasserqualität garantieren.³⁹⁶

Gesonderte Probleme des zentralen Leitungssystems ergaben sich für die Bonner Bevölkerung im Kontext der beiden Weltkriege. Auf der einen Seite führten – parallel zu den Folgen diverser Wirtschaftskrisen – Lebensmittelknappheit, Rationierung und Produktionssonderverordnungen zum Ausfall alternativer Getränke und entsprechend zum steigenden Wasserbedarf innerhalb weiter Bevölkerungskreise.³⁹⁷ Bereits Wiegelmann hat die Einfachheit der „Not-, Kriegs- und Armennahrung“ betont und die krisenbedingte Umstellung der Ernährung als wesentlichen Effekt einer dynamischen Nahrungskultur ausgewiesen.³⁹⁸ Hirschfelder zeigt entsprechende Muster bereits für die Antike auf: „In Notzeiten, etwa bei schlechten Ernten oder Krieg, wurde Wein für viele zu teuer, deutlich mehr Menschen tranken ausschließlich Wasser.“³⁹⁹ Auf der anderen Seite gefährdete unzureichender Rohstoffnachschub die Förderleistung der Pumpen im Wasserwerk. Die Hauptlast der Nöte musste erneut von der ärmeren Bevölkerung getragen werden. Die Versorgungskrise wirkte sich hier verheerend aus. „Hunderte von Menschen starben unterernährt an epidemischen Krankheiten“ – die hygienische Situation in provisorischen Kriegslazaretten war besonders bedenklich.⁴⁰⁰

Ungleich schwerer wog jedoch die katastrophale Beschädigung des Versorgungssystems in Folge des Zweiten Weltkriegs. Zwar war „das Pumpwerk Gro-

394 Vgl. SPD-Ratsfraktion (Hg.): Das erste Urteil für besseres Wasser. Wie 6.000 Godesberger Bürger die Stadt Bonn und die BASF vor den Kadi zwangen, Bonn 1985.

395 Vgl. ebd.

396 Vgl. Dürrschmid, Lebensmittel Wasser (2006), S. 9.

397 Vgl. Vogt, Kriegs- und Krisenzeiten (1989), S. 455–477.

398 Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen, S. 4.

399 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 335.

400 Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 188.

nau nur unwesentlich zerstört worden“, doch konnte die Trinkwasserversorgung durch die „vielerorts unterbrochenen Rohrleitungen“ nicht gewährleistet werden.⁴⁰¹ Das Ausmaß der Leitungsbeschädigungen spiegelt sich in den Betriebsberichten des Wasserwerks: Die errechneten Verlustzahlen weisen einen sprunghaften Anstieg von 16 (1923–1934: Tendenz sinkend) auf 44 Prozent (1947) aus. Für die Zeit zwischen 1935 und 1946 liegen nur unvollständige Vergleichswerte vor, doch kann die geringe Verlustmenge von 14,5 Prozent im Jahr 1943 den Verdacht eines allmählichen Anstiegs zerstreuen.⁴⁰² Die Zerstörung spiegelt sich überdies in einem Schreiben des Wasserwerks von 1951, in dem entstandene Reparaturkosten für das Rohrnetz der Altstadt mit 32.682 DM angegeben, weitere Reparaturen am gesamten Rohrnetz mit 314.250 DM veranschlagt werden.⁴⁰³ Es ist also davon auszugehen, dass die Versorgung mit sauberem Trinkwasser seit den massiven Bombardierungen der Stadt im Oktober 1944 kritisch war.⁴⁰⁴ Die Ausbesserungen verliefen schleppend, erneut bestand Seuchengefahr. „Zu den schwierig zu beschaffenden Materialien trat nun das auf Weisung der Besatzung zuzusetzende Chlor.“⁴⁰⁵ Eine weitere Verschlechterung erfolgte 1944/1945 durch den enormen Zustrom flüchtender und evakuierter Menschen, durch die der städtische Wasserbedarf erheblich gesteigert wurde. Auch die klimatischen Bedingungen der frühen Nachkriegszeit wirkten sich nachteilig aus. Der Hochsommer des Jahres 1947 brachte eine große Trockenperiode, deren Auswirkungen aufgrund der hohen Wasserverluste zusätzlich verschärft wurden.⁴⁰⁶ Im Laufe der frühen 1950er Jahre konnten die Wasserleitungen in Bonn weitestgehend wiederhergestellt werden.

2.3.3 Das gewandelte Verhältnis zum Trinkwasser

Eine wichtige Veränderung, mit der die Bevölkerung seit Einführung der Zentralversorgung konfrontiert wurde, war die praktische Transformation der Res-

401 Vogt, Kriegs- und Krisenzeiten (1989), S. 630.

402 Vgl. StAB N 1987/197.

403 Vgl. ebd.

404 Vgl. Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 224f.

405 Aus den Verwaltungsberichten der Jahre 1945–1950, S. 175ff. Zitiert nach Vogt, Kriegs- und Krisenzeiten (1989), S. 630.

406 Kuhl, Heinz: Die Entwicklung des städtischen Versorgungswesens in Bad Godesberg, Bonn 1959, in: StAB N 1987/197 (unveröffentlichte Schrift des Plittersdorfer Werkdirektors).

source Wasser in eine käufliche Ware. Zwar konnten Ansätze einer Umgewichtung schon für die Zeit der Brunnenversorgung theoretisch nachgewiesen werden, doch trug im praktisch-monetären Sinn bislang nur das Wasser der Duisdorfer Leitung Warencharakter.⁴⁰⁷

Die Einführung eines reellen Warenwertes für Wasser wirkt im Kontext der prozentual ohnehin hohen Ausgaben für Lebensmittel besonders problematisch.⁴⁰⁸ Sowohl der Anreiz als auch die finanzielle Belastung lag in der Verknüpfung eines unbedenklichen, sauberen Lebensmittels mit dem gehobenen Komfort einer unmittelbaren Brauchwassernutzung. Dass dieses Angebot für die am stärksten durch Trinkwasservergiftung und Arbeitsbelastung benachteiligte Unterschicht in hohem Maße anzustreben war, steht ebenso außer Frage, wie eine anfänglich unmögliche Inanspruchnahme. Die finanziell ungleiche Verfügbarkeit wies der fortschrittlichen Versorgung eine Prestigefunktion zu, die der Oberschicht allein Anreiz genug zur Nutzung sein konnte.⁴⁰⁹ Folglich ist davon auszugehen, dass das Leitungswasser – gleichwohl Nahrung oder Brauchwasser – insbesondere in jenen Schichten, die es sich nicht leisten konnten, einen hohen Stellenwert gewann.⁴¹⁰ Die Einführung des Zwangsanschlusses 1935 und die flächendeckende Verbreitung des Anschlusses in Folge wachsenden Wohlstandes seit der Nachkriegszeit führte jedoch zur Egalisierung des Wasserkonsums.⁴¹¹ Innerhalb Deutschlands ist damit der Abbau sozialer Differenzen im Wasserkonsum weitestgehend vollzogen. Es ließe sich allerdings diskutieren, inwieweit abweichende Versorgungsmöglichkeiten – etwa durch Quell-, Talsperrenwasser oder Uferfiltrat – im Laufe des 20. Jahrhunderts zu einem raumbezogenen Ausdruck von Differenzen geführt hat. Entsprechende Hinweise liefern lokale Medienberichte der 1980er Jahre: Die Bonner Versorgung durch die Wahnbachtalsperre wird als Bevorzugung gegenüber der Rheinwasserversor-

407 Vgl. Kapitel 2.3.1 „Wasser: Ein Nahrungsmittel als Ressource und Ware“.

408 Vgl. Lichtenfels, H.: Über Lebensmittelverbrauch, dessen Geldwerth und die Lohnhöhe in Bonn während der Jahre 1809 bis 1903, Bonn 1903, S. 435ff.

409 Vgl. Teuteberg/Wiegmann, Tägliche Kost (1986), S. 6ff.

410 Beziehungen zwischen Prestigefunktion und fehlender Verfügbarkeit erläutert am Beispiel Großbritanniens Fenton, Alexander: Prestige, Hunger and Charity: Aspects of Status through Food, in: Teuteberg, Hans J./Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997, S. 154–163.

411 Vgl. Besche, Beatrix: Wasser und Wettbewerb. Möglichkeiten und Grenzen einer Öffnung des Wassermarktes, Frankfurt a. M. 2004, S. 35.

gung Godesbergs empfunden, eine Gleichstellung per Bürgerinitiative versucht durchzusetzen.⁴¹²

Sicher ist, dass mit der Popularisierung der Leitung Wassernot und -armut dauerhaft überwunden werden konnten. Quantitativ hatte die Einführung der Wasserleitung aber weniger Auswirkung auf das Wassertrinken als auf die Brauchwassernutzung.⁴¹³ Ein gewandeltes Hygieneverständnis und der komfortable Zugang zum Wasser führte zu einer deutlichen Steigerung des jährlichen Pro-Kopf-Verbrauchs: Zwischen 1920 und 1960 stieg dieser in Godesberg um 18 Kubikmeter, was in etwa einem Anstieg von 50 Litern täglich entspricht.⁴¹⁴ Besonders



Abb. 12: Der Wasserhahn – Sinnbild eines sich wandelnden Wasserkonsums

stark wirkte sich die neue Versorgung auf bestehende Sozialstrukturen aus. Betroffen waren diverse Berufe, die zum Teil vollkommen überflüssig wurden. Der Brunnenmeister musste sich auf die Wartung der Zierbrunnen beschränken, der Brunnenbau und Bedarf an entsprechenden Spezialisten war stark rückläufig.⁴¹⁵ Die zahlreichen Wasserträger verloren breitflächig ihre Existenzgrundlage. Allerdings erstreckte sich dieser

Prozess in Übereinstimmung mit der zögerlichen Ausweitung der Konsumentengruppe über mehrere Jahresdekaden, so dass keine plötzliche Auflösung dieser Strukturen anzunehmen ist.

Weitere Veränderungen betreffen den anfangs erwähnten sozialen Mehrwert des Brunnens. Für viele Menschen war er, bedingt durch den regelmäßigen

412 Vgl. Radiobeitrag „Zwischen Rhein und Weser“, WDR 1, 07.03.1984 (16.05 Uhr). Vgl. auch StAB ZA 136/40.

413 Die Entwicklung der Brauchwassernutzung lässt sich exemplarisch in folgenden Publikationen nachvollziehen: Andritzky, Michael (Hg.): Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel, Gießen 1992, S. 410–447; Vogeding, Ralf: Wasser im Haushalt. Kaltes und warmes Wasser in der Küche, in: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): Frisches Wasser, Schleswig 1987, S. 33–48.

414 Vgl. Archiv Stadtwerke Bonn, ohne Signatur (Kopie in Privatbesitz des Autors): Übersichtstabellen über die Wasserversorgung Bad Godesbergs im 20. Jahrhundert; „Tagesberichte Wasserwerk I & II“.

415 Darstellung der Arbeitsprozesse und Spezialisten in: Ast, Brunnenbau (1977), S. 25–41.

Wassertransport, ein Kommunikationszentrum.⁴¹⁶ Mit der Leitung wurde der Wasserkonsum jedoch langfristig in die Sphäre des Privaten verlagert, soziale Kontakte und Alltagserzählungen mussten in neue Kontexte überführt werden. Die Brunnengemeinschaften bilden ein Beispiel für Sozialstrukturen des 19. Jahrhunderts, die auch ohne entsprechenden Handlungsbedarf zum Teil bis in die Gegenwart überdauert haben. Dies ist sicherlich auf die vereinsmäßige Organisation, die Verankerung im Brauchkanon des Jahreslaufs – zu Johannis fanden häufig Brunnenfeste statt – und auf das grundsätzliche Prinzip der Nachbarschaftshilfe zurückzuführen, welches sich schablonenartig auf alternative Lebensbereiche übertragen ließ. So existieren wenige Brunnengemeinschaften noch heute, Wahlen zum Brunnenmeister finden nach wie vor statt, regelmäßige Treffen dienen maßgeblich der Geselligkeit.⁴¹⁷

Dass aber eine Vielzahl der Beziehungen radikal aufgebrochen und kurzfristig eingeebnet wurde, ist mitunter Folge eines Wertewandels im Wasserkonsum. Während die schlechte Versorgungslage vor Einführung der Wasserleitung zu Interaktion und gemeinschaftlicher Problembewältigung erzog, wirkte das Vertragskonvolut des Wasserwerks langfristig gegenteilig. Bereits die erste Vertragsfassung – in der Hoffnung, so die Privatanschlüsse der Bewohner zu befördern – drängte auf sozial tendenziell unverträglichere und isolierende Inanspruchnahme: „Es darf kein Wasser aus den Leitungen an benachbarte Grundstücke resp. deren Bewohner und Nutznießer, gleichviel ob unentgeltlich oder gegen Bezahlung abgegeben werden.“⁴¹⁸ Auch fand eine Abstraktion des persönlichen Umgangs mit Trinkwasser statt. Die Kontrolle und Einschätzung der Wasserqualität sowie entsprechende Reaktionen wurden aus dem privat-gemeinschaftlichen Zuständigkeitsbereich gelöst und der Kompetenz von Experten – des Wasserwerks oder auch bakteriologischer Institute – übertragen.⁴¹⁹ Dies führte nicht nur zu einer weiterführenden Auflösung sozialer Beziehungen, sondern ebenfalls zu einer Entfremdung vom Nahrungsmittel Wasser. Wurde über

416 Vgl. Schmid, Brunnengemeinschaften (1998), S. 581.

417 Vgl. Film: „Das alte Wasserwerk an der Lippe“, Wesel 1993/94, Buch und Regie Berthold Heizmann (Farbe, Lichtton, 25min).

418 Anonymus, Vertrags-Verhältniß (1893), S. 21f. Vgl. auch Wasserversorgung von Lannesdorf. Bestimmungen für die Abgabe von Wasser an Private aus der Gemeinde-Wasserleitung von Lannesdorf, in: StAB N 1987/197; StAB ZA 39/42.

419 Vgl. Anonymus, Vertrags-Verhältniß (1893). Ausführliche Informationen über die Rolle der Expertenurteile zur Trinkwasserqualität in Hardy, Städtische Gesundheit (2005), S. 376–380.

die Brauchbarkeit des Wassers bislang in Eigenregie, angeleitet durch tradierte Formen der Beurteilung, gemäß sensorischer Klassifizierung entschieden, bildet nun das Urteil eines Spezialisten die Richtlinie für Konsum oder Nicht-Konsum.

2.3.4 Die Ernährungsumfrage des ARL Bonn: Eine exemplarische Quellendiskussion

Lag der Fokus der vorstehenden Argumentation primär auf Versorgungs- und Qualitätsaspekten, so soll die nachfolgend exemplarische Diskussion einer genuin volkskundlichen Umfrage stärker den ernährungsorientierten Ansatz in den Mittelpunkt rücken und somit wesentliche Einblicke in die Trinkkultur des 20. Jahrhunderts ermöglichen.

Zur Dokumentation der rheinischen Nahrungsgewohnheiten wurde zu Beginn der 1980er Jahre vom Amt für rheinische Landeskunde Bonn (ARL) in Kooperation mit dem ehemaligen „Volkskunderat Rhein-Maas“ ein Interviewleitfaden entwickelt, der in sieben Hauptpunkten insgesamt 47 Einzelfragen enthält.⁴²⁰ Im Sommer 1982 wurde der Bogen an zahlreiche ehrenamtliche Helfer des ARL versendet und von diesen als Basis für Interviews mit örtlichen Gewährspersonen genutzt. Bis 1985 gingen im ARL Antworten ein – insgesamt 261 Berichte, teilweise als Tonbandaufnahmen. Eine Darstellung der rheinischen Mahlzeit und ihrer Wandlung seit 1900 wurde anhand des Quellenmaterials 1994 von Heizmann vorgelegt.⁴²¹

Hinsichtlich der sehr speziellen Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit war jedoch eine erneute Auswertung des Materials erforderlich. In einem ersten Schritt wurden die Belegorte gesichtet und in zwei Kategorien berücksichtigt: Städte und Gemeinden des Großraums Bonn sowie jene im weiteren Umfeld, wobei im Norden Köln, im Südwesten die Voreifel und im Osten Randgebiete des Bergischen Landes als grobe Begrenzungen gewählt wurden. Exakt 57 Berichte kamen gemäß dieser ersten Einteilung in Frage, wobei nur elf den Raum Bonn abdeckten.⁴²² Insgesamt 24 Antwortschreiben enthielten schließlich ver-

420 Vgl. auch Heizmann, Berthold: Die rheinische Mahlzeit. Zum Wandel der Nahrungskultur im Spiegel lokaler Berichte, Köln 1994, S. 12f. sowie S. 144ff.

421 Vgl. ebd.

422 Vgl. AARL Umfrage Ernährung 3, 4, 8, 29, 30, 35–39, 43, 102, 118–142, 164, 181–187, 233–236, 240, 242, 243, 248, 251, 254–256.

wertbare Informationen, immerhin zehn davon aus dem Bonner Nahbereich.⁴²³ Obwohl die Bögen stets komplett gesichtet wurden, ergaben etwa nur ein Drittel der Fragen relevante Angaben.⁴²⁴

Bevor nun das Material hinsichtlich seiner Aussagekraft über die Bonner Trinkkultur nach 1900 diskutiert wird, soll eine kurze Quellenkritik angeführt werden. Das methodische Vorgehen zur Materialerhebung koppelt die Stärken und Schwächen drei unterschiedlicher empirischer Verfahren: Das Projekt war grundsätzlich als *schriftliche Befragung* angelegt, wobei die Empfänger als Mittelpersonen mit den eigentlichen Adressaten *Interviews* führten, letztere dabei gemäß *Gewährsmannprinzip* für eine größere Gruppen antworteten. Ohne an dieser Stelle die spezifische Problematik der einzelnen Erhebungstechniken grundlegend zu diskutieren – hier soll ein Verweis auf die üblichen Einführungswerke genügen⁴²⁵ –, werden nachfolgend nur Kritikpunkte besprochen, die im singulären Fall dieser Umfrage relevant wurden.

Man initiierte das Projekt leitfadenbasiert, das heißt, es wurde für die Durchführung narrativer Interviews konzipiert. Allerdings erbat man im Anschreiben ausdrücklich eine stichwortartige Bearbeitung, um den Auswertungsaufwand überschaubar zu halten. Das „Verfahren der schriftlichen Datenerhebung“ wäre jedoch durch die „Anforderung schriftlicher Berichte“ leistungsfähiger gewesen:⁴²⁶ Der so zum Teil arg verkürzte „Mitschnitt“ der Interviews vermittelt das Bild der Ernährung stellenweise stark bruchstückhaft, eine Analyse muss zwin-

423 Vgl. AARL Umfrage Ernährung 4, 8, 29, 43, 102, 118–121, 123, 131, 186, 187, 233–236, 240, 243, 248, 251, 254–256.

424 Vgl. AARL Umfrage Ernährung Fragennummern 1a, 1e, 2d, 3a–3e, 3k, 4a, 4c, 4d, 6a, 6c, 7b–7d.

425 Vgl. exemplarisch Brednich, Quellen und Methoden (2001), S. 87–93; Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens, in: Göttsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 165–186, hier S. 168–179; Gerndt, Studienskript (1997), S. 44ff. Jeggle, Utz: Feldforschung. Qualitative Methoden der Kulturanalyse, Tübingen 1984. Detaillierte Einblicke in die Problematik ergeben sich unter Konsultation der in den vorstehend aufgeführten Beiträgen angegebenen Literaturhinweise.

426 Brednich, Quellen und Methoden (2001), S. 93. Als jüngstes Beispiel einer glücklichen Umsetzung ist der Schreibauftrag „Mein 18. November“ des Seminars für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Münster und des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe zu werten. Vgl. dazu Volmer, Lutz: Ein Tag in Westfalen. Der Schreibruf „Mein 18. November“, in KulTour 17/1 (2006), S. 77–81; http://www.lwl.org/LWL/Kultur/mein_18_November/ (Stand 02.03.2006).

gend mit Wahrscheinlichkeiten argumentieren. Ferner führte die Bitte um Stichwortcharakter zusammen mit der enormen Fragenfülle zu einer bürokratischen Abarbeitung der Fragen – dieser Eindruck wird von den Antwortbögen und Tonbändern gleichermaßen vermittelt – und in Einzelfällen entsprechend zur Störung des narrativen Effektes, des „Reden-lassens“.⁴²⁷

Zwei weitere Kritikpunkte sind in erster Linie den Helfern – ihrerseits eher interessierte Laien – und ihrer Durchführung der Interviews geschuldet: Obgleich gemäß Anschreiben meist detaillierte biographische Informationen zu den Gewährspersonen beigelegt wurden und eine Einschätzung der Angaben damit erleichtert wird, haben die einzelnen Sachbearbeiter selten auf die strikte Trennung von Informationen geachtet, die einerseits den Haushalt der Gewährsperson selbst, andererseits den Ort oder eine soziale Gruppe allgemeingültig betreffen. Der Nutzer hat heute kaum eine Möglichkeit, Daten sicher zu differenzieren. Ein weiteres gravierendes Problem liegt in der zeitlichen Einordnung der Daten. Zwar wurde ebenfalls eine möglichst exakte Zuordnung erbeten, doch sind in den Antworten meist nur grobe Angaben – zum Beispiel ab 1920, 1930–70 oder sogar nur das Geburtsdatum der Gewährsperson – verzeichnet.⁴²⁸ Das Material ermöglicht somit häufig nur die Analyse grober Entwicklungslinien.

Auch inhaltlich ergeben sich Probleme: Die Fragen sind zum Teil missverständlich, das heißt, trotz ihrer Feingliedrigkeit von der Interpretation der Gewährsperson beziehungsweise des Sachbearbeiters abhängig. Im Kontext der eigenen Studie war insbesondere Frage „3 k“ problematisch: „Welche Speise, welches Backwerk, welches Getränk gilt heute am Ort oder in der Umgebung als besonders typisch?“⁴²⁹ – Während in einigen Antworten „regionaltypische“ Getränke, etwa der Brombeerwein „Rebellenblut“ oder auch „Kölsch und Rheinwein“, angegeben werden, entsprechen andere Belege, so etwa das Erfrischungsgetränk aus „Wasser, Essig, Zucker und Natron“ oder einfach nur „Wasser“, einer Auslegung hinsichtlich gängiger beziehungsweise maßgeblich konsumierter Getränke.⁴³⁰

427 Vgl. Schmidt-Lauber, Qualitatives Interview (2001), S. 173ff.

428 In der nachfolgenden Quellendiskussion erfolgt daher ebenfalls nur eine grobe zeitliche Zuordnung, in der entweder explizit genannte Jahreszahlen verwandt oder aufgrund der Geburtszahlen Schätzungen bezüglich des thematisierten Zeitraums abgegeben werden.

429 Vgl. Heizmann, Rheinische Mahlzeit (1994), S. 12f. sowie S. 144ff.

430 Vgl. AARL Umfrage Ernährung 255 [Belebgogen] / 3k [Frage] (Alfter [Belegort] ab 1925 [Datierung der Information]); 248/3k (Köln ab 1930); 233/3k (Königswinter ab 1935).

Trotz methodischer Defizite kann die Umfrage in ihrer direkten Erhebung ernährungsbezogener Daten jedoch wichtige Hinweise auf die historische Trinkkultur und die Vernetzung von Trinkgewohnheiten und Speiseverzehr innerhalb der zeitgenössischen Nahrungskultur liefern.

2.3.4.1 Alternative Getränke in der ländlichen Trinkkultur

Roman Sandgruber schreibt über den ländlichen Alkoholkonsum Österreichs im frühen 19. Jahrhundert:

„Das Kapitel ‚Alkohol‘ muß zurecht mit dem Wasser begonnen werden. Alkohol ist, trotz aller zeitgenössischen Berichte über Trinkexzesse, für die vorindustrielle Zeit unter jene Güter einzureihen, die nicht für jedermann und keineswegs alltäglich erschwinglich waren. Das Hauptgetränk der bäuerlichen Bevölkerung blieb bis ins 19. Jahrhundert das Wasser“.⁴³¹

Diese Aussage lässt sich anhand der Umfragedaten nahezu uneingeschränkt auf die Region Bonn des frühen 20. Jahrhunderts übertragen. Alkohol findet in den ausgewerteten Interviews allenfalls marginale Erwähnung.

Das Bier, so lauten mehrheitlich die Ergebnisse der Alkoholforschung, war im 19. und frühen 20. Jahrhundert vor alternativen alkoholischen Getränken besonders populär.⁴³² Die Bedeutung des Bieres in der ländlichen Trinkkultur nach 1900 muss aber hinsichtlich des vorliegenden Datenmaterials relativiert werden. Tatsächlich wurde das Bier von allen Alkoholika am häufigsten verzehrt. Dies darf aber nicht als Nachweis eines hohen Konsums missverstanden werden: In

431 Ebd. S. 17.

432 Vgl. Hirschfelder, Alkoholkonsum Aachen (2004), S. 226f. Tappe, Heinrich: Alkoholverbrauch in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Entwicklung und Determinanten des Trinkverhaltens, in: Teuteberg, Hans J. (Hg.): Die Revolution am Esstisch. Neue Studien zur Nahrungskultur im 19./20. Jahrhundert, Stuttgart 2004, S. 282–294, hier S. 287. Der vorstehend genannte Titel wurde nahezu unverändert bereits 2002 in „Der Bürger im Staat“ veröffentlicht. Vgl. Tappe, Heinrich: Alkoholverbrauch in Deutschland. Entwicklung, Einflussfaktoren und Steuerungsmechanismen des Trinkverhaltens im 19. und 20. Jahrhundert, in: Der Bürger im Staat 52/4 (2002), Nahrungskultur. Essen und Trinken im Wandel, S. 213–218. Vgl. auch Hirschfelder, Esskultur (2001), 183, 187, 207; Tappe, Alkoholkultur (1994), S. 68ff.

der Region Bonn weisen nur knapp die Hälfte (4/10)⁴³³, im weiteren Umkreis sogar nur gut ein Drittel (4/14) der Antworten Informationen zum Bierkonsum auf. Nur zwei dieser Belege (2/24) deuten auf verstärkten Konsum, indem Bier als besonders typisches Getränk (233, 3k, Königswinter ab 1935) beziehungsweise Tischgetränk der Abendmahlzeit (240, 3a, Köln ab 1925) angegeben wird. Zudem wurde bei der Fabrikarbeit gelegentlich „unter der Hand“ Bier getrunken – offiziell war es nicht gestattet (251, Tonband, Beuel ab 1908).⁴³⁴ „An Getränken gab es (...) für den Vater bisweilen Bier, das eines der Kinder in der nahen Wirtschaft im ‚Siphon‘ holte.“⁴³⁵ Weitere Belege für den Kauf des Bieres in der Wirtschaft finden sich für Beuel (251, Tonband, ab 1908), Hürth (43, 3a, ohne Zeit) und Köln (4, 3a, ab 1911). Die nur indirekte Verfügbarkeit sowie geringe Haltbarkeit des „frisch in einer Kanne beim Ortswirt“ erworbenen Getränks – denn Flaschenbier war vor der Jahrhundertmitte ausgesprochen selten – lassen sich neben finanziellen Gesichtspunkten als Hauptgründe des geringen Biertrinkens anführen.⁴³⁶ Dem niedrigen Alltagskonsum stand eine größere Bedeutung im Festkontext gegenüber: Die Hälfte der Bonner Belege, in denen das Bier erwähnt wird (2/4), weisen es explizit als Festgetränk aus (29, 3d, Bornheim-Walberberg ab 1920; 251, Tonband, Beuel ab 1908).

Noch seltener wurde der Branntwein getrunken: Er war in der Regel den Männern (1/10) beziehungsweise „den Alten“ (1/10) vorbehalten und wurde nur bei mühsamen Tätigkeiten (3/10) und Feiern (1/10), etwa dem Begräbniskaffee (251, Tonband, Beuel ab 1908), geringfügig verzehrt. Es liegt also nahe, dass der Schnaps tatsächlich als Energieträger diente, nicht aber der grundlegenden Flüssigkeitszufuhr.⁴³⁷ „Zum sehr anstrengenden Anmähen in der Ernte (...) bekam der Vater ein flaches Fläschchen Klaren = Korn mit.“⁴³⁸ Neben der Feldwird in diesem Zusammenhang auch die Waldarbeit genannt (254, 4a, Alfter ab 1910). Eine Ausnahme konnten die Mangeljahre des Zweiten Weltkrieges dar-

433 (x/10) bedeutet x von zehn Belegen und nimmt somit Bezug auf die Antwortbögen des näheren Bonner Umkreises. (x/14) entspricht hingegen Angaben der weiter entfernten Ortschaften, (x/24) der Gesamtzahl.

434 Vgl. dazu Hirschfelder, Alkoholkonsum Aachen (2004), S. 97f.

435 AARL Umfrage Ernährung 236/3a (Heisterbacherrott ab 1930), S. 3.

436 AARL Umfrage Ernährung 43/3a (Hürth, ohne Zeit), S. 3. Vgl. Sandgruber, Bittersüße Genüsse (1986), S. 38f.

437 Vgl. Tappe, Alkoholverbrauch (2004), S. 284f. Vgl. auch Sandgruber, Bittersüße Genüsse (1986), S. 30; Wyrwa, Branntwein und Bier (1990), S. 29–92; Heizmann, Trinksitten (1989), S. 41f. Tappe, Alkoholkultur (1994), S. 370.

438 AARL Umfrage Ernährung 102b/4a (Buschdorf, ohne Zeit), S. 3.

stellen: In Buschdorf wurde aus Zuckerrüben der so genannte „Knolli-Brandi“ illegal hergestellt. Zwar wird darauf verwiesen, dass dieser maßgeblich als Tauschware diente – in Folge der Brennverbote, die „lange Zeit zum obrigkeitlichen Repertoire des Krisenmanagements bei Hungersnoten“ gehörte, konnte für privat destillierten Branntwein ein meist hoher Gegenwert erzielt werden –, doch muss auch von Eigenverzehr zur Kaloriensteigerung ausgegangen werden (102a, 2d, ohne Zeit).⁴³⁹ Ob den Handlungsträgern dieser Zweck jedoch tatsächlich bewusst war, bleibt fraglich. Insgesamt konsumierte die Bonner Landbevölkerung im Alltag hochprozentige alkoholische Getränke jedenfalls weniger.

Wein, zum Teil aus Früchten wie Johannis-, Brom- oder Stachelbeeren selbst hergestellt (4/24), war mehr als alle anderen Getränke den Sonn- und Feiertagen vorbehalten (3/24). Der Grund liegt im vergleichsweise hohen Marktwert; selbst die heimische Produktion von Fruchtweinen gestaltete sich unwirtschaftlich, da die Saftgärung sowohl zeitaufwendig als auch durch den hohen Zuckerbedarf kostspielig war. Im Festkontext wurde das teure Produkt meist als Tischgetränk – hier insbesondere Sekt, Rot- oder Weißwein – gereicht, um so einerseits die Differenzqualität zur Alltagskost zu markieren, andererseits aufgrund des hohen Grades an Öffentlichkeit Status- oder Prestigezwecke zu erfüllen.⁴⁴⁰ Ein Informant aus Beuel und ein weiterer aus Köln haben auf die Seltenheit des Weinkonsums verwiesen (251, Tonband, ab 1908; 243, 3a, Köln ab 1910). Auch Heinrich Tappe verweist auf den „immer noch niedrigen Weinverbrauch“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts.⁴⁴¹ Die soziale Gruppe, um die Jahrhundertwende im ländlichen Bereich häufig noch das gesamte Dorf, legte die Normen einer lokalen Trinkkultur fest, wobei die Erwartungshaltung der geladenen Gäste im Festkontext für Menge und Qualität der zu beschaffenden Getränke von entscheidender Bedeutung war.⁴⁴² Entsprechend konnten sich manche Feiern durch starken Alkoholkonsum auszeichnen, andere hingegen durch geringen (251, Tonband, Beuel ab 1908).

Der hohe Stellenwert mancher Alkoholika – hier insbesondere Rotwein und Cognac – sowie die geringe Alltagstauglichkeit dieser Getränke spiegelt sich

439 Tappe, Alkoholverbrauch (2004), S. 289.

440 Kaiser, Hermann: Der große Durst. Von Biernot und Branntweinfeinden – rotem Bordeaux und schwarzem Kaffee. Trinken und Getränke zwischen Weser und Ems im 18./19. Jahrhundert, Cloppenburg 1995, S. 175f.

441 Tappe, Alkoholverbrauch (2004), S. 287.

442 Hirschfelder, Alkoholkonsum Aachen (2004), S. 149ff. Fleermann, Ernährung in Ratingen (2004), S. 121.

ferner in ihrer medizinischen Anwendung. In Köln verwandte man offenbar eher Cognac (4, 6a, ab 1911; 243, 6a, ab 1910), in Bonn Rotwein (233, 6a, Königs-winter ab 1935; 29, 6a, Bornheim-Walberberg ab 1920) zur Herstellung einer Arznei, die maßgeblich Wöchnerinnen und bereits gesundenden Patienten zur Stärkung gereicht wurde. Der Alkohol wurde mit einem Ei und Zucker verquirlt getrunken. Bei fortschreitender Kritik am Branntweinkonsum war der Glaube an die gesundheitsfördernde Wirkung des Weines im 19. und frühen 20. Jahrhun-dert fortwährend dominant.⁴⁴³ Ein Glas Wein – so hieß es in Heisterbacherrott – sei „besser als jede Medizin“ (256, Tonband, ab 1920).

Als alkoholfreie Getränke hatten einerseits die Heißgetränke, also Tee, Kaf-fee und Kakao, sowie andererseits Säfte und Milch Anteile an der Trinkkultur des 20. Jahrhunderts. Allerdings lag eine sehr ungleichmäßige Gewichtung die-ser Auswahl vor, welche sich auch in den Umfragedaten spiegelt. Obgleich vor allem die Landbevölkerung aufgrund stärkerer Eigenversorgung und entspre-chendem Obstbau über ausreichend Rohstoffe zur Saftherstellung verfügte, dürf-te der Konsum nicht nur saisonal erheblich geschwankt haben, sondern insge-samt auch wenig bedeutend gewesen sein. Jedoch ist der tatsächliche „Ver-brauch des inländischen Obstes kaum zu fassen“ – ohne qualitative Erhebungen bleibt die Argumentation spekulativ.⁴⁴⁴ Zwar geht aus den Antworten hervor, dass die Haushalte tatsächlich mehrheitlich Obstsäfte produzierten (18/24) – ge-nannt werden Apfel-, Brombeer-, Erdbeer-, Himbeer-, Holunderbeer-, Johannis-beer-, Kirsch-, Rhabarber- und Stachelbeersaft –, doch muss aufgrund der kurzen Haltbarkeitsspanne davon ausgegangen werden, dass die Früchte vornehmlich zu Marmeladen und Kompotten verarbeitet wurden, um so einerseits dauerhaft den Nährwert der Mahlzeiten zu steigern und gleichzeitig Wirtschaftungskosten zu reduzieren, andererseits die Produkte aber auch auf Märkten verkaufen zu können.⁴⁴⁵ Entsprechend selten erfolgt eine konkrete Einordnung der Säfte als Bestandteile der Trinkkultur (186, 3a, ohne Zeit) – ihre Herstellung wurde in einer separaten Frage erhoben (2d). Zwei Informanten geben hingegen verschie-dene Säfte als übliche Ausflugsgetränke an, was abermals ihre Wertschätzung unterstreicht: Der besondere Tagesablauf wird durch eine besondere Ernährung betont (233, 4cd, Königswinter ab 1935; 8, 4cd, Uckerath ab 1920).

443 Hirschfelder, Oberschichtliche Trinkgewohnheiten (1994), S. 12.

444 Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 68.

445 Vgl. Heizmann, Rheinische Mahlzeit (1994), S. 51. Die wirtschaftliche Relevanz des Verkaufs wurde in Gesprächen des Autors mit Zeitzeugen der Lindlarer Landbevölke-rung immer wieder betont.

Die Milch spielte vornehmlich im Kontext von Frühstück und Abendessen eine gewichtige Rolle.⁴⁴⁶ Im Bonner Raum geben sechs Informanten (6/10), im weiteren Umland fünf (5/14) Milch als Tischgetränk zum ersten oder zweiten Frühstück an. Seltener wurde sie hingegen zum Abendessen getrunken – hier hatte sie sich eher als Hauptbestandteil von Speisen gehalten (12/24), meist in Form von „Milchsuppen“.⁴⁴⁷ Die Versorgung mit Milch war auch auf dem Land recht verschieden und abhängig davon, ob selbst Milchvieh gehalten wurden oder nicht. In nur zwei Fällen wurde das Getränk jedoch ausdrücklich gekauft (186, 1a, Mechernich, ohne Zeit; 233, 1a, Königswinter ab 1935). Der Milchverzehr darf aber ebenfalls nicht zu hoch eingeschätzt werden.⁴⁴⁸ Selbst die eigene Tierhaltung bedeutete nicht automatisch eine ausreichende Versorgung für die meist großen Haushalte: Eine als explizit arm verzeichnete Familie konnte selbst durch vier Ziegen den täglichen Bedarf der eigenen sechs Kinder – welche überdies mehrfach als Hauptkonsumenten der Milch erwähnt wurden – nicht decken (254, 7, Alfter ab 1910). Die Produktionsleistung des Viehs stand in Abhängigkeit ihrer oft mangelhaften Ernährung und war entsprechend gering.⁴⁴⁹ „Unsere Nachbarin kam oft und bettelte bei mir um Milch. Nie hatte ich den Mut, die Nachbarin fortzuschicken ohne Milch. Das Herz jedoch hat mir oft weh getan, denn selten reichte die Milch für meine Kinder.“⁴⁵⁰ Es ist somit anzunehmen, dass auch dieses Getränk – in geringen Quantitäten verzehrt – vornehmlich der Nährstoffergänzung diente und weniger zur Deckung des persönlichen Flüssigkeitsbedarfs getrunken wurde.⁴⁵¹ Auch muss berücksichtigt werden, dass Milchprodukte, etwa Butter und Käse, auf den lokalen und regionalen Märkten guten Absatz fanden.⁴⁵² So verwundert es nicht, dass gelegentlich – so Thomas

446 Vgl. Hirschfelder, Esskultur (2001), S. 201, 221.

447 Vgl. Lesniczak, Peter: Derbe bäuerliche Kost und feine städtische Küche. Zur Verbürgerlichung der Ernährungsgewohnheiten zwischen 1880–1930, in: Teuteberg, Hans J. (Hg.): Die Revolution am Esstisch. Neue Studien zur Nahrungskultur im 19./20. Jahrhundert, Stuttgart 2004, S. 129–147, hier S. 135. Der vorstehend genannte Titel wurde nahezu unverändert bereits 2002 in „Der Bürger im Staat“ veröffentlicht. Vgl. Lesniczak, Peter: Ländliche Kost und städtische Küche, in: Der Bürger im Staat 52/4 (2002), Nahrungskultur. Essen und Trinken im Wandel, S. 193–199.

448 Vgl. Hirschfelder, Esskultur (2001), S. 176f.

449 Vgl. ebd. S. 177.

450 AARL Umfrage Ernährung 254/7 (Alfter ab 1910), S. 6.

451 Vgl. Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986), S. 163–184.

452 Vgl. Heizmann, Medizinische Topographien (1983), S. 28.

Schürmann – der unverarbeitete Verzehr von Milch sogar als „Verschwendungen“ galt.⁴⁵³

Abschließend bleiben die so genannten Heißgetränke genauer zu betrachten. Kakao und Tee nehmen eine wenig bedeutsame Rolle in der Trinkkultur ein. Der Kakao – durch den geringen Kolonialwarenverkehr während der Weltkriege ein fortwährendes Luxusprodukt⁴⁵⁴ – wurde ausschließlich zum Frühstück gereicht (4/10), der Tee eher abends getrunken, im Bonner Raum aber kaum (2/10), im weiteren Umland häufiger (6/14). Während Grün- und Schwarztee im Kolonialwarenladen erworben werden musste und meist unerschwinglich war, galten die heimischen Teesorten, vor allem Kamille und Pfefferminz, als Arzneimittel (16/24).⁴⁵⁵

Anders verhält es sich hingegen mit dem Kaffee: Bereits der Bonner Mediziner Velten hatte 1825 erklärt, dass kein Getränk derart häufig und breitflächig konsumiert würde wie der Kaffee.⁴⁵⁶ Zudem ist gemäß der von Wiegelmann definierten „Perioden des Wandels“ davon auszugehen, dass der Kaffee zwischen 1770 und 1850 „in weiten Gebieten zum mahlzeitenbestimmenden Getränk“ und auch von der Landbevölkerung in das Speisesystem integriert wurde.⁴⁵⁷ Wiegelmann führt diese Veränderung insbesondere auf die fabrikmäßige Verarbeitung der Zichorienwurzel sowie der zeitgenössischen Zunahme des Zuckerverbrauchs zurück.⁴⁵⁸ Die Bedeutung des Kaffees kann anhand der Ernährungsumfrage bestätigt werden: In allen Haushalten des Bonner Raums (10/10) wurde er, insbesondere zum ersten oder zweiten Frühstück und am Nachmittag, seltener abends getrunken. Die Ansiedlung einer Zuckerrübenfabrik in Bonn könnte den regionalen Zuckerpreis gesenkt und den hohen Kaffeekonsum damit beeinflusst haben.⁴⁵⁹ Trotz der starken Ausweitung des Welthandels in Folge der „Transportrevolution“ seit Mitte des 19. Jahrhunderts blieb Bohnenkaffee aller-

453 Vgl. Schürmann, Thomas: Milch – Zur Geschichte eines Nahrungsmittels, in: Ottenjann, Helmut/Ziessow, Karl-Heinz (Hg.): Die Milch. Geschichte und Zukunft eines Lebensmittels, Cloppenburg 1996, S. 19–52, hier S. 19.

454 Hirschfelder, Esskultur (2001), S. 217; Heizmann, Rheinische Mahlzeit (1994), S. 84.

455 Merzenich, Bernd/Imfeld, Al: Tee. Gewohnheit und Konsequenz, St. Gallen/Köln 1986, S. 9–21; Paczensky/Dünnebier, Kulturgeschichte des Essens und Trinkens (1994), S. 471–481.

456 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 162.

457 Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 44f.

458 Vgl. ebd. S. 45. Vgl. dazu auch Lesniczak, Bäuerliche Kost (2004), S. 132.

459 Vgl. StAB Fr 35/16.

dings Mangelware.⁴⁶⁰ Fast die Hälfte der Familien (4/10) konsumierte in der Regel ein Gemisch aus Bohnenkaffee und variierenden Surrogaten (Malz, Roggen, Korn), wobei keine Verwendung der Zichorienwurzel erwähnt wird. In der ärmlichen Alfterer Großfamilie trank man hingegen nie echten Bohnenkaffee (254, 7, ab 1910), eine Familie in Heisterbacherrott genoss diesen nur an Festtagen (256, Tonband, ab 1920) – für die restlichen Haushalte (4/10) fehlen genauere Angaben. Auffällig ist indes der starke Speisecharakter des Kaffees. Einerseits wird die Nachmittagsmahlzeit allgemein als „Kaffee“ oder „Nachmittagskaffee“ bezeichnet⁴⁶¹, andererseits gilt der Kaffee weniger als klassisches Tischgetränk, sondern ersetzt eine Speise oftmals vollständig, beziehungsweise wird vor allem nachmittags häufig durch eine auf ihn selbst abgestimmte feste Speise ergänzt.⁴⁶² So haben Teuteberg/Wiegelmann darauf hingewiesen, dass die „Innovation“ Kaffee im Kontext der Industrialisierung „die seit dem Mittelalter bestehende Breikost bei breiten Bevölkerungsschichten definitiv abgelöst“ habe.⁴⁶³ In ländlichen Bereichen Bonns, wo das zweite Frühstück meist direkt auf dem Feld eingenommen wurde, bestand dieses häufig ausschließlich aus Kaffee (5/10). Auch ist seine Verwendung als Bestandteil von Speisen, etwa „Salzkartoffeln mit Malzkaffee“ an Heiligabend oder als Fittersatz bei der Zubereitung (102a, 3d/7b, Buschdorf ab 1900) auffällig.

In jedem Fall erscheint der Kaffee stets an Mahlzeiten gebunden und erfüllt damit ebenso wenig wie die bisher diskutierten Alkoholika, Säfte oder die Milch den Anspruch eines primär auf Flüssigkeitszufuhr festgelegten Getränks. Die Analyse der Quelle bezüglich der alternativ zum Wasser konsumierten Getränke legt also eine sicherlich variierende, insgesamt aber hohe Relevanz des Wasserkonsums nahe.

2.3.4.2 Die Bedeutung des Getränks Wasser in der ländlichen Trinkkultur

„Obwohl die Quellenbasis bezüglich der Ernährungsgewohnheiten der Landbevölkerung Europas dünn ist, scheint diese zum Teil fast ausschließlich Wasser

460 Vgl. Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 188; Heise, Kaffee (1987), S. 44ff. sowie S. 53. Bezuglich des Begriffs „Transportrevolution“ vgl. exemplarisch Tolksdorf, Nahrungsforshung (2001), S. 245.

461 Vgl. Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 184.

462 Vgl. dazu Heise, Kaffee (1987), S. 46ff.

463 Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986), S. 93.

getrunken zu haben.“⁴⁶⁴ Die Umfrage des ARL ist entsprechend ihrer Aussagekraft über die ländliche Nahrungskultur für die volkskundliche Forschung von hohem Wert. Sie ermöglicht nicht nur die Verifizierung der vorstehenden Aussage Hirschfelders, sondern vermittelt zudem einen Eindruck von der Wertschätzung des Wassers in der zeitgenössischen Trinkkultur.

In einem Heisterbacherrotter Haushalt galt außerhalb „der Notzeit gegen Ende des 2. Krieges“ Wassertrinken als Armenkost und wurde entsprechend „von der Mutter nur ungern gesehen“.⁴⁶⁵ Der Umfragebeleg drückt die soziale Wertigkeit des Getränks aus und verweist überdies auf die Mechanismen, die eine wertspezifische Ausprägung beeinflussen konnten. Der Verzehr von Wasser galt offenbar als wortwörtliches Armutszeugnis und konnte überdies mit Prestigeverlust gekoppelt sein. Ferner bestätigt das Zitat aber auch den Ansatz, dass die einem Nahrungsmittel zugewiesene Wertigkeit in Abhängigkeit von Verfügbarkeit und Qualität stets dynamisch ermittelt wurde:⁴⁶⁶ In „Notzeiten“ wurden bestehende Wertemuster außer Kraft gesetzt oder zumindest relativiert. Der Exkurs über die Bonner Trinkwasserversorgung im Zweiten Weltkrieg konnte die problematische Konsumsituation spiegeln.⁴⁶⁷ Ausreichende Versorgung war gefährdet, sauberes Trinkwasser Mangelware. Entsprechend wurde Wassertrinken nicht als Armenkost kategorisiert, ein Prestigeverlust war nicht zu befürchten. Im Regelfall war der Prestigewert des einfachen Wassers aber gering. So weist Hirschfelder zu Recht darauf hin, dass Wassertrinken auch eine besondere Stellung im Kanon gerichtlicher Strafen erhielt: „Nicht der Arrest allein wirkte abschreckend, sondern die Kombination von Haftstrafe und Reduktion der Nahrung auf Wasser und Brot.“⁴⁶⁸ Einmal mehr wird hier die Relevanz der Ernährung als Einflussfaktor auf Lebensqualität und Wohlbefinden deutlich.

Wasser diente zwar maßgeblich zur Deckung des Flüssigkeitsbedarfs, sein Konsum besaß aber nicht die sozial-kommunikative Relevanz von Alkohol oder Kaffee.⁴⁶⁹ Wasser war Alltagsgetränk und wurde, sofern in ausreichender Menge und Qualität vorhanden, als weitgehend unbedeutend wahrgenommen.⁴⁷⁰ Dies

464 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 343.

465 AARL Umfrage Ernährung 236/7d (Heisterbacherrott ab 1930), S. 5.

466 Vgl. Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 7.

467 Vgl. Kapitel „Die veränderte Problemlage bei Zentralversorgung“, S. 71f.

468 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 345.

469 Zur entsprechenden Relevanz von Alkohol und Kaffee vgl. exemplarisch Hirschfelder, Formen kommerzieller Gastlichkeit (1998), S. 59; Heise, Kaffee (1987), S. 47.

470 Vgl. Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 18.

kann neben der Konzeption des Fragebogens als Erklärung der geringen Thematikierung des Wassertrinkens gelten. Nichtsdestotrotz konsumierte man Wasser; eine physiologische Notwendigkeit. Wasser wurde jedoch nicht ausschließlich pur und unbehandelt getrunken, es diente auch als Hauptbestandteil diverser Mischgetränke. Mineralwasser hingegen wurde nur in einem Haushalt an „sehr warmen Tagen“ zum Mittagessen getrunken (4, 3a, Köln ab 1911). Allerdings handelt es sich um eine recht wohlhabende Familie, was sich einerseits in der Beschäftigung eines Hausmädchens, andererseits in ihrem fast täglichen Fleischkonsum äußert.⁴⁷¹ Die exponierte Stellung des Mineralwassers drückt sich auch in der Handwerkerverköstigung des vorstehenden Haushalts aus: „Vor allem wurden die Handwerker mit Getränken versorgt, wobei sie am liebsten Sprudelwasser nahmen und am Nachmittag eine Tasse guten Kaffee.“⁴⁷² Sowohl „guter“ Bohnenkaffee als auch Mineralwasser waren für die einfache Bevölkerung, hier Handwerker, unerschwinglich und galten allgemein als Luxusgüter.

Einfaches Wasser war nicht überall per Leitung verfügbar (118, 3a, Mechernich ab 1930; 119, 3a, Mechernich ab 1935), sondern musste zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchaus noch dem Wassereimer entnommen werden (251, Tonband, Beuel ab 1908). Obgleich Bonn schon seit 1875, Beuel ab 1900 zentral versorgt wurde, blieb der Anschluss an das städtische System für die Landbevölkerung ungleich länger Luxus.⁴⁷³ „Brunnenwasser“ als Frühstücksgetränk, wie es Peter Lesniczak postuliert, konnte anhand der Quelle für die Landbevölkerung des Bonner Raums zwar nicht nachgewiesen werden, eine morgendliche Nutzung ist indes keinesfalls auszuschließen.⁴⁷⁴ Auf der Wasserbank in der Küche standen stets Schmutz- und Frischwassereimer bereit, so dass man sich bei Bedarf bedienen konnte. „War man tagsüber durstig, ging man in die Küche und trank aus der großen Schöpfkelle.“⁴⁷⁵ Erst der Konsum im sozialen Kontext, etwa bei Tisch, machte ein Umfüllen des Trinkwassers in Krüge erforderlich – auch stellte man Gläser zu. Entsprechende Belege finden sich für Köln und Heisterbacherrott (248, 3a, ab 1930; 256, Tonband, ab 1920). Diese Handlung ist durchaus als Kulturleistung zu werten – man kultierte im Prozess einer an-

471 Zur Indikatorfunktion des Fleischkonsums vgl. exemplarisch Teuteberg/Wiegelmann, *Tägliche Kost*, S. 73.

472 AARL Umfrage Ernährung 4/3i (Köln ab 1911), S. 8.

473 Vgl. StAB N 1987/197. Vgl. auch Evans, Hamburg (1990), S. 195; Stille, Küche (1992), S. 69.

474 Vgl. Lesniczak, *Bäuerliche Kost* (2004), S. 143.

475 Herrig, *Ländliche Nahrung* (1974), S. 62.

gemessenen Bereitstellung die Ressource Wasser und gliederte sie so als spezifisches Lebensmittel in die Nahrungskultur ein. In der Regel blieb Wasserkonsum aber Bedarfsfrage, was zwei Belege aus Mechernich verdeutlichen: Wasser wird hier nicht speziellen Mahlzeiten zugeordnet, man trank es nur, wenn man durstig war (119, 3a, Mechernich ab 1935; 120, 3a, Mechernich ab 1930). „Tischgetränke waren normalerweise nicht üblich und selbst an Feiertagen außergewöhnlich“.⁴⁷⁶ Zwar liegen Nachweise dafür vor (5/ 24), doch kann dies mitunter auf die Fragestruktur zurückgeführt werden, die eine Verzeichnung der Getränke nur in Bezug auf Arbeit oder Essen zuließ.⁴⁷⁷ Einschränkungen verweisen etwa auf den Verzehr von Wasser in Verbindung mit warmen (121, 3a, Euskirchen ab 1915) oder nur bestimmten Speisen: „Der Fisch will schwimmen“ – war eine übliche Redewendung in einem Beueler Haushalt.⁴⁷⁸ Ein anderer Informant macht jedoch deutlich, dass zu den Mahlzeiten generell nichts getrunken wurde (251, Tonband, Beuel ab 1908).

Tatsächlich muss davon ausgegangen werden, dass Wasser, dessen primäre Funktion das Löschen des Durstes war, ungleich seltener als alternatives Getränk im Mahlzeitensystem verwendet wurde. Einfaches Wasser besaß außer vielleicht in speziellen Krisenzeiten keinen Prestigewert, entbehrte aufgrund seiner Geschmacklosigkeit meist hedonistischen Motiven und verfügte nicht über den sozialisierenden Wert des Alkohols. Ein weiterer wesentlicher Grund für die Auslassung der Tischgetränke im Allgemeinen und des Wassers im Speziellen muss im Flüssigkeitsgehalt der zeitgenössischen Speisen gesehen werden.

Der tägliche Wasserbedarf wird sowohl über die flüssige als auch feste Kost dem Körper zugeführt.⁴⁷⁹ Sind die konsumierten Speisen besonders flüssig, so erfolgt darüber bereits eine weitreichende Flüssigkeitsaufnahme – der Getränkebedarf wird reduziert. Betrachtet man aus dieser Perspektive das Datenmaterial,



Abb. 13: Festtagssuppe mit Eintopf oder Alltagseintopf – je flüssiger die Speise, desto geringer der Bedarf an Tischgetränken

476 Heizmann, Rheinische Mahlzeit (1994), S. 92.

477 Entsprechend kann dies gleichermaßen als Begründung einer geringeren Informationsdichte bezüglich der zeitgenössischen Trinkgewohnheiten gelten.

478 AARL Umfrage Ernährung 251/Tonband (Beuel ab 1908).

479 Dürrschmid, Lebensmittel Wasser (2006), S. 5.

so fällt auf, dass die Ernährung des frühen 20. Jahrhunderts durch stark flüssige Speisen dominiert wurde:⁴⁸⁰ „Ohne eine Suppe war überhaupt ein Mittagessen nicht denkbar. Es musste zuerst schon mal der Magen gefüllt werden.“⁴⁸¹ Der sättigende Aspekt der Suppenkost war vermutlich in armen Haushalten besonders relevant, so dass sich die Aussage des Beueler Informanten durchaus auf breitere Bevölkerungskreise übertragen lässt. Im Bonner Raum finden sich vier Nachweise, in denen die Mittagssuppe (4/10) als üblich beschrieben wird, im weiteren Umland nur drei (3/14). Signifikanter vorherrschend ist die Suppenspeise hingegen abends: Hier finden sich fünf (5/10) beziehungsweise acht (8/14) Belege für Milch- oder (seltener) Brotsuppen. An Sonn- und Feiertagen wurden häufig Fleischbrühen gereicht (4/10; 5/14). Zwar bleibt zu beachten, dass Suppen und Eintöpfe eine deutlich festere Konsistenz aufweisen konnten als heute üblich (29, 3a, Bornheim-Walberberg ab 1920), doch ist trotzdem von einer erheblichen Flüssigkeitsaufnahme über die täglichen Hauptspeisen auszugehen.⁴⁸²

Informanten aus Königswinter beschreiben das Wasser als übliches Getränk (233, 3k, Königswinter ab 1935): Doch wann und für wen war es überhaupt üblich? Hinsichtlich seiner physiologischen Notwendigkeit sowie der unzureichenden Flüssigkeitszufuhr über alternative Getränke kann das Wasser sicherlich als universell verbreitet gelten. Allerdings muss davon ausgegangen werden, dass Personen, die aufgrund ihres Alters oder vielleicht auch Geschlechts geringere Rationen des teuren Alkohols erhielten, sicherlich stärker auf das Getränk Wasser angewiesen waren.⁴⁸³ Wasser konnte – wie sich gezeigt hat – zu den Mahlzeiten oder einfach zwischendurch getrunken werden. Besondere Bedeutung erhielt das Getränk aber vermutlich im Arbeitsalltag der Menschen: Die überwiegend harte Landarbeit förderte den Flüssigkeitsverlust, so dass ein erhöhter Wasserbedarf anzunehmen ist. Die Quelle liefert hingegen keinerlei Hinweise auf einen gesteigerten Konsum einfachen Wassers – der Kaffee dominierte das Feld (5/10). Ob das Getränk nun kalt oder heiß genossen wurde, ist unklar – das Mitführen einer Thermoskanne in Königswinter deutet auf letztere Variante hin (233, 4a, ab 1935). Da im Antwortbogen jedoch das Mitführen der Getränke in Thermoskannen *und* Flaschen unterschieden wurde, ist davon aus-

480 Als exemplarischen Speiseplan vgl. AARL Umfrage Ernährung 8/3c (Uckerath ab 1920).

481 AARL Umfrage Ernährung 251/Tonband (Beuel ab 1908).

482 Vgl. dazu Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 50.

483 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 336, 343.

zugehen, dass weitere Getränke auf dem Feld verzehrt wurden. Aus heutiger Perspektive erscheint heißer Kaffee als Durststiller nach anstrengenden Tätigkeiten überdies unwahrscheinlich. So ist davon auszugehen, dass der Kaffee – wie vorab beschrieben – insbesondere außerhäusliche Speisefunktionen übernahm, das Wasser – auch wenn direkte Nachweise fehlen – vornehmlich den Flüssigkeitsbedarf im Arbeitsprozess deckte. Diese Annahme stimmt ferner mit den Trinkgewohnheiten von Fabrikarbeitern überein, die von einem Arzt im Raum Aachen wie folgt festgehalten wurden: „Man bedenke, dass die Leute durch die Glut des Schmelzfeuers während dem Giessen erhitzt und über und über von Schweiße triefend, an den Brunnen zu laufen pflegen, und eine Menge kaltes Wasser hineinstürzen um sich abzukühlen.“⁴⁸⁴ Wie hoch der Anteil des Wassers an der betriebsinternen Trinkkultur tatsächlich war, lässt sich kaum rekonstruieren.⁴⁸⁵ Alkoholverbote am Arbeitsplatz deuten aber auf eine erhöhte Relevanz. Körperliche Belastung und Dehydrierung waren auch bei der Feldarbeit enorm, so dass sich der Beleg durchaus übertragen lässt. Weitere Aussagen über den Wasserkonsum im Arbeitsalltag führt Hirschfelder an, so etwa für Waldarbeiter.⁴⁸⁶

Eine „Veredelung“ des reinen Wassers stellte ein Getränk aus Wasser, Essig, Zucker und Natron dar, welches nach Zeitzeugenberichten schwach an eine „Brauselimonade“⁴⁸⁷ erinnerte und sowohl zur Feldarbeit (29, 4a, Bornheim-Walberberg ab 1920), an „heißen Tagen“ (102a, 3a, Buschdorf, ohne Zeit) als auch einfach nur zur Erfrischung (233, 3k, Königswinter ab 1935) genossen wurde. Während in der Herstellung einerseits das Bestreben der Aufwertung des einfachen, „rohen“ Wassers – also erneut eine Kultivierung der Ressource – zu erkennen ist, fällt zudem die Imitation der teureren und auf dem Land sicherlich auch weniger verfügbaren Zitronenlimonade und damit einer städtisch-bürgerlichen Trinkkultur auf.⁴⁸⁸ Der Essig ersetzte die als Süßfrucht luxuriöse und daher unerschwingliche Zitrone, das Natron – doppeltkohlensauer – sorgte

484 Kortum, Carl G. T.: Vollständige physikalisch-medizinische Abhandlung über die warmen Mineralquellen und Bäder in Aachen und Burdscheid, Dortmund 1798. Zitiert nach Hirschfelder, Mythos vom Elendstrinken (2002), S. 221.

485 Hirschfelder, Alkoholkonsum Aachen (2004), S. 97.

486 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 343.

487 Als Gewährsleute wurden sechs Personen aus Engelskirchen und Lindlar befragt, die zum Teil noch heute das Getränk selbst herstellen und verzehren. Vgl. dazu auch Herrig, Ländliche Nahrung (1974), S. 62.

488 Zwar wurde Limonade wie Sinalco im frühen 20. Jahrhundert auch in Bonn gehandelt – für die Landbevölkerung blieb sie aber meist unerschwinglich. Vgl. Abb. 4.

für ein schwaches Sprudeln. Die hohe Wertschätzung des Lebensmittels äußert sich zudem in seiner Verwendung als Ausflugsgetränk im Raum Mechernich (119, 4c, ab 1935; 120, 4c, ab 1930).

Es gab weitere Mischgetränke: Diverse Belege zeugen von der Lebensmittelstreckung durch Wasser (8/24), häufig stellte man Mischungen mit Säften oder Milch her. Velten weist die Kombination von Milch und Wasser bereits in seiner Medizinaltopographie von 1825 für die Säuglingsnahrung im Bonner Raum nach.⁴⁸⁹ Inwieweit das Mischen im Einzelfall jedoch als ein Verdünnen der alternativen Getränke oder eher als Aromatisieren des Wassers zu werten ist⁴⁹⁰, wird im Quellenmaterial nicht ersichtlich – das Verhältnis der Zusammensetzung ist unbekannt. Grundsätzlich sind die Verdünnung und damit die quantitative Mehrung wahrscheinlicher, wobei die Übergänge entsprechend der jeweiligen Mangelsituation wohl fließend waren. Indem er das idealisierte Bild einer fast ausschließlich auf Wein basierenden römischen Trinkkultur in Frage stellt, fokussiert auch Hirschfelder das Mischungsverhältnis von Getränken: „Denkbar ist schließlich, daß dem Wasser nur ganz geringe Mengen Wein zugegeben wurden“, so sein Fazit.⁴⁹¹ Inwieweit „die Vermischung hochwertiger Getränke mit Wasser“ beim Konsumenten die „Illusion entstehen lassen konnten, ein besseres, saubereres und letztlich weniger risikobehaftetes Produkt genießen zu können“, also eine Parallele zu antiken Verhaltensmustern deutlich wird, bleibt fraglich.⁴⁹²

Außer Frage steht hingegen die hohe Relevanz des Wassers als Alltagsgetränk der ländlichen Bevölkerung in der Region Bonn. Das diskutierte Quellenmaterial des ARL gibt, so lässt sich festhalten, einen wichtigen Einblick in die Trinkkultur nach 1900. Die Nähe zum Untersuchungsobjekt Mensch und die direkt ernährungsbezogenen Informationen ermöglichen Vernetzungen mit klassischen volkskundlichen Theorien: Die Ausprägung von Surrogaten oberschichtlicher Prestige- und Statusprodukte – hier nachgewiesen für Kaffee und Limonade – steht grundsätzlich im Einklang mit Wiegelmans modifizierter Theorie vom gesunkenen Kulturgut.⁴⁹³ Inwieweit sich in beiden Fällen aber tatsächlich

489 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 180.

490 Vgl. dazu Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986), S. 172ff.

491 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 334.

492 Ebd. S. 346.

493 Wiegelmans/Zender/Heilfurth, Volkskunde (1977), S. 56. Zur Theorie des gesunkenen Kulturguts vgl. exemplarisch Schirrmacher, Thomas: „Der göttliche Volkstumsbegriff“ und der „Glaube an Deutschlands Größe und heilige Sendung“. Hans Naumann als

von einer Imitation privilegierter Lebensweise ausgehen lässt oder eher regionale Diffusionsprozesse wirksam waren, bleibt indes spekulativ. Detailliertere Recherchen könnten im Rahmen einer Studie der Kulturraumforschung Aufschluss geben.

Ferner finden sich neben der grundsätzlichen Thematisierung des Konsums Hinweise auf soziale Wertigkeit, situationsabhängigen Konsum und nicht zuletzt auch auf die Verzahnung der komplementären Handlungen Essen und Trinken im Kontext von Mahlzeiten, also der Nahrungskultur generell. Das Umfragematerial kann somit als sinnvolle Ergänzung des vorab genutzten Quellenbestandes bezeichnet werden.

2.3.4.3 Regionale Trinkkultur im Spiegel der Vergleichsmaterialien historischer und gegenwärtiger Umfragen zur Nahrungskultur

Da sich die thematisierten Zeiträume teilweise überschneiden, sollen in einem nächsten Schritt die Ergebnisse vorstehender Analyse anhand der Daten des Atlas der deutschen Volkskunde (ADV) verglichen werden.

Das Datenmaterial des ADV wurde maßgeblich zwischen 1930 und 1935 erhoben, Nachbefragungen zur materiellen Kultur folgten zwischen 1965 und 1970. Während die Antworten der Nachkriegsbefragung noch in weiten Teilen unausgewertet in der Abteilung für Kulturanthropologie/Volkskunde (Universität Bonn) lagern, wurden für die 243 Fragen der 1930er Jahre bereits 1936 erste unkommentierte Karten erstellt.⁴⁹⁴ Eine intensive Nutzung als historische Quelle erfuhr der ADV vorrangig in Instituten/Seminaren mit kulturräumlichen Forschungsschwerpunkten, so insbesondere durch Matthias Zender, Wiegelmann, Heinrich L. Cox und Gerda Grober-Glück in Bonn.⁴⁹⁵ Die Verwendung des Ma-

Volkskundler und Germanist im Nationalsozialismus. Eine Materialsammlung mit Daten zur Geschichte der Volkskunde an den Universitäten Bonn und Köln, Bonn 2000, S. 67–91, 133–169, 319–341, 396–419. Vgl. auch Naumann, Hans: Grundzüge der deutschen Volkskunde, Leipzig 1929.

494 Vgl. Gansohr-Meinel, Heidi: „Fragen an das Volk“. Der Atlas der deutschen Volkskunde 1928–1945. Ein Beitrag zur Geschichte einer Institution, Würzburg 1992; Wiegelmann, Günter: Die Untersuchung regionaler Unterschiede, in: Götsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 99–121, hier S. 103.

495 Vgl. ebd. S. 102ff. Simon, Michael/Schürmann, Thomas: Ein Kapitel für sich – der Atlas der deutschen Volkskunde, in: Zeitschrift für Volkskunde 90 (1994), S. 230–237, hier S. 233.

terials am Bonner Lehrstuhl wurde in den 1990er Jahren vor allem im Rahmen einer fachgeschichtlichen Dissertation durch Heidi Gansohr-Meinel fortgesetzt; gegenwärtig findet es unter Hirschfelder Anwendung als Referenzquelle in Lehrveranstaltungen und Forschungsprojekten.⁴⁹⁶

Im Fachdiskurs gerät der ADV seit den 1970er Jahren – nicht zuletzt beeinflusst durch die Publikation „Abschied vom Volksleben“ – immer wieder in die Kritik:⁴⁹⁷ Dabei steht neben der Frage nach einer ideologischen Belastung des Materials vorwiegend die Methodik der Erhebung im Mittelpunkt. Gegner führen an, die Fragen seien „materialorientiert, nicht problemorientiert“, die geringe Rücklaufquote wirke im kulturräumlichen Vergleich verzerrend und vor allem die Befragung von Gewährspersonen sei als überaus problematisch zu erachten.⁴⁹⁸ Tatsächlich muss das ADV-Material aufgrund seiner methodischen Defizite – die Datenverzerrungen durch die Konzeption des schriftlichen Fragebogens und des Gewährsmannprinzips sind aus volkskundlichen Einführungswerken hinreichend bekannt⁴⁹⁹ – sowie einer ideologischen Färbung, die jedoch stärker den zeitgenössischen romantischen Fachprägungen als einer direkten Einflussnahme der Nationalsozialisten geschuldet war, besonders kritisch betrachtet werden.⁵⁰⁰ Dass das Material dennoch wichtige Fakten zur Beantwor-

496 Vgl. Gansohr-Meinel, Fragen an das Volk (1992). Vgl. exemplarisch Hirschfelder, Gunther: Mittsommer, Sonnenwende und Johannisfeuer im Rheinland zwischen Tradition und Inszenierung, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 50 (2005), S. 101–140, hier S. 135f.

497 Vgl. Simon/Schürmann, Atlas der deutschen Volkkunde (1994), S. 230. Vgl. exemplarisch Schenda, Rudolf: Einheitlich – urtümlich – noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung, in: Geiger, Klaus/Jeggle, Utz/Korff, Gottfried (Hg.): Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970, S. 124–154.

498 Vgl. Schenda, Urtümlich (1970), S. 153. Vgl. dazu auch Wiegelmann, Günter: Ertrag und Aufgaben volkskundlicher Kulturraumforschung, in: Cox, Heinrich L./Wiegelmann, Günter (Hg.): Volkskundliche Kulturraumforschung heute, Münster 1984, S. 1–12, hier S. 7ff. Grober-Glück, Gerda: Zum Abschluß des Atlas der deutschen Volkskunde – Neue Folge. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde, in: Bringéus, Nils-Arvid et al. (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa. 1. Bd., Festschrift für Günter Wiegelmann zum 60. Geburtstag, Münster 1988, S. 53–70, hier S. 60ff.

499 Vgl. exemplarisch Brednich, Quellen und Methoden (2001), S. 89, 92f.

500 Eine Einflussnahme des SS-Ahnenerbes ist ausschließlich für den fünften, 1935 verschickten Bogen belegt. Vgl. exemplarisch Cox, Heinrich L.: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten über das Heiratsverhalten Ungleichaltriger in der ehemaligen Preußischen Rheinprovinz im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte des Rheinlandes aufgrund der Frage 241 des Atlas der deutschen Volks-

tung unterschiedlichster Forschungsfragen liefern kann, wird in diversen Studien belegt.⁵⁰¹ Entsprechend lauten auch die Ergebnisse Michael Simons und Thomas Schürmanns aus einer transnationalen Befragung volkskundlich Lehrender von 1994 bezüglich der Nutzung und Einschätzung des ADV:

„[Ü]ber 90 Prozent aller angeschriebenen verfügen (...) über Atlas-publikationen, ca. 60 Prozent der Befragten haben damit schon einmal gearbeitet, um die 50 Prozent bejahten den Einsatz in Lehrveranstaltungen, und etwa 40 Prozent meinten, sich an Studierende ihrer Einrichtung erinnern zu können, die in den letzten fünf bis zehn Jahren das Material für Abschlußarbeiten benutzt haben. (...) [Es] schätzten 28 Befragte den ADV in methodischer Hinsicht eindeutig negativ ein, nur 24 positiv, wohingegen bei der Frage nach dem Wert der Ergebnisse die positiven Antworten überwiegen; hier äußerten sich nur 11 Personen negativ und 41 eindeutig positiv gegenüber den Erträgen der Atlasarbeit.“⁵⁰²

Bezüglich der eigenen Forschungsfrage konnte das Datenmaterial der ersten Phase des Großprojektes genutzt werden: Die Fragen 86–88 thematisieren Ernährung, beziehungsweise speziell auch Trinken und Getränke.⁵⁰³ Insgesamt wurden 46 Belegorte aus dem Kreis Bonn der ehemaligen Rheinprovinz berücksichtigt, wobei für nicht jede der drei Fragen Antwortkarten aller Orte vorliegen.⁵⁰⁴

kunde (ADV), in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 47 (2002), S. 207–215, hier S. 209.

501 Vgl. exemplarisch Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967); Simon, Michael: „Volksmedizin“ im frühen 20. Jahrhundert. Zum Quellenwert des Atlas der deutschen Volkskunde, Mainz 2003; Cox, Sprichwörter (2002); Grober-Glück, Gerda: Todesvorzeichen beim Begräbnis. Ein Beitrag für einen „Atlas zur deutschen Volkskultur“, in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 43 (1998), S. 57–64.

502 Simon/Schürmann, Atlas der deutschen Volkskunde (1994), S. 234f. Zu Problematik und Potenzial des Atlas-Materials vgl. auch Borsos, Balázs: On the possibilities of computer-assisted processing of European atlases of ethnography, in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 52 (2007) [im Druck].

503 Vgl. Zender, Matthias (Hg.): *Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge. Erläuterungen*, Band 1 zu den Karten NF 1–36, Marburg 1959–1964, S. 24f.

504 Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.): *Verzeichnis der Belegorte des Altas der deutschen Volkskunde (ausgegeben für die Fragebogen 1–4)*, Berlin 1936, S. 104f.

Die erste Frage (86) erhebt Informationen über die erste Mahlzeit des Tages im Sommer.⁵⁰⁵ Parallel zu den Ergebnissen der Umfrage aus den 1980er Jahren ist der Kaffee hier ein dominantes Nahrungsmittel (23/46). Hinweise auf Wasserkonsum finden sich hingegen nicht. Die Folgefrage (87) erkundigt sich gezielt nach Getränken zur Hauptmahlzeit – 29 Antworten enthalten nähere Informationen.⁵⁰⁶ Dabei werden die Angaben der anderen Umfrage erneut bestätigt: Aus der Mehrzahl der Antwortkarten wird ersichtlich, dass Trinken zu den Hauptmahlzeiten unüblich war (17/29). Acht (8/29) Antworten belegen den Verzehr von Wasser. Weitere Getränke werden kaum aufgeführt, nur in Waldorf trank man werktags Malz- oder Bohnenkaffee.⁵⁰⁷ Vier Personen gaben Wein oder Bier als Getränke an Sonn- und Festtagen an (4/29). Für die Volkskunde ergibt sich nun ein gravierendes Problem: Mit ihrer Definition der Mahlzeit als Grundeinheit nahrungsethnologischer Forschung wird der wissenschaftliche Zugriff auf ein elementares Lebensmittel der breiten Bevölkerungsmehrheit erheblich erschwert.⁵⁰⁸ Obgleich das Wasser als wichtiges Alltagsgetränk des 19. und 20. Jahrhunderts nachgewiesen werden konnte, ist – wie bereits im einleitenden Ka-

bis 15	16-25	25-40	40-60	60-80	an*	123	23	13 cu
bis 15	15-25	25-40	40-60	60-80	w			
87. Was wird zur Hauptmahlzeit getrunken?						im Sommer	im Winter	
						a) an Werktagen?	a) an Werktagen?	
						<i>Frinkwasser</i>		
						b) an Sonn- und Feiertagen?	b) an Sonn- und Feiertagen?	
						<i>Wabgl.</i>		

Abb. 14: ADV-Antwortkarte aus Bonn-Ippendorf

505 Angaben nach einer Auswertung der Frage 86 des Atlassmaterials im Archiv des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn. Wortlaut der Frage: „Woraus besteht die erste Mahlzeit am Tage im Sommer: a) an Werktagen? b) an Sonn- und Feiertagen? im Winter: a) an Werktagen? b) an Sonn- und Feiertagen?“ Vgl. Zender, Atlas Erläuterungen (1959–64), S. 24.

506 Angaben nach einer Auswertung der Frage 87 des Atlassmaterials im Archiv des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn. Wortlaut der Frage: „Was wird zur Hauptmahlzeit getrunken? im Sommer: a) Werktagen? b) an Sonn- und Feiertagen? im Winter: a) an Werktagen? b) an Sonn- und Feiertagen?“ Vgl. Zender, Atlas Erläuterungen (1959–64), S. 24.

507 Vgl. ADV-Antwortkarte 87–123/16/24a.

508 Bezuglich der Mahlzeit als Grundeinheit volkskundlicher Nahrungsforchung vgl. exemplarisch Tolksdorf, Nahrungsforchung (2001), S. 241; Tolksdorf, Strukturalistische Nahrungsforchung (1976), S. 74; Wiegemann, Günter: Was ist der spezielle Aspekt der ethnologischen Nahrungsforchung? In: Ethnologia Scandinavica 1 (1971), S. 6–13, hier S. 8.

pitel dargestellt wurde – die Forschungslage diesbezüglich lückenhaft, Wassertrinken ein klares Desiderat kulturwissenschaftlicher Nahrungsforschung.⁵⁰⁹ Fehlende Studien sind demnach auch auf die nahrungsethnologische Theorie und ihre starre Ausrichtung auf das Konstrukt der Mahlzeit zurückzuführen.

Den Analyseergebnissen aus der Umfrage des ARL ähnlich weisen die Antworten auf die Frage nach Speisen und Getränken der Erntearbeiter (88) keinen erhöhten Wasserkonsum im Arbeitsalltag nach.⁵¹⁰ Von den 21 hier verwertbaren Karten belegt nur eine den Verzehr von „Sprudelwasser“ (1/21), eine den von Limonade (1/21) und zwei weitere weisen jenen von selbstproduzierten Mischgetränken aus Wasser und Fruchtsäften nach (2/21).⁵¹¹ Ob es sich bei dem Sprudelwasser um Mineralwasser handelte oder einfaches Wasser mit Natron zugegeben wurde, kann indes nicht geklärt werden.⁵¹² Die Vergleichsumfrage legt letztere Variante nahe. Als typische Erntegetränke werden vielmehr Bier (10/21) und Kaffee (11/21), seltener Branntwein (4/21) genannt. Hier macht sich jedoch die Form der ADV-Umfrage negativ bemerkbar. Die Antworten sind fast ausschließlich in Stichworten verfasst, detaillierte Angaben zur genaueren Einordnung fehlen. So lässt die Umfrage des ARL vermuten, dass der Branntwein primär als Energieträger diente, größere Quantitäten hingegen nicht verzehrt wurden. Ähnliches gilt für den Bierkonsum. Der Kaffee könnte abermals als Speiseersatz oder -ergänzung fungieren, nicht zuletzt, da seine Verwendung als Durstlöscher gegenwärtigen Vorstellungen nicht entspricht. Drei einzelne Belege stützen diese Vermutungen: In Oberbachem wurde der Kaffeegenuss auf 18 Uhr terminiert, alternativ angegebene Getränke fehlen.⁵¹³ Die Ausführung der Erntetätigkeiten ohne parallele Flüssigkeitszufuhr erscheint aber extrem unwahrscheinlich. Es liegt nahe, dass Wasser getrunken wurde, man den Verzehr aber für zu gewöhnlich erachtete, als dass man diesen notiert hätte. Auch der Bierkonsum lässt sich relativieren: Für Bornheim wird dieser nur in Verbindung mit einem Festessen zum Abschluss der Ernte erwähnt, in Alendorf trank man

509 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 350.

510 Angaben nach einer Auswertung der Frage 88 des Atlasmaterials im Archiv des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn. Wortlaut der Frage: „Welche besonderen Speisen und Getränke erhalten a) die bei der Getreideernte Beschäftigten? b) die bei der Heuernte Beschäftigten?“ Vgl. Zender, Atlas Erläuterungen (1959–64), S. 24.

511 Vgl. ADV-Antwortkarten 88–123/28/23d; 88–123/23/5a; 88–123/29/14bd.

512 Bezuglich der Eigenproduktion von Sprudel- und Brausewasser vgl. Herrig, Ländliche Nahrung (1974), S. 62.

513 Vgl. ADV-Antwortkarte 88–123/29/10cr.

eine Flasche Bier beim Dreschen.⁵¹⁴ Wäre das Bier weit verbreitetes Alltagsgetränk, so würde eher der Wein dem Fest entsprechen.⁵¹⁵ Die Verbindung zwischen Biertrinken und besonders anstrengenden Arbeitsabläufen lässt daher eher vermuten, dass mehrheitlich geringe Biermengen als Nährstoffergänzung getrunken wurden, die Belege (10/21) demnach nicht als Nachweise eines insgesamt hohen Konsums missverstanden werden sollten.

Es bleibt entsprechend zu resümieren, dass Wasser in den ADV-Materialien zwar nur geringe Erwähnung findet, dennoch aber als verbreitetes Getränk bezeichnet werden kann. Obgleich Tischgetränke grundsätzlich selten waren, dominierte das Wasser als solches die Mahlzeit und war in ländlichen Arbeitsprozessen, so lässt sich zumindest mutmaßen, von übergeordneter Relevanz. Der vorstehende Quellenvergleich weist darauf hin, dass die Nutzung des Atlas der deutschen Volkskunde nach wie vor zielführend in der volkskundlichen Forschung ist. Das Material besitzt ungeachtet aller Kritik an der Methodik seiner Erhebung Aussagekraft über historische Alltagskultur und kann in konkreten Mikrostudien einbezogen werden. Obgleich keine weiterführenden Informationen zum Thema Trinkkultur gewonnen werden konnten, eignete sich die Quelle dennoch zur Verifizierung der singulären Belege aus der Ernährungsumfrage des ARL und ist somit auch als Referenzmaterial für zukünftige Forschungsprojekte zu empfehlen.

Abschließend soll ein Ausblick auf Entwicklungstendenzen der Bonner Trinkkultur geworfen werden, wie sie sich einerseits im Umfragematerial des ARL selbst, andererseits in einer jüngst durchgeföhrten Befragung zum Verhältnis von Festkultur und Ernährung darstellt. Wie bereits angeführt, liegt ein Schwachpunkt der Ernährungsumfrage der 1980er Jahre in der problematischen zeitlichen Zuordnung: In einigen Fällen wurden jedoch genauere Angaben gemacht, beziehungsweise sogar differenzierte Auskünfte über Vergangenheit und Gegenwart gegeben (5/24). Diese Daten sollen nun ein erstes Licht auf eine Trinkkultur seit 1980 werfen. Folgende Tendenzen zeichnen sich ab: Während der Konsum einfachen Wassers nicht aufgeführt wird, belegen immerhin drei

514 Vgl. ADV-Antwortkarten 88–123/16/25a; 88–123/29/17b.

515 Der Wein war für die Bevölkerungsmehrheit unerschwinglich. Um den besonderen Charakter eines Festes auszudrücken, war die Nahrung meist wichtiges Requisit. Vgl. Deile, Feste (2004), S. 5f.

der fünf Antworten einen gegenwärtigen Konsum des Mineralwassers.⁵¹⁶ Ebenfalls drei Nachweise finden sich für Bier, zwei für Wein und ein weiterer jeweils für den Verzehr von Limonade und Bohnenkaffee – letzterer wurde im gleichen Haushalt früher durch Malzkaffee ersetzt.⁵¹⁷ Es zeigt sich also, dass ehemals teure Handelswaren und Luxusprodukte inzwischen Einzug in den Alltag der ländlichen Bevölkerung gehalten haben. Zudem besteht offenbar das Bestreben, vormals übliche Getränke – Leitungswasser, Kaffeesurrogate und eigenproduzierte Mischgetränke – durch Produkte auszutauschen, die traditionell als höherwertig empfunden werden. Die Analyse tradiert Wertstrukturen erhält somit hinsichtlich einer Entschlüsselung gegenwärtiger Ausprägungen der Nahrungs kultur eine besondere Bedeutung.

Jüngste Einblicke in die Ernährung der Gegenwart lieferte die Umfrage „Weihnachten geht durch den Magen ...!“, ein Kooperationsprojekt der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde (Universität Bonn) und des Steinbeis-Instituts der Deutschen Akademie für Kulinaristik.⁵¹⁸ Der in der Abteilung konzipierte und maßgeblich auf das Medium Internet zugeschnittene Fragebogen wurde etwa zwei Wochen vor den Weihnachtstagen 2005 online geschaltet und durch Links auf verschiedenen Plattformen publiziert.⁵¹⁹ Zudem konnten diverse – private und öffentliche – Mailverteiler für die Verbreitung der Bögen genutzt sowie schriftliche Versionen in Seminaren und Vorlesungen ausgegeben werden. Innerhalb weniger Wochen ebbte der digitale wie schriftliche Rücklauf des Materials ab – etwa 110 Antworten sind registriert. Bislang konnte keine Auswertung der Daten erfolgen.⁵²⁰

516 Vgl. AARL Umfrage Ernährung 251/Tonband (Beuel ab 1908); 243/3a (Köln 1910); 248/3a (Köln 1930).

517 Vgl. AARL Umfrage Ernährung 29/3a (Bornheim-Walberberg ab 1920); 118/3a (Mechernich ab 1930); 243/3a (Köln ab 1910); 248/3a (Köln 1930); 251/Tonband (Beuel ab 1908).

518 Vgl. <http://www.uni-bonn.de/www/Volkskunde/Aktuelles/Weihnachten.html> (Stand 02.03.2006). Das Material wurde im Volkskundlichen Seminar der Universität Bonn archiviert, konnte aber bislang nicht bearbeitet werden.

519 Vgl. <http://www.uni-bonn.de/www/Volkskunde/Aktuelles/Weihnachten.html> (Stand 02.03.2006). Vgl. auch <http://www.kulinaristik.de/weihnachten.php> (Stand 02.03.2006); http://www.advent-ist-im-dezember.de/alles_hat_seine_zeit_aktuelles.php?fontsize%3D_norm (Stand 02.03.2006).

520 Eine systematische Erschließung des Materials wird derzeit von der Projektmitarbeiterin Anna Palm in Form einer akademischen Abschlussarbeit vorgenommen.

Ohne eine ausreichend tiefgreifende Analyse des Materials vorgenommen zu haben, vermittelt eine erste Sichtung der digitalen Antworten (78)⁵²¹ – welche hier, um es abermals zu betonen, rein ausblickhaft betrachtet werden sollen – folgenden Eindruck: Abseits idealisierter und oftmals stereotypisierter Vorstellungen von klassischem Festessen liefern die quantitativ stark abweichenden Antworten detaillierte Hinweise auf Essen und Trinken der Gegenwart. Für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit ist das Projekt interessant, da das Trinken auch abseits des Mahlzeitensystems thematisiert wurde. Aus statistischer Sicht ist die Relevanz des Wassers außerordentlich hoch.⁵²² Wasserkonsum kann demnach in 52 (52/78) Fällen belegt werden. Dieser lässt sich jedoch nur zum Teil weiter differenzieren: Fünf (5/78) Personen konsumierten explizit Leitungswasser, 16 (16/78) Antworten weisen ausdrücklich Mineralwasserverzehr nach. Die Heißgetränke, mit deutlicher Popularisierung des Teetrinkens (32/78) und gleichbleibend hoher Verbreitung des Kaffeegenusses (43/78), dominieren neben dem Wasser nach wie vor die Trinkkultur. Zwar übersteigt die Belegdichte des Weinkonsums (59/78) jene des Kaffees und auch das Bier (28/78) findet häufige Erwähnung, doch werden die Alkoholika maßgeblich im direkten Kontext der Festessen verzehrt – eine Übertragbarkeit auf die Trinkkultur im Alltag ist daher unwahrscheinlich. Der Kaffee hat sich inzwischen aus seiner starren Bindung an die Mahlzeitenstruktur etwas gelöst und wird – ähnlich dem Wasser – auch „einfach zwischendurch“ getrunken. Wein scheint, parallel zu seiner Wertschätzung im frühen 20. Jahrhundert, die Bedeutung als besonders festliches Getränk beibehalten zu haben, obgleich er über die untersten Preissegmente der Discounter längst einen Weg in den sozialen Nahbereich auch finanziell benachteiligter Haushalte gefunden hat.⁵²³ Insgesamt wird die verfügbare Getränkepalette gleichmäßiger genutzt. So haben vor allem die ehemals selten konsumierten Säfte (31/78) und die so genannten Erfrischungsgetränke (Cola 23/78, Limonade 7/78) an Popularität gewonnen. Milchverzehr (18/78) bleibt hingegen weiterhin vornehmlich auf das Frühstück beschränkt.

Um einen Eindruck vom qualitativen Wert der Befragung zu erhalten, wurde eine Stichprobe von sieben Antwortschreiben exemplarisch untersucht – folgen-

521 Die Anzahl entspricht dem Stand vom 01.03.2006.

522 Nachfolgende Angaben beruhen auf einer rein statistischen Auswertung der digital archivierten Antwortmails.

523 Vgl. z.B. http://www.sonderangebote-total.de/angebote_lidl/Archiv_2005/angebote_lidl_081205.htm (Stand 02.03.2006).

de Entwicklungen zeichnen sich demnach ab:⁵²⁴ Das Set von Antworten weist eine starke lokale Zentrierung im Raum Bonn auf (5/7) und zeigt einen gewichtigen Rücklauf von Studierenden zwischen 20 und 25 Jahren (4/7). Dies dürfte sich sicherlich durch die Verbreitung des Fragebogens über private Mailverteiler in der Abteilung tätiger Studierender erklären.⁵²⁵ Aufgrund des persönlichen Kontakts zu den Befragten ist davon auszugehen, dass eher der Aufwand einer Beantwortung in Kauf genommen wurde, als im Falle der anonymen Verbreitung. Dennoch gibt es auch Personen, die offensichtlich über die offiziellen Websites auf das Projekt aufmerksam wurden. Inhaltlich zeichnet sich ein Bild weiter differenzierter Getränkeauswahl ab: Von den sieben Personen wurden diverse Teesorten, Kaffee, Cappuccino, Kakao, verschiedene Erfrischungsgetränke (Cola, Cola-light, Limonade), Sekt, unterschiedliche Weine sowie Fass- und Flaschenbiere, Schnaps (unspezifisch), Orangen- und Traubensaft, Apfelschorle, Mineralwasser, Stilles Mineralwasser und Leitungswasser über die Weihnachtstage verzehrt. Dabei ergaben sich folgende Trends: Ein wesentlicher Anteil des Getränkekonsums erfolgt – wie bereits für den Untersuchungszeitraum allgemein prognostiziert – über die gesamte Wachzeit der Befragten verteilt, also nicht nur zu den Mahlzeiten, sondern mit signifikantem Schwerpunkt auf den Verzehr „zwischendurch“ (7/7). Alkohol wird vor allem zu den Mahlzeiten, im Besonderen abends, genossen – Wein tendenziell in geringen Mengen (ein bis zwei Gläser), Bier auch in größeren Mengen. Zudem ist der Alkoholkonsum insbesondere mit sozialer Interaktion – also sowohl als Tischgetränk als auch in Kneipensituationen – verknüpft. Wasser dominiert den täglichen Getränkekonsument und wird zum Teil in erheblichen Mengen verzehrt (bis zu 5 Litern am Tag). Dabei wird nur selten das Mineralwasser dem Leitungswasser vorgezogen, meist (5/7) wird beliebig, beziehungsweise in Abhängigkeit vom Angebot zwischen beiden Alternativen gewechselt.⁵²⁶ Eine Präferenz für Mineralwasser ist indes nur zur Mittags- und Abendmahlzeit zu erkennen.

524 Ohne die Berücksichtigung spezifischer inhaltlicher Aspekte wurden die entsprechenden E-Mails rein nach dem Zufallsprinzip ausgewählt.

525 Vgl. Hengartner, Thomas: Volkskundliches Forschen im, mit dem und über das Internet, in: Götsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, S. 187–211, hier S. 196ff.

526 Aufgrund diverser Familienbesuche an den Weihnachtstagen wird der Konsumsort relativ häufig gewechselt.

Es ist festzuhalten, dass sich das Wasser als Alltagsgetränk offenbar auch in einer Zeit preisgünstig verfügbarer alternativer Getränke weiterhin durchsetzt. Seinen Charakter als Not- oder Armengetränk hat es, wie die Trinkgewohnheiten an den Weihnachtstagen 2005 zeigen, offenbar vollständig abgelegt. Wassertrinken ist damit nicht „Armutszeugnis“ oder Konsequenz „ökonomischer Notwendigkeit“⁵²⁷, sondern es bildet gegenwärtig einen elementaren Bestandteil der regionalen Trinkkultur.

Ein Vergleich mit „Frage 117“ des ADV (Ernährung an Weihnachten) brachte keine weiterführenden Ergebnisse: Für die Bonner Belegorte sind kaum Eintragungen verzeichnet, die wenigen vorhandenen verweisen nur stichwortartig auf den Konsum von Wein an den Weihnachtsfeiertagen und Punsch oder seltener Grog am Silvesterabend. Weder der Konsum von Wasser noch von weiteren alternativen Getränken findet Erwähnung.⁵²⁸

Methodisch bleibt der Wert schriftlicher Umfragen für die volkskundliche Forschung zu betonen. Die themenspezifische Auswertung der drei unterschiedlichen Befragungen⁵²⁹ hat gezeigt, dass über Umfragen erhobenes Datenmaterial wichtige Hinweise bei der Analyse historischer wie gegenwärtiger Nahrungskultur liefern kann. Auf diese Weise soll nicht nur der immer wieder kritisierte Forschungswert der ADV-Materialien für konkrete Mikrostudien positiv hervorgehoben, sondern ebenfalls zu schriftlichen Umfragen – auch in Form internetbasierter Projekte – in empirischen Arbeiten angeregt werden, so dass in Form einer quellenmäßig dokumentierten Alltagsrealität archivierte Daten für zukünftige Forschungen zur Verfügung stehen.



Abb. 15: Das Auge trinkt mit –
Wasser als Festtagsgetränk

527 Vgl. Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 347.

528 Angaben nach einer Auswertung der Frage 117 des Atlassmaterials im Archiv des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn. Wortlaut der Frage: „Welche bestimmten Gerichte und Getränke sind üblich? (Wir bitten auch anzugeben, ob eine bestimmte Anzahl von Gerichten, z.B. 7 oder 9, üblich ist.) 1. am 24. Dezember abends (Heiligabend)? 2. am 25. Dezember mittags (1. Weihnachtstag)? 3. am 31. Dezember abends (Silvester)? 4. am 1. Januar mittags (Neujahr)?“ Vgl. Zender, Atlas Erläuterungen (1959–64), S. 25.

529 Atlas der deutschen Volkskunde (1930er Jahre); Umfrage Ernährung des Amts für rheinische Landeskunde Bonn (1980er Jahre); „Weihnachten geht durch den Magen ...!“ (2005/06).

2.3.5 Exkurs: Wasser im internationalen Kontext – Wertschätzung zwischen Verfügbarkeit und Qualität

Die detaillierten Ausführungen zum Wassertrinken im 19. und 20. Jahrhundert haben gezeigt, das Wasser als gewöhnliches Alltagsgetränk zu bezeichnen ist, welches unabhängig von speziellen Schichtzugehörigkeiten interpersonal verzehrt wird. Es wurde allerdings auch deutlich, dass der Stellenwert des Getränks in der zeitgenössischen Trinkkultur abhängig war von den Parametern Verfügbarkeit und Qualität. Nun konnte im Rahmen der untersuchten Zeitspanne kein grundsätzlicher Versorgungsmangel für die wasserreiche Region Bonn nachgewiesen werden, so dass stets die Qualität von übergeordneter Relevanz war. Mit nachfolgendem Exkurs soll die spezifische Wertschätzung des Grundnahrungsmittels Wasser in ihrer Abhängigkeit von Verfügbarkeit und Qualität in größeren zeitlichen und vor allem räumlichen Zusammenhängen betrachtet werden.

Paradoxe Weise ist die Verfügbarkeit des Wassers in vielen Ländern Nordafrikas und des Nahen Ostens im Vergleich zum mitteleuropäischen Raum sowohl besser als auch schlechter. Die quantitative Verfügbarkeit ist aufgrund der „semiariden bis ariden Klimabedingungen“ in den Regionen vergleichsweise schlecht.⁵³⁰ Die praktische Verfügbarkeit, das heißt die infrastrukturelle Versorgung mit Brunnen aufgrund des verbreiteten muslimischen Glaubens, ist jedoch sehr hoch. Im „Hinblick auf die rituellen Abwaschungen“ muss nicht nur die Moschee über fließendes Wasser verfügen, die starke Ausrichtung des Alltags an religiösen Grundsätzen erfordert einen leichten Zugriff innerhalb ganzer Städte.⁵³¹ Allerdings zeichnen sich auch hier gravierende Stadt-Land-Unterschiede ab.

Die besondere Bedeutung des Wassers in den wasserarmen Gebieten der Welt äußert sich einerseits in temporären Zuständen, etwa einer Dürre in Indien, die nicht nur hinsichtlich der Flüssigkeitszufuhr die menschliche Existenz be-

530 Struck, Ernst: Krieg um Wasser? Die Konstruktion strategischer Raumbilder im Disput um die Wassernutzung an Euphrat und Tigris, in: Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser – Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004, S. 107–130, hier S. 107.

531 Riis, Thomas: Die Wasserversorgung von Damaskus und der Damaszener Güta, in: Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser – Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004, S. 61–75, hier S. 68. Vgl. auch Paczensky/Dünnebier, Kulturgeschichte des Essens und Trinkens, S. 228.

droht, sondern ungleich schwerere Auswirkungen auf die – stark von künstlicher Bewässerung abhängige – Landwirtschaft, also die Nahrungsmittelproduktion hat.⁵³² Andererseits spiegelt sich der hohe Stellenwert des Wassers auch in seiner symbolischen sowie innen- und außenpolitischen Relevanz. Thomas Riis äußert sich diesbezüglich über das Leben in Damaskus: „Eine Voraussetzung für das angenehme, gepflegte Leben ist der Zugang zum Wasser, das unbedingt (...) zur Verfügung stehen musste.“⁵³³ Die hohe Wertschätzung des Wassers wird in folgendem Rechtsstreit deutlich: Eine „Eisenbahngesellschaft durfte das Wasser nicht in Rohren durch das Gebiet einer Privatwohnung führen, weil deren Besitzer zwar kein Recht auf die Wassernutzung, dafür aber auf den Anblick des Wassers habe.“⁵³⁴ Weniger abstrakt zeichnet sich der Stellenwert des Wassers in der innenpolitischen Situation Marokkos ab:

„Nimmt man die Versorgung einer Region mit Wasser als eine Grundkonstante politischer Herrschaft und teilt man einen geographischen Raum entsprechend seiner Wasserversorgung in Gunstgebiete und Ungunstgebiete ein, so gehen mit dieser Dichotomie in Marokko zwei weitere Dichotomien direkt einher: eine Gegenüberstellung von Arabern und Berbern einerseits sowie von Sesshaften und Nichtsesshaften andererseits.“⁵³⁵

Die Versorgung der Bevölkerung mit Wasser weist also klare ethnische Differenzen auf, Wasser wird im Rahmen der Siedlungspolitik zum Machtinstrument.

Die außenpolitische Instrumentalisierung des Wassers – und damit die exponierte Stellung in der Nahrungskultur – legt Ernst Struck am Beispiel der Konstruktion geostrategischer Raumbilder dar. Struck beschreibt einführend, dass die Erschließung von Wasservorkommen, die Förderung und der Transport sowie die Nutzung und Verteilung von Wasser in den Nahoststaaten stets „eine

532 Dillen, Susanne von: Dürre im ländlichen Indien: Beiträge zur sozialgeographischen Naturrisikoforschung, in: Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser – Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004, S. 219–235, hier S. 219ff.

533 Riis, Damaskus (2004), S. 66.

534 Ebd. S. 68.

535 Reinfandt, Lucian: Orangenblüte als Vorbote des Untergangs? Zur Bedeutung des Wassers für die politische Geschichte Marokkos, in: Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser – Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004, S. 1–13, hier S. 9.

herausragende Stellung im gesellschaftlichen Leben eingenommen“ habe.⁵³⁶ Die Abhängigkeit der Region vom Flusssystem des Euphrat und Tigris zeigt sich etwa in der israelischen Bombardierung syrischer Wasserbauten im 6-Tage-Krieg 1967. „Der Krieg wurde auch zur Sicherstellung der Wasserversorgung geführt.“ Parallelen zieht Struck für die unmittelbare Gegenwart: „Heute bestehen große Ängste, dass die Palästinenser in einem autonomen Staat der israelischen Bevölkerung durch strategische Grundwasserentnahme ‚das Wasser abgraben‘ könnten.“⁵³⁷ Der Autor weist ferner die Bedeutung des Wassers und die Brisanz der Versorgungsfrage im Nahost-Konflikt anhand einer gezielten Konstruktion von Feindbildern nach. Er analysiert Wasservorkommen sowie strategische Wassernutzung und konstatiert, dass selbst friedliche und offenbar unbedenkliche energiewirtschaftliche Stauanlagen in der internationalen Presse als gezielt eingerichtete „Ökowaffen“ dargestellt werden.⁵³⁸

Kommt es zur Einschränkung von Verfügbarkeit und Qualität, so steigt der Stellenwert des Wassers in der jeweiligen Trinkkultur schnell drastisch. Beispiele lassen sich gleichermaßen für den europäischen Raum finden. Exemplarisch sei hier nur auf die Kriegstaktik des Brunnenvergiftens im Mittelalter verwiesen. „Insgesamt war die Angst auch in Friedenszeiten so groß, daß Gerüchte über Brunnenvergiftungen im Zuge des ersten Kreuzzuges 1096–99 und der ersten Pestwellen 1348/49 in Deutschland zu Judenpogromen führten.“⁵³⁹ Als Schlagadern der Gesellschaft waren die Brunnensysteme derart wichtig und empfindlich, dass interkulturell drastische Strafen vor negativen Eingriffen abschrecken sollten. Wurde die Verunreinigung durch das Waschen am Brunnen noch vergleichsweise harmlos mit Geldstrafen geahndet, ließ man sich hingegen bei gravierenderen Verstößen, insbesondere Vergiftungen, besser nicht fassen: „In Siena sollte man dafür 1265 lebendig gehäutet werden, auch in Kiel war die Todesstrafe vorgesehen, ebenso in Freiburg, hier explizit durch Ertränken.“⁵⁴⁰

Teuteberg hat in seinen Schlussbetrachtungen zum „Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung“ konstatiert, dass „das alles überschattende Problem des Hungers und der unzureichenden Ernährung in den Entwicklungsländern“ die Intensivierung der Nahrungsforschung zu Beginn

536 Struck, Krieg um Wasser (2004), S. 107.

537 Ebd. S. 109.

538 Vgl. ebd. S. 111–127.

539 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 340.

540 Schmid, Brunnengemeinschaften (1998), S. 577.

der 1970er Jahre „in erster Linie bewirkt“ habe.⁵⁴¹ Heute ist die Liste jener populären Medienbeiträge und Publikationen lang, die das „blaue Gold“ als wichtigste internationale Mangelware des 21. Jahrhunderts ausweisen und entsprechende Kriegsszenarien diskutieren.⁵⁴² „Frei und unbegrenzt verfügbares Gut ist Wasser schon lange nicht mehr, sondern knapper und umkämpfter Rohstoff.“⁵⁴³ Wissenschaftliche Studien zum Thema Wasser, insbesondere auch mit nahrungsethno-logischen Kontexten, stellen daher ein dringendes Desiderat für das sichere Verständnis tradierter Alltagskultur sowie komplexer wirtschaftspolitischer Zusammenhänge dar:

„Die Aufteilung (...) des Osmanischen Reiches zum Beginn des 20. Jh.s, war willkürlich und nahm keinerlei Rücksicht auf traditionelle sozialräumliche Strukturen oder Naturräume. Die neuen Territorialgrenzen, wie die türkisch-syrisch-irakische Grenze, zerschnitten den ‚Fruchtbaren Halbmond‘ und damit auch menschliche Lebensräume“. ⁵⁴⁴

Nur eine interdisziplinäre Betrachtung des Wassers als wichtigstes Grundnahrungsmittel kann mit Blick auf die Zukunft auch in Krisensituationen konflikt-hemmende Wirkung haben, indem ein Basiswissen zur Erarbeitung allgemein-verträglicher Optionen transparent gemacht wird. Die asiatisch-afrikanische Vergleichsstudie von Hübner und Richter kann dafür als gutes Beispiel angeführt werden; das Wasser-Symposium des IAKE hat seinerseits einen Teil dazu beigetragen.

2.4 Aspekte einer Kulturgeschichte des Mineralwassers

Mit diesem Kapitel wird nun von der bestehenden Argumentationslinie der Arbeit abgewichen, um den Mineralwasserkonsum als eine Sonderform des Wassertrinkens zu beschreiben. Die Berücksichtigung des Mineralwassers ergibt sich zwingend aus der Forschungsfrage: Der Stellenwert des Wasserkonsums ist

541 Teuteberg/Wiegelmann, Nahrungsgewohnheiten in der Industrialisierung (2005), S. 163.

542 Vgl. exemplarisch Barlow, Maude/Clark, Tony: Blaues Gold. Das globale Geschäft mit dem Wasser, Frankfurt a. M. 2003; Shiva, Vandana: Der Kampf um das blaue Gold. Ursachen und Folgen der Wasserverknappung, Zürich 2003; SZ vom 06.03.1998 („Der Lebensquell als Kriegsgrund“); SZ vom 21.03.1998 („Wenn Ankara den Hahn zudreht“); DZ vom 05.03.1998 („Kampf ums Wasser“).

543 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 350.

544 Struck, Krieg um Wasser (2004), S. 108.

im 19. und 20. Jahrhundert, vor allem in der Oberschicht, in besonderem Maße durch den Verzehr des Mineralwassers geprägt. Ohne die Kenntnis wesentlicher Aspekte einer Kulturgeschichte des Mineralwassers lässt sich die Entwicklung des Wasserkonsums seit der Nachkriegszeit und damit auch die gegenwärtige Ausprägung kaum nachvollziehen. Schließlich wurde auch der expandierende Mineralwassermarkt entscheidend von den Veränderungsfaktoren der Industrialisierung geprägt und eignet sich daher soziokulturellen Wandel sichtbar zu machen. Die gesamte Argumentation erfolgt unter besonderer Berücksichtigung der Mineralquelle zu Roisdorf, die im Untersuchungszeitraum grundsätzliche Entwicklungen des Mineralwassermarktes teilt und somit am regionalen Beispiel Wandlungsprozesse nachvollziehbar macht.

2.4.1 Mineralwasser in der regionalen Trinkkultur

Ausgehend von Beschaffenheit und Verfügbarkeit des Quellwassers wird unter Berücksichtigung nahrungsethnologischer Prämissen die Verwendung des Mineralwassers in medizinischen und elitären Zusammenhängen diskutiert. Die besondere Bedeutung des Getränks im 19. Jahrhundert und variierende Ausprägungen seines Konsums werden so transparent. Neben grundsätzlichen Entwicklungen muss insbesondere der prägende Einfluss des marktbeherrschenden Selterswassers Beachtung finden, welches trotz des Angebots lokaler Produkte auch in der Region Bonn konsumiert wurde. Abschließend wir das Mineralwasser aus Roisdorf und Godesberg fokussiert und die Bedeutungsebenen des Konsums auf die regionale Anwendung übertragen.

2.4.1.1 Dargebot und Bedeutung des Mineralwassers

Wasser ist nicht gleich Wasser – dies gilt insbesondere für Mineralwasser. Seit 1980 wird durch europäisches Recht einheitlich festgelegt, welche Kriterien aus „einfachem“ Wasser „wertvolles“ Mineralwasser machen. Vereinfacht ausgedrückt, muss letzteres bakteriologisch einwandfrei sein, einer natürlichen oder auch künstlich erschlossenen Quelle entspringen und zudem einen Gehalt an „Mineralien, Spurenelementen oder sonstigen Bestandteilen“ aufweisen.⁵⁴⁵ Manipulationen der Inhaltstoffe sind nur in geringem Umfang, etwa in Form der künstlichen Kohlensäureanreicherung oder -entnahme sowie dem Ausfällen von

545 Eisenbach; Mineralwasser (2004), S. 274.



Abb. 16: Wasser ist nicht gleich Wasser – Klassifizierungen und Richtlinien wandeln sich ebenfalls

nährungsphysiologische Wirkung vorgeschrieben.⁵⁴⁷ Letztere findet in der EG-Richtlinie hingegen eine Abmilderung zur „Kann-Bestimmung“. Medizinisch nachweisliche Wirksamkeit wird in Deutschland über das Arzneimittelgesetz ausschließlich für so genannte Heilwasser vorausgesetzt.

Das Mineralwasser des 19. Jahrhunderts hatte hingegen anderen Anforderungen zu entsprechen: Hier galt der Wert gelöster fester Bestandteile sowie eine ärztlich attestierte Heilwirkung für die wirtschaftliche Nutzung als entscheidend. Mineralwasser wurden gemäß ihrer spezifischen Zusammensetzung weiter klassifiziert, doch waren die Systeme des 19. Jahrhunderts uneinheitlich – meist entsprachen sie der vornehmlich chemisch oder medizinisch ausgerichteten Profession des jeweiligen Analytikers.⁵⁴⁸

In der dezentralen Versorgungslandschaft fanden sich diverse Brunnen, die aufgrund ihres erhöhten Kohlensäure- oder Mineralgehalts beliebt waren. Zudem gab es im Rheinland zahlreiche Quellen, die den Anwohnern häufig zur Trinkwasserversorgung dienten.⁵⁴⁹ Doch ausschließlich hochmineralisierte Quellen eigneten sich für eine wirtschaftliche Nutzung; nur ein hoher Kohlensäuregehalt oder eine hohe mineralische Zusammensetzung gewährleistete eine grundsätzliche Absatzchance. Neue Produkte wurden stets an den Qualitäten

546 Ebd. S. 274.

547 Vgl. Verordnung über natürliches Mineralwasser, Quellwasser und Tafelwasser vom 01. 08.1984, BGBl I 1984, 1036. Vgl. auch Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 275; <http://www.gerolsteiner.de/fileadmin/pub/img/mtv-03-03-03-aktuell.pdf> (Stand 02.03. 2006).

548 Vgl. exemplarisch Stucke, C.: Abhandlung von den Mineralquellen im Allgemeinen und Versuch einer Zusammenstellung von 880 der bekannten Minerealquellen und Salinen Deutschlands, der Schweiz und einiger angrenzender Länder, Köln 1831, S. 2f.

549 Vgl. Bluhme, Brunnenwasser [c1871/72], S. 240.

Eisen- oder Schwefelverbindungen, erlaubt. „Anders als bislang in Deutschland üblich, verlangt die EG-Richtlinie keinen bestimmten Mindestgehalt an Mineralien“.⁵⁴⁶ In der deutschen Tafelwasserverordnung von 1934, die inhaltlich erst mit der Überführung der europäischen Vorgaben in die nationale Mineral- und Tafelwasserverordnung von 1984 ihre Gültigkeit verlor, waren bislang sowohl ein Minimum von 1.000 Milligramm fester gelöster Bestandteile pro Liter Wasser als auch eine er-

vorgeschrieben.⁵⁴⁷ Letztere findet in der EG-Richtlinie hingegen eine Abmilderung zur „Kann-Bestimmung“. Medizinisch nachweisliche Wirksamkeit wird in Deutschland über das Arzneimittelgesetz ausschließlich für so genannte Heilwasser vorausgesetzt.

Das Mineralwasser des 19. Jahrhunderts hatte hingegen anderen Anforderungen zu entsprechen: Hier galt der Wert gelöster fester Bestandteile sowie eine ärztlich attestierte Heilwirkung für die wirtschaftliche Nutzung als entscheidend. Mineralwasser wurden gemäß ihrer spezifischen Zusammensetzung weiter klassifiziert, doch waren die Systeme des 19. Jahrhunderts uneinheitlich – meist entsprachen sie der vornehmlich chemisch oder medizinisch ausgerichteten Profession des jeweiligen Analytikers.⁵⁴⁸

In der dezentralen Versorgungslandschaft fanden sich diverse Brunnen, die aufgrund ihres erhöhten Kohlensäure- oder Mineralgehalts beliebt waren. Zudem gab es im Rheinland zahlreiche Quellen, die den Anwohnern häufig zur Trinkwasserversorgung dienten.⁵⁴⁹ Doch ausschließlich hochmineralisierte Quellen eigneten sich für eine wirtschaftliche Nutzung; nur ein hoher Kohlensäuregehalt oder eine hohe mineralische Zusammensetzung gewährleistete eine grundsätzliche Absatzchance. Neue Produkte wurden stets an den Qualitäten

etablierter Wasser gemessen, deren „traditionelle geographische Konzentration auf einige Gebiete *im Rheinland*, in Hessen, in Südwestdeutschland und im Harz“ verteilt war.⁵⁵⁰

Die Bedeutung des Mineralwassers unterschied sich im 19. Jahrhundert erheblich von jener des einfachen Brunnenwassers. Ganz entgegengesetzt zu diesem galt das Mineralwasser nicht als gewöhnliches Alltagsgetränk, welches schichtübergreifend zur Deckung des Flüssigkeitsbedarfs verzehrt wurde, sondern entsprach in seiner geringen Konsumtion eher einem Luxusprodukt und wurde überdies in medizinischen Kontexten als Arznei verabreicht.⁵⁵¹ Ausschließlich die Bevölkerung der Brunnenstandorte konnte im Vorzug stehen, den eigenen täglichen Wasserbedarf kostenfrei an der Quelle decken zu dürfen.⁵⁵² „Neueingeführte Nahrungsmittel gelten zunächst als Medizin oder als Delikatesse. Sie sinken erst später zur Nahrung, zur allgemeinen Durchschnittskost herab.“⁵⁵³ Nach Wiegelmanns Einschätzung handelt es sich dabei um eine Grundregel volkskundlicher Nahrungsfororschung, welche 1929 erstmals von Edmund O. Lippmann angewendet wurde. 1961 fand das nahrungsethnologische Konzept durch Annemarie Teepe-Wurmbach Übertragung auf die Etablierung von Gemüse, seit den 1990er Jahren wurde es in diversen Studien zu den Heißgetränken genutzt.⁵⁵⁴ Im vorliegenden Fall greift es jedoch nur teilweise: Zwar werden Mineralwasser in zeitgenössischen Konversationslexika als wirksame „Arzneikörper“ mit „enthaltenen Arzneistoffen (Salzen, Gasen)“ beschrieben⁵⁵⁵, tatsächlich waren sie im 19. Jahrhundert aber keine Nahrungsinnovationen, bevorzugter Verzehr des Quellwassers ist bereits seit der Antike belegt.⁵⁵⁶ Allerdings erkann-

550 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 275. Hervorhebung durch den Autor.

551 Vgl. ebd., S. 28ff. sowie S. 40ff.

552 Vgl. exemplarisch Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 108.

553 Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 4.

554 Vgl. Lippmann, Edmund O.: Geschichte des Zuckers seit den ältesten Zeiten bis zum Beginn der Zuckerrüben-Fabrikation, Berlin 1929; Teepe-Wurmbach, Annemarie: Kohl – Mus – Kraut. Wort- und sachkundliche Untersuchungen zur nordwestdeutschen Gemüse- und Obstbereitung, in: Westfälische Forschungen 14 (1961), S. 150–168.

555 Vgl. exemplarisch Stichwort „Mineralwässer“, in: Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 17. Bd., Leipzig/Wien 1897, S. 348–352, hier S. 350.

556 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 9ff. Ferner muss jedoch berücksichtigt werden, dass erst die industrielle Ausweitung des Marktes und verstärkte Kurortbildung Mineralwasser auf breiterer Ebene popularisierte, das Produkt gewissermaßen doch als Innovation bestimmte Bevölkerungskreise erreichte.

te auch Wiegelmann die Starre der Theorie und schlug eine Flexibilisierung zu einer Art „Faustregel“ vor. Die tendenzielle Gültigkeit sah er sprichwörtlich in der Ausnahme bestätigt: Als Gegenbeispiele führte er Aufstiegsprozesse (Honig) und parallele Entwicklungen (Kartoffel als Viehfutter und Delikatesse) auf. „Entscheidend ist, daß man sich beide Wandlungen nicht als gerade Linien vorstellt, sondern als ein wellenförmiges Auf und Ab.“⁵⁵⁷ Die jeweilige Ausprägung sah Wiegelmann von diversen Einflussfaktoren bestimmt, vornehmlich aber generelle Preisentwicklungen, Notzeiten und Kriege sowie neu eingeführte, alternative Produkte.

Das flexible Konzept Wiegelmanns lässt sich gut auf das Mineralwasser übertragen und in Anlehnung an vorstehende Ausführungen zum allgemeinen Wasserkonsum sogar konkretisieren: Demnach sind die Parameter Verfügbarkeit und Qualität als grundlegendste Regulationsmechanismen zu bezeichnen, die einer spezifischen Nahrungskultur konkrete Wertmuster aufprägen. In weiten Teilen Deutschlands stellte das Mineralwasser eine begehrte Mangelware dar, Preise waren entsprechend hoch, der Konsum fast ausschließlich in den Quellregionen beziehungsweise entlang wichtiger Handelsrouten möglich.⁵⁵⁸ In den Brunnenorten selbst, in denen die Einwohner gemäß gemeinem Recht meist uneingeschränkten Zugang zur Quelle hatten – also kein Mangel herrschte –, verwendete man das Wasser jedoch ganz gewöhnlich, selbst zu Kochzwecken.⁵⁵⁹ Ferner ist davon auszugehen, dass sich die Aufwertung des Mineralwassers aus seiner Differenzqualität zum gewöhnlichen Wasser speiste. Während dieses vor Einführung der Zentralversorgung erheblich durch Verunreinigungen belastet war, konnten derartige Qualitätsprobleme für das Quellwasser nur überaus selten festgestellt werden. Vorzüge des Mineralwassers waren also durchaus auch pragmatisch: Zum einen stellte es keine Gefährdung der menschlichen Gesundheit dar, zum anderen ergänzte es die in weiten Bevölkerungskreisen unzureichende Nährstoffzufuhr mittels seiner mineralischen Bestandteile.

2.4.1.2 Die Verbreitung von Selters und Co.

„Der Niederselterser Sauerbrunnen entwickelte sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum unangefochtenen Weltmarktführer

557 Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 4f.

558 Vgl. ebd. S. 46ff.

559 Vgl. Bischof, Gustav: Die Mineralquellen zu Roisdorf bei Alfter ohnweit Bonn, Bonn 1826, S. 38.

auf dem Mineral- und Heilwassersektor; zwischen 1775 und 1830 dürfte nahezu die Hälfte des in Deutschland verkauften Mineralwassers aus Niederselters gekommen sein.“⁵⁶⁰

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatte sich das Mineralwasser als europäische Luxusware hinreichend etabliert. Die frühe Versandtätigkeit von Brunnenorten wie Spa oder Pyrmont hatte zum Aufbau eines sicheren Vertriebsnetzes geführt – es gab Groß- und Einzelhändler, funktionierende Transportrouten und einen, zwar konjunkturell instabilen, doch steten Absatzmarkt für „dieses ausgesprochene Luxusgut“.⁵⁶¹ Die frühe Versandtätigkeit des Niederselterser Mineralbrunnens ist von entscheidender Bedeutung für die Expansion des internationalen Marktes. Während Mineralwasserkonsum noch maßgeblich in Kur- und Badeorten stattfand, Handel sich noch zaghaft entwickelte, erfolgte der Versand des Selterswassers bereits in großem Stil: Von 1720 bis 1730 verkaufte die frühe Großmanufaktur jährlich zwischen 200.000 und 300.000 Wasserkrüge, also drei bis fünf mal so viele als Roisdorf etwa 100 Jahre später absetzen konnte.⁵⁶² Durch moderne Marketingstrategien erschloss der Brunnenbetrieb im 18. Jahrhundert internationale Märkte und konnte damit einen breitflächigen Mineralwasserbedarf überhaupt erst generieren.

Die Basis des Erfolgs bildete 1581 die frühe balneologische Publikation „Neuw Wasserschatz“ des Jakob T. Tabernaemontanus, der die Quelle überaus positiv thematisierte und somit den Bekanntheitsgrad beträchtlich erhöhte. Die zweite noch weitaus bedeutsamere Anerkennung fand das Selterswasser in den Schriften eines berühmten zeitgenössischen Naturwissenschaftlers, dem Hofrat und Leibarzt des preußischen Königs – Friedrich Hoffmann (1660–1742).⁵⁶³ Die Strategie des Vertriebs wurde zweigleisig angelegt: Einerseits wandte man sich in gezielten Schreiben sowie per Zeitungsannoncen in zentralen Handelsknotenpunkten direkt an Händler, Apotheker und Endverbraucher, andererseits versuchte man unter hohen finanziellen Unkosten namhafte Ärzte und Chemiker als Autoren für Brunnenschriften zu gewinnen und schickte letztere zusammen mit umfangreichen „Proben“ an weitere Ärzte, Professoren und Apotheker (etc.), die wiederum als Multiplikatoren fungierten.⁵⁶⁴ Schließlich sicherte sich die kurtrierische Hofkammer „vertraglich eine Einflussnahme auf die Verkaufspreise des

560 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 51.

561 Ebd. S. 51.

562 Vgl. ebd. S. 53; Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 387.

563 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 62f.

564 Vgl. ebd. S. 64.

Brunnenpächters“ und drückte diese so langfristig unter jene der ebenfalls populären Konkurrenzprodukte.⁵⁶⁵ 1865 setzte der Betrieb erstmals über drei Millionen Krüge ab, was einer saisonalen Tageskapazität von über 20.000 Füllungen entspricht. Die anfallende Arbeit musste dabei ohne „maschinelle Hilfsmittel“ in manufaktureller Handarbeit erfolgen.⁵⁶⁶ Abbildung 17 gibt einen Überblick über einzelne zeitgenössische Arbeitsschritte an der Quelle.⁵⁶⁷



Abb. 17: Der Niederselterser Brunnenbetrieb um 1850

Die Marktbeherrschung durch die Seltersquelle war derart gravierend, dass „Selters“ zum Synonym für Mineralwasser avancierte; laut Harless wurde im frühen 19. Jahrhundert „jedes ähnliche, wenn auch viel schwächere, Sauerwasser als Selterswasser verlangt, verkauft, und getrunken“. Weiter waren ihm „Belege zu dieser Synonymik bekannt, wo selbst die Umwohner von Säuerlingen, die ihren eigenen Namen führten, dieselben gleichwohl auch als Selterswasser tranken.“⁵⁶⁸ Auch im Ausland setzte sich die Bezeichnung „Selters“ für Mineralwasserprodukte durch. In Frankreich orderte man „Eau de Seltz“; populäre englische Übersetzer (zum Beispiel „Oxford English Dictionary“) führten die Bezeichnungen „Seltzer“ oder auch „Seltzerwater“.⁵⁶⁹ Selterswasser kann somit als Pionier im internationalen Handel bezeichnet werden. Historische Quellen lassen daher nicht immer eine sichere Aussage zu, ob tatsächlich Selters- oder aber ein anderes Mineralwasser getrunken wurde. Grundsätzlich ist der Verkauf

565 Brinkmann, Steinzeugflaschen (1991), S. 84.

566 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 58. Vgl. auch Abb. 5.

567 Vgl. Abb. 17.

568 Harless, Christian F.: Die vorzüglichen salinischen und eisenhaltigen Gesundbrunnen im Grossherzogtum Niederrhein, insbesondere die Mineralquellen zu Roisdorf, Heppingen, Tönnesstein, Heilbrunnen und zu Godesberg. Nebst einem Ueberblick über die bedeutenderen und heilkraftigen Mineralquellen in der Eifel, sodann am rechten Ufer des Mittelrheins, und auf dem Hunsrücken, Hamm 1826, S. 6.

569 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 51.

ins Rheinland jedoch mehrfach belegt – nicht selten hinterließen Rechtsstreitigkeiten archivalische Zeugnisse über die Einfuhr der Ware.⁵⁷⁰

Im 19. Jahrhundert setzte in Folge der fortschreitenden Industriellen Revolution ein Ausbau der Marktbeziehungen ein, allmählich stieg auch in Deutschland der Wohlstand. Damit mehrten sich für den Handel mit Mineralwasser Abnehmer in der gehobenen Mittelschicht, was den etablierten Brunnenunternehmen weitere Konkurrenz bescherte.⁵⁷¹ In ganz Deutschland drängten Versandbetriebe auf den Markt, welche bislang wenig bekannt und unbedeutend waren. Im Gebiet des Mittelrheins und der Eifel partizipierten fortan zahlreiche Betriebe am Gesamtabssatz und leiteten damit eine drastische Preisminderung in der Region ein.⁵⁷² Entscheidend blieben dennoch die Transportkosten: Während „die Großherzogin der Toskana für 600 ganze Krüge [Selters] einen Betrag von 697 Gulden und 58 Kreuzer, wovon 631 Gulden und 32 Kreuzer auf Frachtkosten entfielen“, bezahlte⁵⁷³, ließen sich die regionalen Produkte vergleichsweise zu Tiefstpreisen erwerben. In Köln konnte man Mitte des 19. Jahrhunderts „das Wasser der nahegelegenen Brunnen des Ahrtales für 2 bis 3 Silbergroschen erhalten, während man für die böhmischen Mineralwasser 9 bis 10 Sgr. bezahlen musste.“⁵⁷⁴ Besserungen setzten erst in Folge der so genannten „Transportrevolution“ ein, als in der zweiten Jahrhunderthälfte ein beschleunigter Ausbau des Eisenbahnnetzes erfolgte und auch der internationale Markt vom Ausbau der Hochseeflotte profitierte.⁵⁷⁵

Entwicklungen verliefen aber selten linear: Wirtschaftliche und politische Krisen wirkten sich immer wieder auf die Marktsituation aus. Für das Rheinland waren die Umbrüche in Folge der französischen Besatzung 1794 und 1814/15 besonders gravierend, da sich der Handel im Kontext variierender Zollgrenzen wiederholt alternative Absatzmärkte erschließen musste und Plünderungen die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Region insgesamt schwächten.⁵⁷⁶

570 Vgl. HSAD Bestand Regierung Köln 1309. Zitiert nach Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 388.

571 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 77–113.

572 Vgl. dazu Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 67.

573 Ebd. S. 55.

574 Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 397.

575 Vgl. Tolksdorf, Nahrungsforschung (2001), S. 245; Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 65.

576 Janssen, Rheinische Geschichte (1997), S. 268.

Über die tatsächliche Versorgungssituation in Bonn lässt sich nur wenig sagen: Die Preisliste einer Kölner Mineralwasserhandlung der 1860er Jahre – geführt von Wilhelm Custor, Pächter des Roisdorfer Brunnens seit 1876 – liefert einen Überblick über die zeitgenössischen Preise und das Verkaufsspektrum an Mineralwasser: Custor konnte insgesamt 40 verschiedene Produkte zu Preisen von zwei bis zehn Silbergroschen anbieten.⁵⁷⁷ Da sowohl Köln als auch Bonn vom Rhein als wichtigstem Versorgungsweg profitierten und der Schiffversand deutlich günstiger als der Überlandtransport war, lässt sich ein ähnliches Angebot auch für den Bonner Raum annehmen.⁵⁷⁸

Trotz der Zunahme des Angebots kam es immer wieder zu Lieferengpässen, so dass Versuche zur künstlichen Herstellung des Mineralwassers intensiviert wurden, „um die Nachfrage nach Heilwasser zu decken.“⁵⁷⁹ Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stellten sich endlich die nötigen Erfolge in der Bestimmung chemischer Zusammensetzungen ein, die künstliche Nachbildungen ermöglichten.⁵⁸⁰ Zunehmend genauere Analysemethoden waren dafür eine maßgebliche Voraussetzung. Erfolge gingen auf Personen wie Justus von Liebig und Karl Fresenius zurück, die nicht nur zentrale Impulse zur Etablierung der Chemie als akademische Disziplin gaben, sondern selbst zahlreiche Analysen von Mineralwasser vornahmen und über diese Forschungen publizierten.⁵⁸¹

„Um 1820 standen den Mineralwasserfabrikanten Kohlensäureentwickler, Gas-Waschvorrichtung, Misch- und Imprägniergefäße, Kohlensäurepumpen und Abfüllapparate zur Verfügung. Die technischen Voraussetzungen für eine Mineralwasserproduktion im industriellen Maßstab waren vorhanden.“⁵⁸²

Die erste Mineralwasseranstalt, welche ausschließlich künstliche Imitationen ausschenkte und diese auch selbst herstellte, geht auf den Arzt und Apotheker Friedrich A. Struve zurück und wurde 1821 in Dresden eröffnet.⁵⁸³ In Köln ging 1842 die erste entsprechende Anlage in Betrieb, 1849 folgte aufgrund der posi-

577 Vgl. Abbildung (ohne Nr.) in Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 396.

578 Vgl. StABohe 137.

579 Brinkmann, Bernd: Die künstliche Mineralwasser- und Badeanstalt in Köln, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Wasserlust. Mineralquellen und Heilbäder im Rheinland, Köln 1991, S. 154–161, hier S. 154.

580 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 115.

581 Vgl. Ebd. S. 121.

582 Ebd. S. 128.

583 Vgl. „Stichwort Mineralwässer“, in: Meyers Konversations-Lexikon (1897), S. 350.

ven Entwicklung eine zweite.⁵⁸⁴ Aus medizinischer Sicht sollten jene Einrichtungen die Qualitätseinbußen der Heilwasser während des Transports umgehen – beklagt wurde vor allem der Kohlensäureverlust, nicht zuletzt von Johann Wolfgang von Goethe. Der berühmte Kunde schrieb 1820 an einen Marienbader Kurarzt:

„Der Ruf des Wassers hat sich auch schon bis zu uns verbreitet, es ist in unserer Gegend zu haben, ich bediene mich desselben zur Nachcur und habe mehrere Freunde dazu aufgemuntert. Dabey will ich jedoch eine Bemerkung machen, daß unter zehn kleinen Krügen, die ich eröffnet, sich zwey gefunden, wo das Wasser sehr trüb war und einen häufigen Bodensatz zeigte; wahrscheinlich liegt es an den Propfen, durch den das heilsame Gas entweicht. Ich mache diese Bemerkung mit der Bitte, alle Aufmerksamkeit zu verwenden, damit ein so erprobtes Heilmittel nicht durch einen so kleinen Umstand an seinem Credit verliere.“⁵⁸⁵

Primäres Ziel der Industrie für künstliches Mineralwasser war hingegen die Popularisierung des Getränks, sprich die Erschließung breiterer Abnehmerkreise – man bewarb entsprechend den Vorteil für finanziell weniger begünstigte Personen, eine Kur vor Ort aufnehmen zu können.⁵⁸⁶ Zwar setzte sich dieser Anspruch tatsächlich durch – von den 251 Kölner „Kurgästen“ im Jahre 1856 kamen 216 aus der eigenen Stadt –, doch stellte der industrielle Versand bald auch für die künstliche Mineralwasserherstellung den bedeutenderen Absatzmarkt dar.⁵⁸⁷ So kam es erneut zur Preisreduktion: „In allen einigermaßen bedeutenden Ortschaften Westphalens und der Rheinprovinz werden bedeutende Agenturen unterhalten, welche in Stand gesetzt sind, die künstlichen Wasser zu geringeren Preisen anzubieten, als für die natürlichen gefordert werden.“⁵⁸⁸ Der Versand stieg, der Kurbetrieb blieb unbedeutend. Wenngleich letzterer zwar im Herzen einer großen Stadt gewisse Vorteile biete, so ein Kölner Arzt 1831, war doch die dominante Meinung, „daß eine Abwechslung des Aufenthaltsortes, der Luft, der Gegend, der Lebensart, eine Ausspannung und Entfernung von allen Geschäften, die Reise, Zerstreuung u.s.w.“ für den Erfolg einer Kur von größter Bedeutung

584 Vgl. Brinkmann, Mineralwasser- und Badeanstalt (1991), S. 154, 157.

585 Zitiert nach Krízek, Heilbad (1990), S. 145.

586 Vgl. HSAD Bestand Regierung Köln 1316. Zitiert nach Brinkmann, Mineralwasser- und Badeanstalt (1991), S. 154.

587 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 186f.

588 HSAD Bestand Regierung Köln 1316. Zitiert nach Brinkmann, Mineralwasser- und Badeanstalt (1991), S. 156.

seien.⁵⁸⁹ Die erste Kölner Anstalt schloss im Jahre 1895. Insgesamt nahm die Produktion künstlichen Mineralwassers in Deutschland jedoch starken Aufschwung und überflügelte bald, besonders in quellfernen Stadtgebieten, die Absatzzahlen der Brunnenbetriebe. „Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts Berlin zu einer Millionenstadt heranwuchs, entstand hier der größte deutsche Markt für künstliche Mineralwasser, auf den etwa ein Drittel des deutschen Verbrauchs entfiel.“⁵⁹⁰



Abb. 18: Harter Konkurrenzkampf bestimmte den Mineralwassermarkt des späten 19. Jahrhunderts

Aufgrund eines stetig wachsenden Angebots sanken die Preise weiter, so dass die Industrie künstlicher Wasser und die traditionellen Brunnenbetriebe zwar weitestgehend verschiedene Käuferschichten bedienten, Mineralwasser insgesamt aber in weiten Bevölkerungsteilen populär wurde.⁵⁹¹

Die Industrialisierung des Versands in den Brunnenbetrieben, erheblich verbesserte Verkehrs- und damit Transportbedingungen sowie „der ruinöse Wettbewerb“ unter den einzelnen Marken senkten die Preise der natürlichen Mineralwasser im frühen 20. Jahrhundert beträchtlich, so dass einerseits die künstliche Herstellung um die 1920er Jahre an Boden verlor, andererseits das natürliche Produkt allmählich massentauglich wurde.⁵⁹²

2.4.1.3 Wasser zwischen Arznei und Delikatesse: Der regionale Konsum des Mineralwassers aus Roisdorf und Godesberg

Mineralisches Quellwasser gehörte in Roisdorf und Godesberg schichtübergreifend zu den Alltagsgetränken der Bevölkerung. Mit der Dissertation des Duisburger Mediziners Franz W. Kauhlen liegt für das Jahr 1774 ein erster Nachweis über die gemeinsame Nutzung der Roisdorfer Quelle, welche sich bereits seit dem

589 Stucke, Abhandlung von den Mineralquellen (1831), S. 58.

590 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 186.

591 Ebd. S. 187.

592 Vgl. ebd. S. 187, 189. Inwieweit die abweichenden affektiven Besetzungen der Produkte und entsprechende Konnotationen (Modernität/Aufschwung vs. Reinheit/Natur) in diesem Prozess ebenfalls relevant waren, kann hier nicht abschließend geklärt werden.

16. Jahrhundert in Besitz der Adelsfamilie Salm-Reifferscheidt befand, vor.⁵⁹³ Weitere Quellen belegen die Kontinuität im 19. Jahrhundert. Aus Veltens Medizinaltopographie geht hervor, dass in den Sommermonaten das Godesberger und Roisdorfer Mineralwasser ein beliebtes Erfrischungsgetränk der Einwohner war.⁵⁹⁴ Diese sahen die Nutzung der Quellen inzwischen als gemeinschaftliches Grundrecht an, was in folgendem Beispiel deutlich wird: Im Jahre 1844 warf der Roisdorfer Brunnenverwalter Hons den ansässigen Sandkrämern eine unerlaubt gewerbliche Nutzung des Quellwassers vor und ließ den Brunnen für die Öffentlichkeit sperren.⁵⁹⁵ Die Bevölkerung ergab sich dieser Fügung allerdings nicht – es kam zur so genannten Mineralwasserrevolte. Aus einem Brief des Roisdorfer Ortsvorstehers Tönnessen an den Alfterer Gemeinderat Rech vom 24. Juni 1844 geht hervor, dass die Einwohner ihre „Rechte am Brunnen“ mittels dortiger Versammlung durchsetzen wollten.⁵⁹⁶ Weiter lässt sich schließen, dass auch in Alfter das Mineralwasser kostenfrei konsumiert wurde, denn Rech wird – mit der Bitte um Werbung weiterer Männer – aufgefordert, ebenfalls für das gemeine Recht einzustehen. Der Brunnenverwalter musste nach gescheitertem Bestechungsversuch – „er wollte einige Flaschen Schabangel [Champagner] zum besten geben“ – den Forderungen der Einwohner nachgeben; eine gewalttätige Auseinandersetzung ist indes nicht aktenkundig geworden.⁵⁹⁷ Mit der Einführung einer öffentlichen Versorgung um 1890 wurde die Wasserentnahme für den Hausgebrauch allmählich eingestellt. „Die allgemeine Wasserentnahme zum

593 Vgl. Kauhlen, Franz W.: *Dissertatio Inauguralis Medica in aqua Proponitur Examen Fontis Mineralis Soterii Roisdorffensis Prope Bonnam*, Duisburg 1774. Bezuglich der Besitzverhältnisse des Brunnens vgl. Brinkmann, *Mineralwasserversand* (1985), S. 384. Aus einem Schriftstück Helmut Zerletts geht hervor, dass sich die Quelle bereits seit 1445 im Besitz der Familie befand. Dazu verweist er auf die „Sankt Clara Akten, Historisches Archiv der Stadt Köln“. Vgl. hier StABohe 142. Zerlett war Standesbeamter in Roisdorf und führte intensive heimatkundliche Recherchen zum lokalen Brunnen durch, wozu er auch das inzwischen nicht mehr öffentlich zugängliche Privatarchiv der Familie Salm-Dyck ausgiebig konsultierte. Zerletts Materialien können im Bornheimer Stadtarchiv (StABohe) als „Sammlung Zerlett“ eingesehen werden. Darin befinden sich neben den persönlichen Ausführungen des Autors zahlreiche Transkriptionen und Kopien von Originalquellen. Insofern im Bornheimer Stadtarchiv vermerkt, wird nachfolgend zusätzlich die Signatur des Archivs Salm Dyck (ASD) angegeben.

594 Vgl. Körschner, *Topographie Bonn* (1988), S. 108f.

595 Vgl. StABohe 142.

596 Brief vom 24.06.1844, in Privatbesitz der Familie Rech (Roisdorf).

597 Vgl. ebd. Vgl. auch StABohe 142.

Trinken in beliebiger Menge ist noch heute Jedermann gestattet“, so Norbert Zerlett 1963.⁵⁹⁸

Gemeindepumpen entstanden in Roisdorf zwar erst in den 1830er Jahren, doch muss davon ausgegangen werden, dass vornehmlich die direkte Nachbarschaft der Quelle von der bevorzugten Versorgung in quantitativ herausragendem Maße profitierte. Insbesondere im ländlichen Umfeld dürfte der Aufwand zur Beschaffung größerer Wassermengen aus dem Mineralbrunnen unwirtschaftlich gewesen sein, eine primäre Nutzung von privaten Grundwasserbrunnen ist also anzunehmen. Grundsätzlich muss die Entnahme des Roisdorfer Mineralwassers den Anwohnern aber in ausreichender Quantität gestattet gewesen sein: Aus der Schrift Kauhlens und auch aus einer Publikation des Bonner Chemikers Gustav Bischof geht hervor, dass das Quellwasser aufgrund des Härtegrades bevorzugt zum Kochen verwendet wurde.⁵⁹⁹

Die Trinkgewohnheiten in den Brunnenorten dürfen jedoch keinesfalls generalisiert werden: Der Konsum des Mineralwassers gestaltete sich bereits auf regionaler Ebene vollkommen entgegengesetzt. Wie bereits dargelegt, wurde es einerseits als Luxusprodukt konsumiert, andererseits als Arznei verabreicht – Mineralwasser war teuer und daher nicht für den Alltagsgebrauch breiter Bevölkerungsschichten geeignet.

Die medizinische Anwendung des Roisdorfer Mineralwassers wird in Kauhlens Dissertation erstmals nachweislich thematisiert. Auch in Friedrich Ch. G. Scheidemandels „Anleitung zum vernünftigen Gebrauch aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands“ von 1792 werden die Roisdorfer und Godesberger Quellen in einen medizinischen Kontext gestellt.⁶⁰⁰ Für das Jahr 1826 liegt „eine größere Zahl Gutachten vor, und zwar von Harless, Ennemoser, Nasse, v. Walter, Velten, Wolff und Bischof“.⁶⁰¹ Eine Sammlung dieser medizinischen Befunde wurde in Bischofs physikalisch-chemischer Studie zum Roisdorfer Brunnen publiziert.⁶⁰² Weitere Schriften erschienen unabhängig davon.⁶⁰³ Die versammel-

598 StABohe 142.

599 Vgl. Bischof, Roisdorf (1826), S. 38.

600 Scheidemandel, Friedrich Ch.G.: Anleitung zum vernünftigen Gebrauch aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschland's, deren Bestandtheile bekannt sind, Gotha 1792.

601 Schenk, Erwin: Die Roisdorfer Mineralquellen, in: Decheniana 108 (1956), S. 197–224, S. 199.

602 Vgl. Bischof, Roisdorf (1826), S. 112–127.

603 Vgl. Harless, Gesundbrunnen (1826); Körtschner, Topographie Bonn (1988), S. 106ff.

te Ärzteschaft skizziert breitflächige Anwendungsgebiete des Wassers als Arznei, zum Teil werden exemplarische Krankengeschichten aus eigener regionaler Praxis angeführt. Spezifische Anwendungsgebiete lassen sich in den unterschiedlichen Darlegungen kaum, allenfalls für „Unterleibserkrankungen“ – hier Verdauungs- und „Hämorrhoidalbeschwerden“ – sowie Lungen- und Bronchialleiden, eingrenzen.⁶⁰⁴ Sie spiegeln die medizinisch dominante Lehrmeinung des frühen 19. Jahrhunderts, in der dem Mineralwasser multiple Heilfunktion zugeschrieben wurde, ohne aber konkrete Wirkweisen anführen zu können. Chemische Analysen vermochten längst nicht alle Inhaltsstoffe zu fassen, es wurden sogar vollkommen neue Elemente entdeckt – so Cäsium und Rubidium 1860/61 durch Bunsen und Kirchhoff.⁶⁰⁵ Obwohl also theoretische Erklärungen fehlten, verbuchten die praktischen Ärzte in der medizinischen Therapie mittels Mineralwasser Erfolge. Aus nahrungsethnologischer Perspektive lässt sich ein weiterer Baustein der Kategorisierung Teutebergs anwenden: Man war von der Heilkraft des Mineralwassers allgemein überzeugt, so dass sein Verzehr als „Sicherheitsprodukt“ bereits psychische Auswirkungen auf das Wohl des Konsumenten haben konnte – Mineralwasser gewährte „emotionale Sicherheit“.⁶⁰⁶

Bischofs Untersuchung wurde „durch den dermaligen Hrn. [Herrn] Unternehmer veranlasst“, seine Publikation wirkt – ebenso die medizinischen Gutachten – überzogen positiv und trägt aus gegenwärtiger Sicht den Charakter einer Werbeschrift. Diese Art der Darstellung entsprach zwar durchaus den zeitgenössischen Untersuchungen vieler Mineralquellen, doch gab es insbesondere im therapeutischen Bereich auch kritische Stimmen. Eine medizinische Opposition versuchte den Einsatz bestimmter Wassermarken auf konkrete Beschwerden zu beschränken, proklamierte gar negative Auswirkungen eines universellen therapeutischen Einsatzes. „Die chemischen, festen und flüssigen Bestandtheile des Wassers haben (...) den entscheidendsten Einfluß auf seine Wirkung; kein Zweifel also, daß das Wasser schaden kann durch seine Qualität.“⁶⁰⁷ Allerdings muss in diesem Kontext die enge Verflechtung wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Motive berücksichtigt werden: So wurden medizinische und chemische Gutachten von den Brunnenbetreibern stets planmäßig eingeworben

604 Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 112–127. Eine Wiedergabe ist im Einzelnen aufgrund des Umfangs weder im Fließtext noch in den Fußnoten möglich. Der interessierte Leser sei also auf die angeführte Originalquelle verwiesen.

605 Vgl. Krízek, Heilbad (1990), S. 120.

606 Vgl. Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986), S. 7.

607 Stucke, Abhandlung von den Mineralquellen (1831), S. 41.

und als Initialzündungen für Versand und regionalen (Kur-)Tourismus genutzt.⁶⁰⁸ Zudem versuchten Ärzte die Trinkkuren stärker in ihren Kompetenzbereich zu ziehen. Kurart und -länge „muss natürlich dem Ermessen des berathenden Arztes überlassen bleiben.“⁶⁰⁹

Weitere Gutachten für Roisdorf wurden 1876 durch Freytag – abermals im Auftrag eines neuen Pächters –, 1901 durch Schumacher sowie 1928 und 1941 durch Fresenius ausgestellt.⁶¹⁰ Es muss davon ausgegangen werden, dass die ärztlichen Atteste der Heilwirkung von besonderer Bedeutung für die Vermarktung der unterschiedlichen Mineralwasser war. So liegen noch für die 1920er und 30er Jahre Werbematerialien des Brunnenbetriebs vor, in denen mit Bezug auf die „berühmten“ Analysen die Heilwirkung des Mineralwassers bestätigt werden sollte.⁶¹¹

Für die Popularisierung des Mineralwassers war auch die Temperenzbewegung und mit ihr ein Aufschwung balneologischer Literatur verantwortlich. Die grundsätzliche Dialektik in der Organisation und Verarbeitung menschlichen Wissens führte über die spezifische Anti-Alkoholbewegung indirekt zur Aufwertung des Wassers. In einer zeitgenössischen Publikation hieß es entsprechend: „Das Wasser ist das natürlichste Getränk. (...) Alle übrigen Flüssigkeiten, die der Mensch sich einflößt, sind nur schmerzlindernde Mittel.“⁶¹² Im internationalen Ausland steigerte sich die öffentliche Ablehnung des Alkohols bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts drastisch und führte abseits staatlich-steuerlicher Regulation zum Teil zu rigorosen Verboten. Die „Prohibition“ in den USA hatte allerdings stark negative Auswirkungen, indem sich vor allem die organisierte Kriminalität – Schmuggel und Schwarzmarkt – ausdehnte.⁶¹³ In Deutschland wurde die Bewegung insbesondere durch Vereine getragen, die in medialen Kampagnen zur Mäßigkeit aufriefen.⁶¹⁴ Aufgrund „des weitgehenden

608 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 101.

609 Vgl. Harless, Gesundbrunnen (1826), S. 3.

610 Die Vornamen sind leider nicht übermittelt: Es handelte sich 1876 um M. Freytag, 1928 um R. und L. Fresenius, für das Jahr 1928 liegen keine Initialen vor. Vgl. Schenk, Roisdorfer Mineralquellen (1956), S. 199. Vgl. auch StABohe 142; Schumacher, Th.: Roisdorfer Mineralquelle. Ihre Bestandteile und Heilkräfte, Bonn 1902.

611 Vgl. StABohe 139, 142.

612 Brillat-Savarin, J.A.: Physiologie des Geschmacks, Braunschweig 1888. Zitiert nach Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 347.

613 Vgl. Paczensky/Dünnebier, Kulturgeschichte des Essens und Trinkens (1994), S. 224f.

614 Vgl. exemplarisch Tappe, Alkoholkultur (1994), S. 281–364; Hirschfelder, Alkoholkonsum Aachen (2004), S. 256–271.

Scheiterns der Temperenzbewegung im Rheinland“ darf der Einfluss auf den (Mineral-)Wasserkonsum in der Region Bonn jedoch nicht zu hoch eingeschätzt werden.⁶¹⁵ Gleichwohl erfuhren Trinkkuren neuen Aufschwung. Der medizinische Wert bestimmter Quellwasser wird somit bis in die Gegenwart – häufig auch mit Rückgriff auf populäre Anwendungen (etwa Kneipp) – vertreten.⁶¹⁶ Einerseits sind die Anwendungsgebiete heute jedoch deutlich differenzierter, Therapien erfolgen eher im Rahmen homöopathischer Behandlung und im Kurbetrieb; Heilerfolge werden inzwischen durch medikamentöse Therapien deutlich leichter erzielt und von der Schulmedizin daher bevorzugt.⁶¹⁷



Abb. 19: Arznei für die Seele – einst als Mittel gegen „Melancholie“, heute „Wellness“-Garant

Andererseits weiten sich Heilsvorstellungen verstärkt auch auf moderne Problembereiche aus, so dass zunehmend auch Linderung so genannter Zivilisationskrankheiten, also auch psychischer Leiden, erhofft wird. Dies schlägt sich etwa in der Konjunktur entsprechender Produkte nieder – so vertreibt der Roisdorfer Brunnen derzeit das „Roisdorfer Wellness“.⁶¹⁸ In diesem Kontext bleibt jedoch zu bemerken, dass bereits im frühen 19. Jahrhundert Mineralwasseranwendungen gegen Melancholie verschrieben wurden.⁶¹⁹

Heute erfolgt eine strikte gesetzliche Trennung von Mineral- und Heilwasser,

letzteres darf als Arzneimittel nur vom Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) zugelassen werden, nur hier wird ein ernährungsphysiologischer Effekt nachweislich gefordert.⁶²⁰ Während Heilwasser noch heute

615 Hirschfelder, Wassertrinken (1998), S. 349.

616 Vgl. exemplarisch Groh, Walter: Gesund durch Wasseranwendungen. Wasser und Wärme als Gesundheitsfaktoren, Bonn 1963.

617 Vgl. Krízek, Heilbad (1990), S. 224.

618 Vgl. „Artikelliste“ vom 23.11.2005 sowie Werbevorlage „Roisdorfer Wellness“ 2005, beides in Firmenbesitz der Artus Mineralquellen GmbH, der derzeitigen Firmengruppe der Roisdorfer Quelle. Vgl. auch Abb. 6.

619 Vgl. Bischof, Roisdorf (1826), S. 116.

620 Vgl. <http://www.bfarm.de/de/index.php> (Stand 18.02.2006).

Absatz über Apotheken findet, wurde im 19. und frühen 20. Jahrhundert Mineralwasser allgemein über diese vertrieben – worin sich bereits der medizinische Gebrauch des Mineralwassers spiegelt. Nur als Arznei konnten die teuren Produkte auch im gehobenen Mittelstand platziert werden.⁶²¹ Apotheken hielten häufig eine große Bandbreite an Markenwasser, zum Teil aber auch unbekanntere regionale Produkte bereit.⁶²² Zudem ließen sich im 19. Jahrhundert auch diverse Zutaten zur künstlichen Mineralwasserherstellung beziehen, die zumindest den medizinischen Konsum auch in breiteren Bevölkerungskreisen ermöglichten.⁶²³ Von einer sozial schrankenlosen Versorgung der Kranken mit Mineralwasser kann indes keine Rede sein: Einen Arzt zu konsultieren und verschriebene Medikamente zu bezahlen war für einen Großteil der Bevölkerung finanziell kaum möglich – man wandte sich stattdessen an Wundärzte und Heiler, die jedoch kaum mit Mineralwasser therapierten.⁶²⁴

Es bleibt also festzuhalten, dass namhafte Bonner Mediziner sowohl in ihrer praktischen Tätigkeit Mineralwasser als Arznei einsetzten als auch theoretische Abhandlungen zur Popularisierung des natürlichen Heilmittels im Allgemeinen, beziehungsweise der Wirksamkeit regionaler Marken, verfassten. Der medizinische Konsum gestaltete sich maßgeblich in der gehobenen Mittel- und Oberschicht, ärmere Bevölkerungsteile hatten nicht zuletzt aufgrund einer unzureichenden medizinisch-akademischen Versorgung nur sehr bedingt Zugang zu Mineralwasser.

Die Anwendung des Mineralwassers erfolgte vor allem im Kurbetrieb: Kur- und Badeorte waren „luxuriöse, sommerliche“ Aufenthaltsorte der oberen Gesellschaftsschichten.⁶²⁵ Die Ausrichtung auf eine gehobene Kundschaft spiegelt sich bereits in den ausführlichen Überlegungen zum Ausbau Roisdorfs zum Kurort, welche 1826 von Harless dargelegt wurden. Er spricht sich etwa für „eine Anzahl freundlicher und anständig meublierter Wohnzimmer“ aus, wobei auch ein

621 Vgl. Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 397.

622 Vgl. exemplarisch ebd. S. 396f. Krízek, Heilbad (1990), S. 146.

623 Vgl. Krízek, Heilbad (1990), S. 148.

624 Medizinische Versorgung war weitestgehend unerschwinglich. Allerdings wurden die notwendigsten Aufwendungen zum Teil von der städtischen Armenpflege übernommen. Vgl. dazu Höroldt, Bonn im Vormärz (1989), S. 129ff.

625 Murken, Axel H.: Die lange Tradition der Badekuren. Zur Geschichte der Mineral- und Thermalbäder, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Wasserlust. Mineralquellen und Heilbäder im Rheinland, Köln 1991, S. 10–35, hier S. 31.

„Conversations-“ und Billardzimmer nicht fehlen sollte.⁶²⁶ Kurorte wurden aus unterschiedlichen Gründen besucht: Zwar sollten hier vornehmlich diverse Krankheiten und Leiden kuriert werden, doch muss der Besuch gleichfalls im Kontext romantischer Naturbegeisterung und damit als Ausdruck eines zeitgenössischen Lebensgefühls sowie hinsichtlich seines Erlebnis- und Prestigewertes betrachtet werden. „Das Zusammentreffen von zahlreichen prominenten Persönlichkeiten und das im Vergleich zum offiziellen diplomatischen Verkehr gelösterne Kurleben bot vielfältige Gelegenheit, politische, wirtschaftliche oder militärische Nachrichten zu erlangen.“⁶²⁷ Die Verzehrsituation war demnach für den Konsum von übergeordneter Bedeutung. Vladimir Krízek hat darauf hingewiesen, dass die „starken Quellen, das milde Klima“ und die guten Ärzte „häufig nur als Vorwand, sich für einige Wochen zu amüsieren“ dienten.⁶²⁸ Hirschfelder spricht in diesem Kontext sogar von verbreiteten Alkoholexzessen in den Brunnenorten.⁶²⁹

Der Mineralwasserkonsum kanalisierte also neben der therapeutischen Relevanz ein Prestigestreben der Oberschicht. Das „Sehen und Gesehenwerden“ der Kuraufenthalte wurde allmählich in die Sphäre des Privaten beziehungsweise in die Alltagswelt oberschichtlichen Sozialverhaltens überführt.⁶³⁰ Der Erwerb begehrter, brunnenspezifischer Trinkgefäße nahm dabei eine besondere Funktion ein:

„Die industrielle Fertigung von Porzellangefäßen (...) brachte kunstvoll verzierte Becher hervor, auf denen gewöhnlich der Kurort und der Jahrgang des Aufenthalts zu finden waren, und fleißige Kurgäste ließen bei erneuten Besuchen immer wieder die Daten hinzufügen.“⁶³¹

Die Becher konnten im sozialen Nahbereich der Heimat als Nachweis des mondänen Lebensstils dienen. In der Oberschicht nahm der Konsum bestimmter Mineralwassermärken in entsprechenden Kurorten einen klaren Prestigewert an

626 Harless, Gesundbrunnen (1826), S. 16.

627 Kleinpass, Hans: Zur Geschichte des Godesberger Draitschbrunnens, in: Ennen, Edith/Höroldt, Dietrich (Hg.): Aus Geschichte und Volkskunde von Stadt und Raum Bonn, Bonn 1973, S. 213–232, hier S. 218.

628 Krízek, Heilbad (1990), S. 224.

629 Hirschfelder, Oberschichtliche Trinkgewohnheiten (1994), S. 8.

630 Murken, Badekuren (1991), S. 28.

631 Krízek, Heilbad (1990), S. 142.

und erfüllte zudem eine Statusfunktion zur Orientierung in der eigenen sozialen Gruppe.

Dieser soziale Mehrwert gilt zudem für den Konsum des Mineralwassers als Delikatesse außerhalb der Kurorte. Der heimische Konsum einer bestimmten Marke kann als Ausdruck einer Identifikation mit dem im Kurbetrieb ausgedrückten Lebensgefühl, also mit der Lebensweise der Oberschicht grundsätzlich verstanden werden. Zudem war der Preis des Produkts als Indikator sozialer Rangordnung entscheidend – er wurde durch den medizinischen Ruf und die Länge des Versandwegs bestimmt.⁶³² Dies spiegelt sich auch in einem französischen Bericht des Jahres 1813, in dem der internationale Absatz des Roisdorfer Wassers hervorgehoben wird: „Les habitants de presque chaque pays aiment mieux se procurer, à grands frais, des eaux de sources étrangères, ou faire des voyages coûteux pour aller prendre au loin des eaux qui ont peut-être moins des vertus salubres que celles qui se trouvent dans leur voisinage.“⁶³³ Für Bonn belegt Rey die große Bedeutung eines durch die gehobene Lebensweise ausgedrückten Wohlstands. Er gibt die Lebenserinnerungen eines Bonner Professors der 1880er Jahre wieder, der beklagte, dass „der äußere Rahmen, in dem jemand lebte, für seine Stellung in hohem Maße entscheidend war.“⁶³⁴

Dass der Mineralwasserkonsum aber in den gehobenen Bevölkerungskreisen der Region Bonn auch tatsächlich verbreitet war, lässt sich aus verschiedenen Quellen schließen. Die Medizinaltopographie sowie ein weiterer Medizinalbericht weisen den Konsum des Godesberger Mineralwassers zumindest für „Fremde“, also wohlhabende Touristen, nach.⁶³⁵ Laut Velten und Harless wurde es in den 1820er Jahren jedoch aufgrund des vergleichsweise geringen Kohlensäuregehalts nicht versandt, also auch kaum in Bonn gehandelt.⁶³⁶

Das Roisdorfer Mineralwasser „wurde nicht nur in den umliegenden Gegenden getrunken“ – zumindest Ende des 18. Jahrhunderts.⁶³⁷ Während der französischen Besatzung verzeichnete die Quelle jedoch starke Qualitätseinbußen, so

632 Vgl. Brinkmann, Steinzeugflaschen (1991), S. 89.

633 Anonymus: Eaux minérales d’Alfter à Roisdorf, in: Mercure du Département de la Roer 11 (1813), S. 337. Zitiert nach Bischof, Roisdorf (1826), S. 33.

634 Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 150.

635 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 109; Wegeler, D.: General-Bericht des Königlich-Rheinischen Medicinal-Collegii über das Jahr 1828, Koblenz 1832, S. 73.

636 Vgl. Körschner, Topographie Bonn (1988), S. 109; Harless, Gesundbrunnen (1826), S. 93.

637 Bischof, Roisdorf (1826), S. 32.

dass sie im Umland weniger geschätzt wurde. Die Angaben bezüglich der 1820er Jahre sind gewissermaßen widersprüchlich: Während Dr. von Walter erklärt, dass „viele Menschen“ dem Roisdorfer Wasser vor dem „Selterser-Wasser, Tonnissteiner- oder Fachinger Wasser“ den Vorzug geben, wundert sich Dr. Ennemoser, „dass man es hier kaum dem Namen nach kennt, und lieber auswärtige Mineralwasser trinkt“.⁶³⁸ Ennemoser verweist auf den Preis der auswärtigen Produkte, die „viel theurer“ seien als das heimische – von Walter führt hingegen an, dass das Roisdorfer Wasser aufgrund „des prickelnden Wohlgeschmackes“ bevorzugt würde. Die Quelle zeigt: Es muss von einem Mineralwasserkonsum in gehobenen Schichten ausgegangen werden, wobei sich die Motivation der einzelnen Konsumenten durchaus hinsichtlich hedonistischer und Prestigepräferenzen differenzieren lässt. Der Verzehr, insbesondere in den Sommermonaten, ist zumindest absolut sicher: „Das Wasser hat schon an sich einen sehr angenehmen Geschmack, und noch mehr, wenn es mit Wein gemischt wird, wo es dann besonders im Sommer auch für den Gesunden ein sehr angenehmes, kühlendes und erfrischendes Getränk abgibt.“⁶³⁹ Auch diese Mischung kann hier als Indikator eines Verzehrs abseits der einfachen Bevölkerung stehen, denn dieser konnte gemäß Velten schon den gehobenen Schichten zugewiesen werden. Dass aber nicht allein Wein für den Durchschnittskonsumenten unerschwinglich war, zeigen die Vergleichsrechnungen Bernd Brinkmanns: Für den Preis einer Flasche Mineralwasser aus Karlsbad, Pyrmont oder Marienbad konnte man sich in den 1860er Jahren über ein Pfund Rindfleisch kaufen.⁶⁴⁰

Ein Fazit liefert die Bonner Zeitung rückblickend auf die Trinkkultur des 19. Jahrhunderts: Abgesehen „von den Angehörigen bevorzugter Klassen war die Menschheit (...) zu einfach in ihren Lebensgewohnheiten, um ein teures Mineralwasser zu Genusszwecken zu verbrauchen.“⁶⁴¹

2.4.2 Der Mineralbrunnen zu Roisdorf

Das vorstehende Kapitel hat einen allgemeinen Überblick über die Bedeutung des Mineralwassers als Arznei und Luxusgut, seine Verbreitung und allmähliche Popularisierung sowie den Konsum der Quellwasser aus Roisdorf und Godes-

638 Ebd. S. 115, 119.

639 Ebd. S. 115.

640 Vgl. Brinkmann, Steinzeugflaschen (1991), S. 89; Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 396; Krízek, Heilbad (1990), S. 145.

641 BZ vom 22.03.1923.

berg in der Region Bonn gegeben. Nachfolgend soll das Mineralwasser stärker als Indikator für kulturelle Wandlungsprozesse der Industrialisierung genutzt werden. Über die regionale Bedeutung des Roisdorfer Mineralbrunnens sollen also tiefgreifende Veränderungen der Bonner Alltagsrealität im 19. und 20. Jahrhundert sichtbar gemacht werden.

2.4.2.1 Der Roisdorfer Brunnen vor 1800

Über die Geschichte des Roisdorfer Mineralbrunnens vor 1800 ist vergleichsweise wenig bekannt. Bei Instandsetzungsarbeiten fand man in den 1830er Jahren einige römische Münzen, die inzwischen teilweise datiert werden konnten und eine erste Nutzung für den Zeitraum 81–96 vermuten lassen. Neben der frühen „Domitianus“-Münze liegen etwa 70 weitere identifizierte Stücke vor, die eine relativ konstante Verwendung bis 387/88 („Flavius Victor“) nahelegen.⁶⁴² Weitere archäologische Funde des 20. Jahrhunderts waren sowohl eine römische Wasserleitung als auch eine Badeeinrichtung.⁶⁴³ „Finger- und Ohrringe aus Bronze und 28 bunte Perlen zeigen, daß auch die fränkischen Zuwanderer im 6. und 7. Jahrhundert die Mineralquelle benutzten und ihren Gottheiten Gaben in den Brunnenschacht warfen.“⁶⁴⁴ Die ernährungsphysiologische, beziehungsweise medizinische Relevanz der Quellwasser war bereits in der Antike bekannt, naturwissenschaftliche Erklärungen fehlten jedoch weitestgehend. Die Wirksamkeit könnte daher in religiöse Kontexte gerückt, „Götter, Quellgeister oder Nymphen“ als Ursache betrachtet worden sein.⁶⁴⁵ Interpretationen der Münz- und Schmuckfunde als



Abb. 20: Münzfunde im Roisdorfer Mineralbrunnen

642 Vgl. Verzeichnis „Münzsammlung der Artus Mineralquellen in Roisdorf“ vom 23.08. 1985, im Firmenbesitz Artus Mineralquellen GmbH.

643 Lehner, Hans: Die antiken Steindenkmäler des Provinzialmuseums in Bonn, Bonn 1918, S. 98.

644 Zerlett, Norbert: Roisdorf als zweites Weltbad „Spa“ am Vorgebirge geplant, ohne Ort und Jahr [n1966], S. 1. Vgl. auch Hagen, Josef: Antike Brunnenfunde der Mineralquelle zu Roisdorf, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 2/4 (1932), S. 327–330.

645 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 10.

Opfergaben ist entsprechend nachvollziehbar, wenngleich nicht sicher zu bewiesen.

Weitere Angaben finden sich erst wieder für die frühe Neuzeit: 1513 ließ der Graf von Salm Einrichtungen am Brunnen anlegen, detailliertere Informationen liegen aber nicht vor.⁶⁴⁶ Es folgt die Dissertation Kauhlens 1774, die sich explizit mit „der Erforschung der heilsamen Bestandteile des Roisdorfer Wassers und ihrer Wirkung auf den menschlichen Organismus“ auseinandersetzt.⁶⁴⁷ Die Analyse diente offenbar einer notwendigen Qualitätsprüfung im Kontext gezielter Fördervorhaben: Einzelne Briefe lassen annehmen, dass der Brunnen zwölf Jahre kostenfrei verpachtet, dafür aber ein Ausbau der Brunnenanlagen auferlegt wurde.⁶⁴⁸

2.4.2.2 Wirtschaftsfaktor Mineralwasser: „Roisdorf als zweites Weltbad Spa“?

Eine kommerzielle Brunnennutzung wurde im frühen 19. Jahrhundert üblicherweise durch den Ausbau des Ortes zur Kurgemeinde erreicht – eine Versandtätigkeit als übergeordneter Wirtschaftszweig wie in Niederselters war eher selten. Zwar stellte sich auch in Roisdorf nach Kauhlens Brunnenuntersuchung zunächst Versand ein, doch wird aus dem Archivmaterial deutlich, dass bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert Pläne des Kurfürsten vorlagen, Roisdorf zum Kurort auszubauen: In einem Brief des damaligen Försters Heinrich Trapp an die Reichsgräfin von 1787 wird von neuerlichen Mineralwasseruntersuchungen des Dr. Kauhlen berichtet. Dieser habe erzählt, dass, „so fern ihm das Wasser gefiele, so walden sie ein neues Spaa zu Rosdorf anfangen“.⁶⁴⁹ Das Vorhaben wurde zum Rechtsstreit, in dem die Gräfin ihre Besitzansprüche auf den Brunnen gegenüber der Verfügungsgewalt des Kurfürsten verteidigte.⁶⁵⁰ Zwar liegen keine detaillierteren Informationen zu diesem Thema vor, doch zeigt die weitere Entwicklung, dass der Kurbetrieb durch Max Franz in Godesberg statt in Roisdorf errichtet wurde.⁶⁵¹

646 Vgl. Maaßen, Germanus H. C.: Dekanatsgeschichte Hersel, Köln 1885, S. 24.

647 Schenk, Roisdorfer Mineralquellen (1956), S. 197.

648 Vgl. StABohe 142. Vgl. auch ASD 295/179.

649 StABohe 144. Vgl. auch ASD 288/367.

650 Vgl. StABohe 144. Vgl. auch ASD 288/357. Die Gräfin holt in einem Schreiben Rechtsauskunft ein. Inwieweit es zu juristischen Schritten oder doch zu einer friedlichen Eingang kam, ist nicht belegt.

651 Vgl. Kleinpass, Draitschbrunnen (1973), S. 214f.

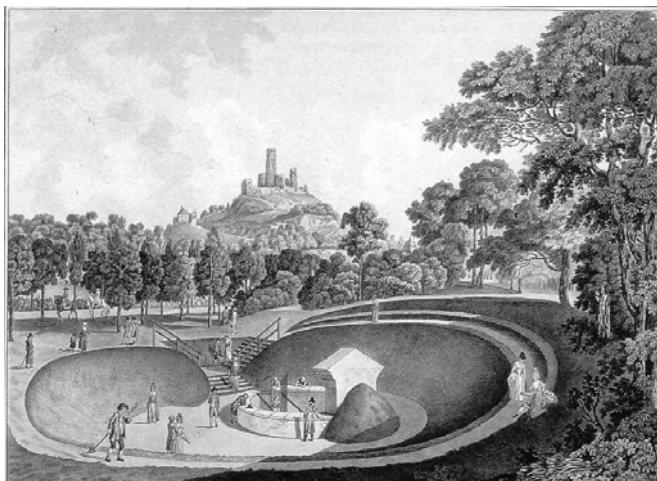


Abb. 21: Der Godesberger Mineralbrunnen um 1795

Während sich Roisdorf in der Folgezeit immerhin durch einen beachtlichen Wasserversand auszeichnete – in den 1780er Jahren wurde es „nicht nur in der umliegenden Gegend getrunken, sondern es gingen auch beträchtliche Sendungen davon nach Holland und von da über See, so wie auch nach Russland“⁶⁵² –, führte die neu errichtete Anlage in Godesberg, seit 1790 für den Kurbetrieb geöffnet,

„zu einem regen Fremdenverkehr“.⁶⁵³ Man hatte nicht nur ansehnliche Parkanlagen herrichten und den Brunnen neu fassen lassen, es wurden auch mehrere Gästehäuser angelegt. Im Kontext von Rheinromantik und früher Tourismusindustrie, von der Rheinlage profitierend, erlangte der neue Kurort bald einen hohen Bekanntheitsgrad und wurde vor allem in wirtschaftlich wichtigen Adelskreisen genutzt. So berichtete der Bonner General-Anzeiger 1992 über „einen der berühmten Stiche des Godesberger Brunnens“, den man im ehemaligen Privatwohnsitz „des früheren englischen Premierministers Winston Churchill“ entdeckt habe.⁶⁵⁴ Tatsächlich war Godesberg im englischen Raum beliebt, zahlreiche wohlhabende Engländer siedelten sich im 19. Jahrhundert dort an.⁶⁵⁵ Dies erklärt auch die ständige Brunnenvertretung in London durch die „Godesberger Company“⁶⁵⁶, war doch die Versandtätigkeit auch in späteren Jahren – nicht zuletzt im Vergleich zum Selterswasser – eher unbedeutend. Für die Godesberger Bevölkerung hatte der Kurbetrieb maßgeblich Vorteile: Der Tourismus und die überdurchschnittlich wohlhabende Bevölkerungsstruktur brachten enorme wirtschaftliche Vorteile für viele ansässige Berufszweige.⁶⁵⁷ Auch die allgemeine Steigerung des Lebenskomforts, etwa die Einbindung in das Eisenbahnnetz zwischen Köln und Koblenz seit 1856 und der Anschluss des Ortes an das Bonner Wasserwerk in den 1870er Jahren, war vom Einfluss der Godesberger Ober-

652 Bischof, Roisdorf (1826), S. 32.

653 Kleinpass, Draitschbrunnen (1973), S. 216.

654 GA vom 02.06.1992.

655 Vgl. Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 156.

656 BR vom 24.08.1981.

657 Vgl. Rey, Stadtgeschichte (2001), S. 157f.

schicht abhängig.⁶⁵⁸ Für den Mineralwasserkonsum der Einwohner gestalteten sich die Entwicklungen nach 1790 allerdings weniger vorteilhaft: „Die Brunnenbenutzung wurde nunmehr reglementiert.“⁶⁵⁹ Es kam wiederholt zu finanziellen Einbußen im Tourismusbereich, da sich die gehobene Kundschaft offensichtlich von den anwohnenden Nutzern, „von Kindern der gewöhnlichsten Sorte“, gestört fühlte.⁶⁶⁰ Das „unnötige Aufhalten an der Quelle für Kinder als für Erwachsene“ wurde folglich untersagt, schließlich sogar unterschiedliche Zeiten zur Brunnennutzung durchgesetzt.⁶⁶¹ Allein das Recht zur kostenfreien Verwendung des Mineralwassers konnte den Einwohnern auch in Godesberg nicht aberkannt werden.

In Roisdorf gab es weitere Versuche, den Ortsnamen um ein „Bad“ zu erweitern. So darf die Publikation Harless von 1826 nicht nur als medizinisch-chemische Analyse der Wasserqualität gewertet werden, sie trägt vielmehr Zeichen eines ernsthaften Empfehlungsschreibens für einen Ausbau Roisdorfs:

„Wenn auch die Anlage solcher Kurgebäude zu Roisdorf und der dazu erforderlichen Gartenplätze und Promenaden mit einigen Ruheplätzen, bedachten Lauben, Lusthäuschen, selbst bei Vermeidung jeder luxuriösen Pracht, nicht ohne bedeutende Kosten seyn, und in den ersten Jahren das aufzuwendende Capital nicht mit reichen Zinsen lohnen würde, so lässt sich doch für der Folgezeit aus der ungemein günstigen Lage des Brunnens, aus der Annehmlichkeit seiner Umgebung, und aus so manchen anderen Vortheilen, die ihm schon die Nähe von Köln und von Bonn, und selbst die grosse Nähe des Rheinstroms wie der grossen Heerstrasse von Frankfurt nach den Niederlanden gewähren würde, fast mit Gewissheit ein vorzüglich günstiger und mit sicherem Gewinn lohnender Erfolg eines solchen Unternehmens erwarten.“⁶⁶²

Aus den Ausführungen Bischofs geht zudem hervor, dass um 1826 im Haus des Brunnenaufsehers bereits „eine Wirtschaft und einige Zimmer zur Aufnahme von Kurgästen“ vorhanden waren; weitere „ansehnlichere, in der Nähe des Brunnens liegende Häuser“ sollten noch im gleichen Jahr „eingerichtet“ werden.⁶⁶³ Ernsthaftes Versuche eines Ausbaus unterblieben aber vorerst.

658 Vgl. Höroldt, Revolution und Reichsgründung (1989), S. 224f.

659 Kleinpass, Draitschbrunnen (1973), S. 221.

660 Quelle nicht bekannt. Zitiert nach Kleinpass, Draitschbrunnen (1973), S. 221.

661 Ebd. S. 221.

662 Harless, Gesundbrunnen (1826), S. 15.

663 Bischof, Roisdorf (1826), S. 22f.

Erst in den 1840er Jahren errichtete man einen kleinen Kurpark, ein eigenes Kurhaus, ein Kurhotel und verschiedene Fremdenunterkünfte.⁶⁶⁴ Unter der Führung des neuen Besitzers, des Freiherrn von Carnap, sollten die günstigen Rahmenbedingungen des wirtschaftlichen Aufschwungs und einer verbesserten Infrastruktur genutzt und endlich eine Umgestaltung zum Kurort vollzogen werden. Man konnte sogar erwirken, dass eigens für Roisdorf eine Haltestelle der neuen Köln-Bonner-Eisenbahnlinie angelegt wurde.⁶⁶⁵ Eine handschriftliche Chronik (um 1910) berichtet rückblickend über die Veränderungen jener Zeit:

„Bis dahin hatt die Mineralquelle noch wenig einfluß auf den Ort Roisdorf selbst ausgeübt, nun fing es aber an, und wurde lebendig in Roisdorf, und Gott weiß was alles kommen, legte eine Ziegelei an, baute einen Lagerkeller, und Lagerschopen faßte das ganze mit Mauern ein, die Wege auserhalb des Brunnens, wurden an den Seiten mit Kugelarkatien bäume, bepflanz.“⁶⁶⁶

Der wirtschaftliche Vorteil des kleinen Ortes spiegelt sich in der Zahl statistisch erfasster Kurgäste: Bis 1845 wurden durchschnittlich 70 bis 80 Sommergäste gezählt, die sich für mehrere Wochen in Roisdorf niederließen. Ausländische Kundschaft war selten, doch nutzten Anwohner naher Industrieregionen das Angebot. Zusätzlich beförderte die neue Bahn regelmäßig Wochenendgäste aus Köln und Bonn in den Ort.⁶⁶⁷ Als weiterer Multiplikator wird sich der Besuch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen erwiesen haben, der während seiner Rheinreise bei Carnap logierte. Rechs Chronik beschreibt, dass beide „nach dem großartig festlich geschmückten Orte – Roisdorf [kamen], wo Sie durch die ganze Bevölkerung, und den Schulkindern in hoch feierlichen Weise empfangen“ wurden und sich dann zum Mineralbrunnen führen ließen, „wo Sie schöpften und trankten“.⁶⁶⁸

Der anfängliche Aufschwung war jedoch nicht von Dauer. Der Verfall des „Kurorts“ setzte 1850 ein, was mitunter an der Abneigung der Bevölkerung gegen die Umgestaltungspläne Carnaps gelegen haben mag:

664 Vgl. Zerlett, Roisdorf als Weltbad [n1966], S. 11. Vgl. auch Abb. 7.

665 Vgl. StABohe 139.

666 Rech, Wilhelm: Roisdorf 1800–1910, handschriftliche Chronik [c1910], im Besitz der Familie Rech, Roisdorf.

667 Vgl. Zerlett, Roisdorf als Weltbad [1966], S. 12.

668 Rech, Chronik [c1910].

„Obwohl die Roisdorfer beim Brunnen und in den Restaurierungen Arbeit fanden, so war sicherlich nicht jeder damit einverstanden, dass die althergebrachte Lebensweise durch die Maßnahmen von Carnap und Hons [Brunnenverwalter] in Frage gestellt wurde. Carnap war zudem ortsfremd, preußisch und protestantisch. Die Sympathien der katholischen Bevölkerung des Vorgebirges hatte er sich (...) nachhaltig dadurch verscherzt, dass er beim sog. Kölner Ereignis, also der Inhaftierung des preußischen Regierung nicht willfährigen Kölner Erzbischofs, Clemens August Droste zu Vischering, im Jahre 1837 die Kutsche zur Verfügung gestellt hatte, mit der man den Erzbischof auf die Festung Minden verbrachte.“⁶⁶⁹

In den 1870er Jahren befand sich die Quelle erneut in „wahrhaft kläglichem“ Zustand.⁶⁷⁰ Persönliche Überschuldung des Besitzers und die wachsende Konkurrenz auf dem Mineralwassersektor in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beendeten den letzten ernsthaften Versuch, aus Roisdorf ein neues „Weltbad Spa“ zu machen. Zwar gab es auch später erneut Überlegungen zu einem intensiven Ausbau, doch kam es zu keiner weiteren Bautätigkeit. In den 1880er Jahren scheiterte der Waldorfer Bürgermeister Anton Dengler in den Kommunalgremien und setzte schließlich seine Vorstellungen als Bürgermeister der Landgemeinde Godesberg um.⁶⁷¹ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde über den Ausbau zum Kurort in einer Versammlung der Roisdorfer Gewerbetreibenden diskutiert, worüber die lokalen Medien in den Folgetagen berichteten: „Sie hätten schon wertvolles Material, welches die Umgestaltung günstig beeinflussen und beschleunigen würde, gesammelt. Jetzt heiße es auf einen schnellen Entschluß kommen. Im weiteren Verlauf sprach man sich einstimmig für den Plan aus.“⁶⁷² Der Artikel unterstreicht abermals die lokale wirtschaftliche Relevanz des Mineralwassers – der „Plan“ konnte indes nie umgesetzt werden.

669 Gierlich, Ernst: Ein Wasser von altem, verdientem Gebrauch und Ruf. Zur Entwicklung des Roisdorfer Mineralbrunnens, unveröffentlichtes Skript zu einem Vortrag im Heimat- und Eifelverein Bornheim am 06.01.2005.

670 Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 395.

671 Vgl. Zerlett, Roisdorf als Weltbad [n1966], S. 12f.

672 StABohe 142. Quelle unbekannt, Zeitungsbericht [n 1900].

2.4.2.3 Ein Luxusgut wird Massenware: Popularisierung und industrieller Versand

Die Entwicklung des Mineralwassermarktes, ausgehend vom Vertrieb reiner Luxusprodukte zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis hin zur Popularisierung der Ware im 20. Jahrhundert, soll nachfolgend am regionalen Beispiel der Roisdorfer Quelle nachvollzogen werden. Auf diese Weise lässt sich der Überblick über die wirtschaftliche Relevanz des Mineralwassers erweitern und Rückschlüsse auf die jeweilige Trinkkultur können gezogen werden.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Roisdorfer Brunnens zwischen 1800 und 1875 war wenig stabil und durch den wiederholten Wechsel finanzieller Blütejahre und katastrophaler Versandeinbrüche geprägt.⁶⁷³ Die Besetzung des Rheinlands durch die Franzosen seit 1794 führte zu erheblichen Problemen, da neue politische Grenzen etablierte Handelsterritorien veränderten, Zollschränke, vor allem entlang des Rheins, gesetzt und somit schließlich große Exportkapazitäten gefährdet wurden.⁶⁷⁴ Während die Stabilisierung dieser neuen politischen Situation große westeuropäische Absatzmärkte für die rheinische Wirtschaft – weiter gestärkt durch französische Protektionszölle – öffnete, konnte der stark auf persönliche Kontakte über Agenten (etc.) angewiesene Luxusmarkt des Mineralwassers kaum von der neuen Situation profitieren. Zwar ist bekannt, dass nach 1800 Roisdorfer Wasser nach Paris geliefert wurde, doch konnte die neue Marktsituation, nicht zuletzt aufgrund ihrer Kurzlebigkeit, den Niedergang allenfalls verzögern, nicht aber aufhalten.⁶⁷⁵ 1798 liefert der ehemalige Pächter Franz Mühlens eine Zustandsbeschreibung des Brunnens, in der eklatante Missstände deutlich werden: Das Wasser sei trüb, der Mineralgehalt gering, die Quelle schlecht gefasst und der Auslauf sehr schwach.⁶⁷⁶ Insgesamt ist also von schlechten Startbedingungen für das neue Jahrhundert auszugehen.

Kassenbelege für das Jahr 1802 vermitteln einen ersten Eindruck von den Gewinnoptionen um die Jahrhundertwende: Eine Schiffsladung Mineralwasser

673 Vgl. exemplarisch Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 387–397.

674 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 77, 107. Vgl. auch Janssen, Rheinische Geschichte (1997), S. 268.

675 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 101.

676 Vgl. StABohe 144, Schreiben Mühlens an Gräfin Dick, ohne Datum [1798?]. Vgl. auch ASD 295/181–3.

von 3.000 Krügen nach Amsterdam brachte 300 Reichstaler (RT).⁶⁷⁷ Für die Krüge, die durch verschiedene Zollgebiete aus dem Westerwald, dem so genannten „Kannenbäckerland“ bezogen wurden, fielen 120 RT Kosten an, für die Verfrachtung, die ebenfalls vom Brunnenbetreiber organisiert und finanziert wurde, etwa 100 RT. Weitere 25 bis 30 RT entfielen auf Arbeitslohn und sonstige Materialien. Der verbleibende Ertrag von etwa 50 RT musste zudem anteilmäßig die Pacht, Agenturen, Werbe- und Instandhaltungskosten sowie eventuelle Sonderauslagen, bedingt durch Zölle, Rechtsstreitigkeiten, Verlust oder ähnliches mehr, decken. Problematisch war auch, dass die Krüge als höchste Ausgabenposten regelmäßig beim Füllvorgang zerbrachen – laut Belegen etwa 150 von 3.000 Stück. Dies entspricht zwar nur fünf Prozent, stellt aber eine weitere Belastung von etwa sechs RT dar. Der Mineralwasserhandel war also in dieser Zeit – vor allem im Vergleich zum Wochenlohn für einen einfachen Arbeiter des gleichen Betriebs (knapp zwei RT)⁶⁷⁸ – ein durchaus profitables, aufgrund zahlreicher Unwägbarkeiten aber auch risikoreiches Geschäft, nicht zuletzt, da der Absatz erheblich konjunkturellen Schwankungen unterlag.

Die zum Teil sprunghaften Anstiege der Verkaufszahlen zu Beginn neuer Produktionsepisoden im 19. Jahrhundert sind insbesondere auf die Publizierung so genannter Brunnenschriften, das heißt medizinisch-chemischer Analysen des Mineralwassers, zurückzuführen.⁶⁷⁹ Geschmack und Heilkraft mussten nachdrücklich positiv dargestellt werden, um das Produkt einerseits als Luxusware, andererseits als Arznei absetzen zu können. Nur so konnte das Wasser zwei unterschiedliche Käufergruppen bedienen, deren Ansprüche sich nur teilweise deckten. Die hohe wirtschaftliche Relevanz derartiger Gutachten spiegelt sich zudem im Zyklus ihres Erscheinens: Jeder neuerliche Aufschwung der Roisdorfer Quelle wurde mit medizinischen und chemischen Gutachten eingeleitet, insbesondere in den Jahren 1774 durch Kauhlen, 1826 durch Bischof und Harless sowie 1876 durch Freytag. Doch auch in der Zwischenzeit festigen wiederholte Gutachten den erworbenen Ruf des Mineralwassers.⁶⁸⁰ Vornehmlich die Beto-

677 Vgl. StABohe 142. Vgl. auch ASD 295/219–41. Die Rechnungen des gesamten Abschnitts beruhen auf den hier nachgewiesenen Belegen des Brunnenverwalters über Einnahmen und Ausgaben 1802.

678 Vgl. ebd.

679 Vgl. Krízek, Heilbad (1990), S. 141; Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 28ff.

680 Bischof (1830/40er Jahre), Schumacher (Anfang 20. Jahrhundert) und Fresenius (1928 und 1941).

nung gleichbleibender chemischer Zusammensetzungen galt als Qualitätsmerkmal.⁶⁸¹ Wildwassereinbrüche „verunreinigten“ zwar regelmäßig den Brunnen auch führender Betriebe, doch musste das Bild eines „natürlich reinen“ Produkts erhalten bleiben.⁶⁸² Neben der medizinischen Relevanz und der geschmacklichen Differenz, welche vor allem in Abhängigkeit des Kohlensäuregehalts stand, stellte die Sauberkeit des Mineralwassers die wichtigste Abgrenzung zum zeitgenössischen Brunnen- und später auch Leitungswasser dar. So konstatiert Freytag in seiner Brunnenschrift 1876: „Einen ganz besonderen Vorzug dieses Wassers erblicke ich aber darin, dass organische Stoffe wie Zersetzungsprozesse derselben, auch nicht in Spuren aufgefunden werden konnten, wodurch es die volle Garantie eines reinen und gesunden Trinkwassers bietet.“⁶⁸³

Für die Roisdorfer Quelle war zudem die große geschmackliche wie chemische Ähnlichkeit mit dem populären Selterswasser entscheidend. In Brunnen-schriften wurde dieser Umstand vor allem 1826 beworben und ausdrücklich als Prädikat des Getränks ausgelobt.⁶⁸⁴ Es kann daher nicht verwundern, dass sich das Problem der „Markenpiraterie“ insbesondere am Beispiel Roisdorf nachvollziehen lässt. So konnte etwa die nahe Verwandtschaft zum Selterswasser für den Ausbau der Exportbeziehungen genutzt werden. Ohne entsprechenden Ruf ließen sich neue Produkte kaum auf dem exponierten Mineralwassermarkt platzieren.⁶⁸⁵ Geschmack und Nachweise über die Heilwirkung waren zwar notwendig, hinreichend zur Akquirierung neuer Abnehmer waren sie hingegen nicht. Es war das „„Markenimage“, das dem Selterswasser seinen großen, weltweiten Kundenkreis bescherte“ und es war das „„Markenimage“, welches von konkurrierenden Brunnenbetrieben illegal zur eigenen Absatzsteigerung genutzt wurde.⁶⁸⁶

Verfahren bezüglich Markenfälschungen sind für Roisdorf seit den 1770er Jahren belegt.⁶⁸⁷ Da die Wasserkrüge zahlreicher Brunnenbetriebe aus dem „Kannenbäckerland“ (Westerwald) bezogen wurden, stellte man die Abgabe ge-

681 Vgl. StABohe 138 (diverse Werbeschriften des Roisdorfer Betriebs).

682 Vgl. exemplarisch Harless, Gesundbrunnen (1826), S. 10f.

683 Freytag, M.: Fürstlich Salm'sche Roisdorfer Mineralquelle. Ihre Bestandtheile und Heilkräfte, Bonn 1878, S. 17.

684 Vgl. Bischof, Gustav: Chemische Untersuchung der Mineralwasser zu Geilnau, Fachingen und Selters im Herzogthum Nassau, nebst Betrachtungen vulkanischer Mineralquellen, besonders über deren Ursprung, Mischung und Verhältnis zu den Gebirgsbildung, Bonn 1826, S. 2; Bischof, Roisdorf, S. 96, 113ff. Harless, Gesundbrunnen (1826), S. 6.

685 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 62ff.

686 Ebd. S. 62, 64.

687 Vgl. Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 384ff.

prägter Krüge an unbefugte Dritte unter hohe Geldstrafe.⁶⁸⁸ Damit sollte verhindert werden, dass minderwertiges Wasser unter bekanntem Markennamen verkauft wurde, man also vom etablierten Markenimage profitierte und im Zweifelsfalle sogar dem Ruf des entsprechenden Betriebs – meist Niederselters – schaden konnte. Dennoch wurde die Verwicklung des Roisdorfer Brunnens in derartige Fälle 1774, 1779, 1784 und 1789 aktenkundig.⁶⁸⁹ In der Regel waren die Selters-Krüge von den Bäckern mit neuen Schriftzügen überbrannt; Originalembleme und -zeichen schimmerten aber dennoch durch, so dass ganze Kruglieferungen in Umschlagsplätzen konfisziert wurden.⁶⁹⁰ Beschwerden der herzoglich-nassauischen Generaldomänendirektion wurden von der Preußischen Regierung stets abgewiesen, „da man den Absatz des inländischen Mineralwassers vor dem ausländischen zu begünstigen“ suchte.⁶⁹¹ Abseits dieser Fälschungsversuche wurde aber auch „mit gleich oder ähnlich klingenden Namen gearbeitet, und Aufschriften wie ‚Selser Wasser‘ und ‚Seltzer‘“ genutzt.⁶⁹²



Abb. 22: Brunnenzeichen von Roisdorf und Niederselters in einer Akte von 1780

sich von derartigen Methoden leicht täuschen.⁶⁹³ Rechtsstreitigkeiten waren die Folge, doch hatte der Niederselterser Betrieb kaum Erfolg: Ihm blieb „häufig

688 Vgl. Brinkmann, Steinzeugflaschen (1991), S. 84.

689 Vgl. Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 384f. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 65f.

690 Vgl. Brinkmann Steinzeugflaschen (1991), S. 93; Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 385ff.

691 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 66.

692 Krízek, Heilbad (1990), S. 145.

693 Vgl. Brinkmann, Steinzeugflaschen (1991), S. 92; Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 386; Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 65f. Vgl. auch Abb. 22.

nichts anderes übrig, als durch Inserate in den wichtigsten deutschen und ausländischen Zeitungen das Publikum vor einer Fälschung zu warnen“.⁶⁹⁴ Erst Mitte des 19. Jahrhunderts erhielt das Roisdorfer Produkt auch tatsächlich den Markennamen „Roisdorf bei Coeln Rhein-Preussen“, womit endgültig der Verdacht von Markenpiraterie beseitigt wurde. Der Aufbau eines eigenen, möglichst unverwechselbaren Markenimages markiert zudem den Wandel, der sich im zeitgenössischen Wirtschaftsverständnis vollzieht: Während das bisherige Gewinnstreben durch Plagiatsversuche vormoderne Züge trägt, weckt der Aufschwung im Kontext der Industrialisierung das Vertrauen in das eigene Produkt und regt zu langfristiger Planung an. Die Änderung der Produktbezeichnung muss aber auch aus abweichenden Perspektiven betrachtet werden: Auf der einen Seite wuchs mit dem beginnenden Kurbetrieb auch der Bedarf für eine einheitliche Bezeichnung. Auf der anderen Seite belegt die bereits dargelegte Mineralwasserrevolte, dass der wirtschaftliche Erfolg des Roisdorfer Mineralwassers zunehmend dazu führte, dass Roisdorfer Bürger ihren kostenfreien Zugang zum Brunnen gewerbllich nutzten. Mit ausrangierten Krügen wurden ganze Warenlager angelegt und das Wasser zu vermindertem Preis illegal an Dritte abgegeben.⁶⁹⁵ Mit der Einführung eines neuen Siegels und der eigenen Krugproduktion ließ sich die kriminelle Nutzung mittelfristig ausschließen. Erst die Übernahme durch Custor brachte 1876 die Bezeichnung „Roisdorfer Mineralquelle“, im 20. Jahrhundert erfolgte der Vertrieb des Wassers unter dem Kurztitel „Roisdorfer“.⁶⁹⁶

Wie aber entwickelte sich die Versandtätigkeit des Brunnens seit der Jahrhundertwende? Der Zustand des Roisdorfer Brunnens nach 1800 war schlecht, vom Aufschwung der 1780er Jahre nichts zu spüren. „Auf dem Grunde der Quelle fand man sehr viele Unreinigkeiten (...). Der faulige Geschmack rührte daher ohne Zweifel von faulenden organischen Substanzen und der stark eisenhafte von altem Eisen her, welches darin gefunden wurde“.⁶⁹⁷ Bischof kritisiert die fehlende Absperrung des Brunnens vor 1826 und bestätigt damit das bereits diskutierte, unzureichende Hygieneverständnis des frühen 19. Jahrhunderts. Erst mit den umfassenden Instandsetzungsarbeiten des neuen Pächters Friedrich Faulenbach (ab 1824) konnte ein ausgedehnter Vertrieb wieder aufgenommen wer-

694 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 66.

695 Vgl. StABohe 137, 144; Gierlich, Wasser Roisdorf (2005), S. 39f.

696 Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 395ff.

697 Bischof, Roisdorf (1826), S. 35.

den. Bis 1827 war der Jahresabsatz bereits auf etwa 60.000 Krüge gestiegen.⁶⁹⁸ Etwa 1830 ging die Quelle in den Besitz des Freiherrn von Carnap über.⁶⁹⁹ Carnaps frühe Bemühungen um den Brunnenausbau, welche bezüglich des angestrebten Kurbetriebs bereits dargelegt wurden, zahlten sich auch im Versandbereich aus: 1830 konnten 150.000, 1831 schon 200.000 und weitere zehn Jahre später angeblich eine Rekordsumme von 400.000 Krügen abgesetzt werden.⁷⁰⁰ Ein Vorteil lag sicherlich auch darin, dass seit 1833 erstmals die „inländischen Krugbäckerreien“, ab 1838 eine eigene Krugbäckerei in Anspruch genommen werden konnten.⁷⁰¹ Die reduzierten Produktionskosten wirkten sich auch auf den Wasserpreis aus. Einer Bekanntmachung im Bonner Wochenblatt vom 13. Mai 1838 sind folgende Preise für den regionalen Markt zu entnehmen: „Wasser wird ab dato in brunneneigenen Krügen zu 4 Pfennig an Interessenten abgegeben. Krug zu 8 Pfennig kann an Ort und Stelle gekauft werden. Also Inhalt und Krug 12 Pfennig = 1 Silbergroschen.“⁷⁰² Dass Mineralwasser zur Jahrhundertmitte nach wie vor ein Saisongetränk war, zeigt sich am starken Absatzeinbruch in den Jahren 1843/44, den Brinkmann auf die „ungünstige Witterung“ zurückführt. Bereits 1845/46 steigt der Verkauf dann wieder auf 300.000 Krüge.⁷⁰³

Der zunehmende Konkurrenzkampf auf dem Mineralwassermarkt – insbesondere durch ebenso günstige Produkte des Mittelrhein-Eifel-Gebietes – sowie mehr noch die persönliche Überschuldung des Besitzers beeinträchtigten jedoch neuerlich die Produktion.⁷⁰⁴ Durch den Ruin Carnaps Ende der 1860er Jahre ging der Brunnen erneut an die Adelsfamilie Salm-Reifferscheidt über und wurde, obgleich noch 1865 auf der internationalen Industrieausstellung in Köln ausgezeichnet und noch Ende der 1860er Jahre in Kölner Preislisten vorhanden, durch die neue Verwaltung offenbar derart fehlgewirtschaftet, dass Mitte der 1870er Jahre eine vollkommene Instandsetzung erforderlich wurde.⁷⁰⁵

698 Vgl. Brinkmann, Steinzeugflaschen (1991), S. 93.

699 Vgl. Rech, Chronik [c1910].

700 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 101f.

701 Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 394; StABohe 137.

702 BW vom 13.05.1838.

703 Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 394.

704 Vgl. ebd. S. 395; Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 101; StABohe 137.

705 Vgl. Rech, Chronik [c1910]; Anonymus: Die Roisdorfer Mineralquelle 1876–1901. Zur Erinnerung an das 25jährige Geschäfts-Jubiläum des Herrn Wilhelm Custom. Ohne Ort und Jahr [1901?], S. 3; StABohe 138 (Werbeblätter des Betriebs aus den Jahren 1869 und 1877).



Abb. 23: Versandvorbereitungen im Roisdorfer Brunnenbetrieb – im Hintergrund Kisten mit der Aufschrift „San Francisco“

Mit der Verpachtung des Brunnens 1876 an Wilhelm Custor, langjährigem Vorstandsmitglied der Deutsch-Österreichisch-Schweizerischen-Mineralquellen-Vereinigung⁷⁰⁶, beginnt die Industrialisierung des Roisdorfer Betriebs, die gleichermaßen die wirtschaftliche Anfälligkeit und damit die regelmäßigen Niedergänge des Unternehmens beendet. Custor leitete bereits in Köln eine Apotheke und eine Mineralwasserhandlung, war also im kaufmännischen Umgang mit dem Produkt erfahren und richtete daher den gesamten Betrieb ausnahmslos auf Versand aus.⁷⁰⁷ Ein wichtiger Schritt stellte die Technisierung des vormals als Manufaktur betriebenen Brunnens dar: Seit den 1880er Jahren setzte man zunehmend Füllungs- und Verkorkungsmaschinen ein, nach 1910 folgten Spülmaschinen. Die Geräte wurden regelmäßig modernisiert, der Produktionsablauf insgesamt automatisiert.⁷⁰⁸ Weitere Schritte in Richtung Massenproduktion wurden mit der Einführung der Glasflasche 1881 und der Kronkorken beziehungsweise Schraubverschlüsse 1883/1907 vollzogen.⁷⁰⁹ Neben Lagerräumen für den Schiffsversand in Hersel und Köln unterhielt man seit 1885 auch direkt am

706 Vgl. StABohe 137.

707 Vgl. Brinkmann, Mineralwasserversand (1985), S. 396.

708 Vgl. Abb. 9.

709 StABohe 137.

Roisdorfer Bahnhof Lagerungskapazitäten – die Bahn wurde immer stärker für den Transport beansprucht und ermöglichte so weitere Preisreduktionen.⁷¹⁰

Zwar liegen bis 1929 keine genauen Absatzzahlen vor, doch lassen sich verschiedene Hinweise auf einen kontinuierlichen Aufschwung finden. Vor allem der Export belegt diese Tendenz: Während man zunächst an alte Handelsbeziehungen nach England anknüpfte, wurde der Handel „seit 1881 auch mit Nordamerika geführt, wo Vertretung[en] in New York, Philadelphia und Chicago eingerichtet waren.“⁷¹¹ Über Amsterdam wurde zudem auch nach Südamerika und Ostindien verschifft. Weltweiter Mineralwasserversand lässt sich laut Krízek durch einen „bemerkenswerten Fund von Krügen und Flaschen im heutigen Indonesien“ belegen.⁷¹² Der Tauchfund einer Steingutflasche mit Roisdorfer Siegel in Port Phillips Bay deutet demnach auf möglichen Handel mit Australien hin.⁷¹³ Etwa 500.000 Flaschen gingen zwischen 1880 und 1890 jährlich ins Ausland. „Um 1894 war das Inlandsgeschäft derart gestiegen, dass der Versand in's Ausland als weniger lohnend aufgegeben wurde.“⁷¹⁴ Der nationale Absatz muss also beträchtlich gewesen sein, der Export dürfte auch aufgrund einer verstärkten Produktion künstlichen Mineralwassers außerhalb Deutschlands an Rentabilität verloren haben.

„Das Geschäft hob sich von Jahr zu Jahr und festigte sich immer mehr. Ein Neubau nach dem anderen musste errichtet werden um die nötigen Räume für die stets sich mehrende Zahl der Arbeiter zu



Abb. 24: Deutsches Mineralwasser
– internationaler Absatz

710 Ebd.

711 Ebd.

712 Krízek, Heilbad (1990), S. 145. Vgl. auch Abb. 10.

713 Vgl. StABohe 142. Es handelt sich um die Anfrage eines australischen Privatunternehmens, das in den 1970er Jahren bei einem Tauchgang eine vermeintliche Schnapsflasche deutscher Herkunft fand. Der an die Roisdorfer Gemeinde gesendete Brief wurde von Zerlett bearbeitet, die Flasche als Mineralwasserkrug von ihm identifiziert.

714 StABohe 137.

schaffen und den wachsenden Anforderungen des Geschäfts zu genügen.“⁷¹⁵

Die Arbeiterschaft stieg seit der Übernahme 1876 kontinuierlich von fünf auf 115 Personen (1920), die Bedeutung des Brunnens als regionaler Arbeitgeber wuchs. Erst 1928/29 erfolgte ein Rückgang auf 95/80 Mitarbeiter⁷¹⁶, was zum einen auf die Wirtschaftprobleme der 1920er Jahre und die Weltwirtschaftskrise zurückzuführen ist, stärker aber auf zunehmende Technisierung des Betriebs hindeutet – denn: „Der höchste Umsatz wurde 1929 mit 6 Millionen Flaschen erreicht.“⁷¹⁷ Dennoch spiegelt die Personalstatistik nicht nur den allgemeinen Aufschwung von Betrieb und Branche, sie gibt auch Indizien für den Mineralwasserkonsum im Ersten Weltkrieg. Das Fehlen personeller Einbrüche deutet darauf hin, dass der Verkauf nicht rückläufig war – die schlechte Versorgungslage des Krieges beeinflusste das Kaufverhalten der Mineralwasserkonsumenten also weniger als die wirtschaftlichen Probleme in Folge der Inflation. Dies lässt vermuten, dass natürliches Mineralwasser nach wie vor verstärkt in der Oberschicht konsumiert wurde. Inwieweit parallel zu Strategien alternativer Brunnenbetriebe versucht wurde, das Militär als wachsenden Absatzmarkt zu erschließen, ist für das Roisdorfer Wasser ungewiss.⁷¹⁸

Abschließend lässt sich somit eine grobe Strukturierung des Popularisierungsprozesses wagen. Wenige weitere Quellen sollen dazu der Verdeutlichung dienen. Der Prozess spiegelt sich gewissermaßen in den Adressbüchern der Stadt Bonn – genauer in der jeweiligen Gewerbeübersicht.⁷¹⁹ In den 1850/60er Jahren gab es in Bonn nur eine sehr geringe Zahl Mineralwasseranstalten und -handlungen (eine bis vier). Die zahlungskräftige Kundschaft des vergleichsweise wohlhabenden Bonns sowie die Nähe zweier versandtätiger Mineralquellen deuten jedoch auf eine deutlich höhere Nachfrage hin, so dass davon auszugehen ist,

715 Anonymus, Roisdorfer Mineralquelle [1901?], S. 4.

716 StABohe 137.

717 Ebd.

718 Vgl. Lehmann, Markus: Gesellschaftlicher und kultureller Wandel im Spiegel des Wein- und Wasserkonsums im Kreis Ahrweiler zwischen 1870 und 1935, Bonn 2003 (unveröffentlichte Magisterarbeit), S. 81.

719 Vgl. Adressbücher der Stadt Bonn von 1856/57 bis 1956, insbesondere die Jahre 1867, 1904 und 1905.

dass der Vertrieb noch maßgeblich über die städtischen Apotheken erfolgte, Mineralwasser demnach primär als Arznei gehandelt wurde.⁷²⁰

Tatsächlich muss allerdings davon ausgegangen werden, dass in diesem Zeitfenster bereits eine beträchtliche Zunahme von Angebot und Nachfrage erfolgte, so dass im Jahr 1867 ein plötzlicher Anstieg der Mineralwasserhandlungen auf 19 Adressen zu verzeichnen ist, der Verkauf also stärker aus Apotheken ausgelagert wurde.⁷²¹ Mineralwasser ist damit erstmals seines primär medizinischen Kontextes enthoben und gewinnt den Charakter eines modernen Konsumguts. Auch die Anreicherung der natürlichen Mineralwasser mit zusätzlicher Kohlensäure – in Roisdorf wurden seit 1869 einfache und doppelt angereicherte Wasser vertrieben⁷²² – belegt nicht nur die Relevanz der künstlichen Mineralwasserherstellung, welche dieses Bedürfnis überhaupt erst generierte⁷²³, sondern zudem die Dominanz geschmacklicher Präferenzen vor medizinischer Wirksamkeit. Vereinzelte Annoncen der eingetragenen Anbieter legen ferner dar, dass in den Handlungen häufig weitere Delikatessen- oder Luxusartikel, etwa indische Teesorten, englische Bisquits oder französische Weine, geführt wurden.⁷²⁴ Die Einordnung in dieses Produktspektrum unterstreicht den Luxuscharakter des Mineralwassers zusätzlich. Auch steht diese Auslegung der Fakten in Übereinstimmung mit dem Ausbau der Branche, dass heißt mit der wachsenden Konkurrenz und den steigenden Produktionszahlen im Mineralwassersektor.⁷²⁵ „Für den größten Teil der Arbeiterschaft blieb Mineralwasser nach wie vor ein Luxusgut. Der durchschnittliche Arbeiterhaushalt gab zwei Drittel seines Einkommens für Nahrungsmittel aus, den Rest verzehrten Miete, Heizkosten und Kleidung.“⁷²⁶

Es folgt ein kontinuierlicher Ausbau dieses Gewerbes – 1904 sind ganze 27 Betriebe verzeichnet. Während schon diese Dichte auf eine weiterführende Po-

720 Bezuglich der Bevölkerungsstruktur Bonns, beziehungsweise des hohen Anteils wohlhabender Personen vgl. Höroldt, Resümee (1989), S. 753.

721 Mit einer Anzahl von zwei Betrieben blieben die Delikatessenläden seit den 1850er Jahren etwa gleichbleibend gering, was einerseits eine Übertragung aus diesem Bereich ausschließt, andererseits den Vertrieb von Mineralwasser als Luxusartikel parallel zum Apothekenverkauf in den 1850/60er Jahren unwahrscheinlich macht.

722 StABohe 138 (Werbeschrift des Brunnenbetriebs).

723 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 125.

724 Vgl. exemplarisch Adressbuch der Stadt Bonn 1887 (Annonce des Betriebs Peter Brohl, S. 32).

725 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 76–195.

726 Ebd. S. 131.

pularisierung des Produkts hinweist – erinnert sei hier an den „ruinösen Wettbewerb“ der Brunnenunternehmen im frühen 20. Jahrhundert⁷²⁷ –, so wird dieser Verdacht durch die mehrheitliche Übertragung der Betriebe in die Rubrik „Drogen- und Kolonialwaren“ im Jahre 1905 erhärtet. Letztere finden einen beträchtlichen Anstieg, die städtischen Mineralwasserhandlungen sinken auf elf Adressen zurück. Obgleich das Produkt Mineralwasser damit längst nicht universell verfügbar ist, lässt sich doch vom „Absinken“ in den sozialen Nahbereich einer breiteren bürgerlichen Konsumentengruppe sprechen. Diese Tendenz verstärkt sich durch den weiteren Ausbau der Mineralwasserindustrie. Seit 1918 galt sogar eine „Verbrauchssteuer auf Mineralwasser, Limonaden und andere künstlich bereitete Getränke“, was sich parallel zur Besteuerung der Heißgetränke Mitte des 18. Jahrhunderts – man war „der Meinung, das teure ausländische Getränk komme nur den höheren Ständen zu“ – als soziale Regulierung des Konsums interpretieren lässt.⁷²⁸ Offensichtlich wirkten aber die kritischen Wirtschaftsjahre der 1920er ausreichend einschneidend, da seit 1923 die neue Verbrauchssteuer bis auf weiteres außer Kraft gesetzt wurde.

Damit kann zusammenfassend gesagt werden, dass die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts stärker durch einen medizinischen Konsum des Mineralwassers geprägt war, die zweite Hälfte bereits eine Nutzung als Delikatesse breiteren, wenn auch nach wie vor gehobenen Schichten ermöglichte. Mit dem Übergang ins 20. Jahrhundert wurde schließlich eine weitreichende Popularisierung des Produkts eingeleitet, die den Konsum zumindest in weiten Teilen der Mittelschicht ermöglicht hat. Die Übergänge der einzelnen Phasen müssen jedoch als fließend erachtet und starke regionale Schwankungen angenommen werden. Dabei dürfte der Ausbau der deutschen Infrastruktur, der Niedergang massiver Binnenzölle, die Erzeugung künstlicher Mineralwasser und schließlich die Industrialisierung der Produktion von entscheidender Bedeutung gewesen sein.⁷²⁹

Einen Ausblick auf die weitere Entwicklung im 20. Jahrhundert soll an dieser Stelle abschließend ein Zeitungsartikel der 1930er Jahre liefern. Demnach sei die „Hauptverkaufszeit“ des Mineralwassers nach wie vor der Sommer – was eine gewisse Kontinuität des Produkts als Saisongetränk belegt –, aber „auch im

727 Ebd. S. 187, 189.

728 Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in Zwanzig Bänden, 12. Bd., Leipzig 1932, S. 583; Wiegelman, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 41. Vgl. auch Wiegelmann, Günter/Zender, Matthias/Heilfurth Gerhard: Volkskunde. Eine Einführung, Berlin 1977, S. 53.

729 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 77, 131.

Winter wird es getrunken.“⁷³⁰ Bedeutsamer ist jedoch die Information, dass die „Forderung der Deutschen Arbeitsfront“ es mit sich gebracht habe, dass „Mineralwasser zu billigen Preisen“ in großen Fabriken an die Arbeiter abgegeben werde. Die Bedeutung des Mineralwassers als Erfrischungsgetränk hat sich damit klar gegen seine Funktion als Arznei durchgesetzt, der Konsum kann als weitgehend egalisiert gelten. Schließlich zeichnen sich im Artikel bereits weitere Veränderungen ab, die dann vor allem ab der Nachkriegszeit bestimmd werden:

„Während früher nur klares Mineralwasser verkauft wurde, ist man in den letzten Jahren dazu übergegangen, durch den Zusatz von Zitronen- oder Apfelessenzen Brauselimonaden auf den Markt zu bringen, neuerdings stellt man auch eine Orangenlimonade, die aus Fruchtsaft und Mineralwasser besteht, her.“⁷³¹

Parallel zu den Imitationsprozessen im Kaffee- und Limonadenkonsum lässt sich insbesondere für den Wandel des Mineralwasserverzehrs eine Vernetzung zur Theorie vom gesunkenen Kulturgut herstellen. Der Popularisierungsprozess des Getränks durchläuft weitestgehend exemplarisch die von Wiegelmann skizzierten Teiletappen der Theorie:⁷³² Die Ausweitung des Kurortwesens und die steigende Produktionsleistung ermöglichte im 17. und vor allem 18. Jahrhundert die Etablierung eines luxusorientierten Absatzmarktes; der Konsum war infolge der Abhängigkeit von enormen Transportkosten sehr teuer. Eine „Nachahmung der Statussymbole durch die Mittel- und Unterschichten“ gründete sich auf die Nutzung von Surrogaten (Wasser mit Natron), den Preisverfall der Produkte im 19. Jahrhundert (sinkende Produktions- und Transportkosten, wachsende Konkurrenz, etc.) und die zunehmende Kaufkraft abseits der Oberschicht (steigender Wohlstand). Im Laufe des 20. Jahrhunderts folgte schließlich das „Absinken in

730 StABohe 141. Es handelt sich um die Kopie eines Zeitungsartikels, Quelle und Datierung sind nicht angegeben. Die Thematisierung der „Deutschen Arbeitsfront“, am 10.05.1933 zur Übernahme der freien Gewerkschaften gegründet und am 10.01.1934 offiziell legitimiert, legt eine zeitliche Einordnung Mitte der 1930er Jahre nahe, Thema und Fokussierung von Roisdorf deuten auf eine Lokalzeitung hin.

731 Ebd. (Zeitungsaatikel, vgl. StABohe 141). Bzgl. der Herstellung und des Vertriebs künstlicher Erfrischungsgetränke in Bonn vgl. Trenkle, Klaus: Erfrischungsgetränkeherstellung in Bonn. Zur Geschichte eines unbekannten Teils der Bonner Ernährungswirtschaft, in: Bonner Geschichtsblätter 49/50 (2001), S. 385-397.

732 Bezuglich der nachfolgenden Teilprozesse vgl. Wiegelmann/Zender/Heilfurth, Volkskunde (1977), S. 53.

der funktionalen Hierarchie“ – Mineralwasser wurde zum Alltagsgetränk breiter Bevölkerungsteile. Inwieweit schließlich auch der „Impuls zur sozialen und funktionalen Differenzierung“ wirksam wurde, sprich das nun nicht weiter grenzziehende und prestigesteigernde Produkt in der Oberschicht aufgegeben wurde, ist unklar.⁷³³ Es bleibt jedoch zu beachten, dass die Schichtgrenzen im 20. Jahrhundert zunehmend aufweichten und das theoretische Konstrukt des absinkenden Kulturguts – gemäß Wiegemann – entsprechend an Basis verlor.

2.4.3 Ausblick: Mineralwasser als Alltagsgetränk der Gegenwart

Die Analyse der Entwicklung des Mineralwasserkonsums konnte die sich wandelnde Bedeutung des Getränks – insbesondere am regionalen Beispiel der Roisdorfer Quelle – nachzeichnen. Ausgehend von einem maßgeblich medizinischen Konsum und der exponierten Nutzung als Delikatesse ermöglichte die Industrialisierung eine Popularisierung der Handelsware Mineralwasser und damit den Konsum in weiten Teilen der Bevölkerung. Zwar gestattet der Umfang der vorliegenden Arbeit keine detaillierte Darstellung der weiteren Entwicklung, doch sollen ausblickartig sowohl die gegenwärtige Relevanz des Mineralwassers eröffnet als auch einige wenige Faktoren skizziert werden, die zu seiner Etablierung als Alltagsgetränk der Gegenwart geführt haben.



Abb. 25: Mineralwasser – Alltagsgetränk in Massenproduktion

In seiner kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Studie stellt Eisenbach das Mineralwasser als „Volksgetränk“ der zweiten Jahrhunderthälfte dar.⁷³⁴ Die Bezeichnung wirkt hinsichtlich der enormen Absatzsteigerung der Mineralwasserindustrie durchaus stimmig: Auf dem ersten Nachkriegsbrunnentag 1949 sah der damalige Vorsitzende des Verbands Deutscher Mineralbrunnen (VDM) den Absatz von einer Milliarde Flaschen als fernes „Traumziel“ der Brunnenbetriebe an. 1957, also nur acht Jahre später, verkaufte man bereits 1,222 Milliarden Flaschen.

733 Ebd. S. 53ff.

734 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 273ff.

schen.⁷³⁵ Im Dekadenrhythmus verdoppelte sich der Absatz erneut: 1970 setzte man 2,619, 1980 schon 5,483 und schließlich 1990 10,039 Milliarden Flaschen ab.⁷³⁶ Zwar flacht die Steigungsrate inzwischen ab, die Branche wächst indes jedoch weiter: Im Jahr 2000 belief sich der Verkauf auf etwa 14,585, drei Jahre später auf 16,215 Milliarden Flaschen – innerhalb eines halben Jahrhunderts ließ sich der Absatz also fünfzehnfach steigern. Der Anstieg verlief dabei stets kontinuierlich, selbst die schwierige Wirtschaftslage der 1970er Jahre bewirkte keine Einbrüche.⁷³⁷ War der durchschnittliche Pro-Kopf Jahresverbrauch von (Mineral-, Heil-, Quell- und Tafel-)Wasser mit 4,8 Litern im Jahr 1950 noch außerordentlich gering, so stieg dieser bis 1980 auf jährlich 41,4 und 2003 auf 133,8 Liter.⁷³⁸

Die in statistischen Werten erfassste Entwicklung der Nachkriegszeit belegt den enormen Bedeutungszuwachs des Mineralwassers in der deutschen Trinkkultur. Allerdings vermittelt sie keinen Eindruck sozial differenzierter Trinkgewohnheiten, die durch die Pro-Kopf Verbrauchswerte jedoch nahe gelegt werden: Es ist davon auszugehen, dass sich die absolute Absatzmenge nicht prozentual gleichmäßig auf die gesamte Bevölkerung verteilt, sondern der Flüssigkeitsbedarf mancher Menschen maßgeblich, anderer teilweise und letzterer kaum durch Mineralwasser gedeckt wird. Die zum Teil wirtschaftlich paradoxe Absatzentwicklung der Brunnenindustrie in den 1970er Jahren, die ungeachtet aller Einwirkungen der Ölkrise sowie weiterer Folgeprobleme stark anstieg⁷³⁹, deutet an, dass soziale Differenzen des Konsums inzwischen von finanziellen Gesichtspunkten weitestgehend losgelöst erscheinen, Mineralwasser also mehr denn je als einfaches Nahrungs- und weniger als Genussmittel gilt.⁷⁴⁰

In einem zweiten Schritt sollen Aspekte beleuchtet werden, die eine Verknüpfung der Branchenentwicklung bis in die 1930er Jahre mit jener der Nachkriegszeit herstellen und zum Verständnis des explosionsartigen Anstiegs beitragen.

735 Vgl. ebd. S. 293.

736 Verband Deutscher Mineralbrunnen: Der schnelle Überblick. Daten zum Markt der Mineralbrunnenge tränke, Bonn 2004, S. 11.

737 Ebd. S. 11.

738 Ebd. S. 6.

739 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 273, 293.

740 Bezüglich der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Nahrungsgewohnheiten vgl. Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen (1967), S. 13.

Ein recht pragmatischer Faktor zur Verbreitung des Mineralwassers war das lokale Angebot. Das Produkt musste erst in weite Bereiche des gewöhnlichen Lebens transportiert werden, ehe man es in entsprechendem Umfang konsumieren konnte – selbst günstige Wasser dürften von einer einfachen Industriearbeiterschaft in Delikatessenläden kaum erworben worden sein. Das Angebot des Wassers in Kolonialwarenläden seit der Jahrhundertwende bedeutete einen ersten wichtigen Schritt für die Popularisierung. Die Adressbücher der Stadt Bonn deuten zudem eine Ausweitung des Kolonialwarenhandels zu allgemeinen Lebensmittelgeschäften seit der direkten Nachkriegszeit (1947) an⁷⁴¹ – sicherlich auch eine Folge sich wandelnder Konsumgewohnheiten, die eine allmähliche Abkehr von der überwiegenden oder zumindest teilweisen Selbstversorgung ankündigten. Auch dürften die seit Kriegsende massiv ins Land strömenden westlichen Konsumgüter dazu beigetragen haben.⁷⁴² Auf diese Weise wurde Mineralwasser über die Kolonial- in die Lebensmittelgeschäfte überführt und gliederte sich somit in das Spektrum der Alltagskost ein. Der nächste Schritt der Popularisierung war vollzogen.⁷⁴³

Doch nicht nur Lebensmittelgeschäfte boten das neue „Volksgetränk“ zunehmend an. Bei seiner Verbreitung ist zudem der Verkauf in Trinkhallen, Kiosks und Selterswasserbuden sowie die Aufnahme in das Angebot der Gastronomie und Menagen zu beachten. Letztere haben, wie dem vorab zitierten Zeitungsartikel zu entnehmen war, bereits in den 1930er Jahren mit dem günstigen Vertrieb des Mineralwassers begonnen – in den Kantinen und Getränkeautomaten konnte es sich langfristig behaupten. Unklar bleibt allerdings, ob das Wasser dort für den einfachen Arbeiter tatsächlich erschwinglich war oder der Verzehr – in Übereinstimmung mit den grundsätzlichen Folgen einer zunehmend öffentlichen Ernährung in Betrieben – stärker von Status- und Prestigestreben geprägt war, Arbeiter also durchaus höhere Summen für prestigeträchtige Produkte ausgaben, als sie sich eigentlich leisten konnten. Im Wirtshaus dominierte im 19. Jahrhundert der Alkohol, „Säfte, Milch oder *Mineralwasser* waren bei Tisch unüblich“.⁷⁴⁴ Die Transformation des „multifunktionalen“ Wirtshauses der Aufklärung in stark gruppenspezifische Betriebe des Industriealters haben jedoch

741 Adressbücher der Stadt Bonn, insbesondere der Jahre 1941/42 und 1947.

742 Vgl. Hirschfelder, Esskultur (2001), S. 238f.

743 Unterschiedliche Entwicklungen in BRD und DDR sind Eisenbachs Studie zu entnehmen. Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 282ff.

744 Hirschfelder, Oberschichtliche Trinkgewohnheiten (1994), S. 10. Hervorhebung durch den Autor.

Konsumtionsorte für derartige Luxusgüter geschaffen.⁷⁴⁵ Allerdings fand das Mineralwasser im einfachen Wirtshaus noch lange keinen Platz: „Mineral- und Selterswasser war mehr die Sache gehobener Gastronomie.“⁷⁴⁶ Der gastronomische Sektor hat also abseits der grundsätzlichen Popularisierung die traditionelle Bedeutung des Mineralwassers als Luxusgut ein Stück weit konserviert. Die gesonderte Aufführung des „Selterswassers“ deutet aber an, dass es sich hier maßgeblich um anerkannte Markenwasser handelte.

Heizmann bemerkt, dass sich in der Etablierung der Selterswasserbuden um die Jahrhundertwende auch eine „Imitation bürgerlicher Verhaltensweisen“ erkennen ließe.⁷⁴⁷ „Der kleine Mann braucht nicht in ein mondänes teures Heilbad zu fahren, sondern kann an einer kleinen ‚Trinkhalle‘ an der nächsten Straßen-ecke seine ‚Kur‘ machen“ – so Teuteberg über die Situation im ausgehenden 19. Jahrhundert.⁷⁴⁸ Trinkhallen entstanden vor allem in den Industriestädten des Ruhrgebietes, nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu einer erneuten Ausdehnung.⁷⁴⁹ Die Konsumentengruppe, die Mineralwasser aus solchen Kiosks, Selterswasserbuden und Trinkhallen bezog, beschränkte sich weitestgehend auf „das Viertel, die Nachbarschaft“, was den Institutionen meist eine erweiterte Bedeutung zuwies:⁷⁵⁰ Im Kontext einer anonymisierten Stadtgesellschaft waren sie den Menschen häufig „einziger Kontakt zur Umwelt, Klön-Ecke, Zeitvertrieb, Treffpunkt“.⁷⁵¹ Parallelen zur sozialen Funktion der Brunnen im 19. Jahrhundert sind dabei nicht zu übersehen.

Entscheidend für die Umsatzsteigerung der Mineralwasserindustrie war jedoch auch ihre Anpassungsleistung an wandelnde Präferenzen der Konsumentengruppen. Schon die Anreicherung der Produkte mit Kohlensäure – 1830 erstmals erfolgreich synthetisch hergestellt und fortan Motor der Industrie künstlicher Mineralwasser – stellte seit den 1880er Jahren eine Reaktion der Brunnenbetriebe

745 Hirschfelder, Gunther: „Nur allzuoft sind die Gasthäuser blosse Kerkerlöcher“. Formen kommerzieller Gastlichkeit an der Schwelle zum Industriezeitalter, in: Lauterbach, Burkhardt/Köck, Christoph (Hg.): Volkskundliche Fallstudien. Profile empirischer Kulturforschung heute, Münster 1998, S. 45–59, hier S. 58.

746 Dee, Andrea/Seidl, Conrad: Ins Wirtshaus! Von Gästen Wirten Stammtischen, Wien 1997, S. 161.

747 Heizmann, Berthold: Trinkhallen. Versuch einer volkskundlich-historischen Annäherung an die Alltagskultur, in: Volkskultur an Rhein und Maas 8/1 (1989), S. 16–24, hier S. 17.

748 Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986), S. 301.

749 Vgl. Heizmann, Trinkhallen (1989), S. 22.

750 Ebd. S. 23.

751 Ebd. S. 23.



Abb. 26: „Sine Alcohol“ – Sinalco als alkoholfreies Erfrischungsgetränk, 1. Hälfte 20. Jahrhundert

nenbetrieben entfiel mehr als 75 Prozent des Absatzes auf die fünf Monate zwischen Mai und September.“⁷⁵⁴ Die seit Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend eingeführten Maschinen sollten demnach mittels Limonadenherstellung ganzjährig ausgelastet werden.

Die als „Fresswelle“ beschriebene Phase der Nachkriegernährung in den 1950er Jahren führte zu einer Verschiebung der tradierten, nicht zuletzt aber auch kriegsgeprägten Ernährung und somit zu einem enormen Ausbau der bereits vor dem Krieg eingeführten Limonadenproduktion.⁷⁵⁵ „Es wurde viel und kalorienreich gegessen und die Getränke konnten nicht süß genug sein.“⁷⁵⁶ Seit 1950 hat sich der Pro-Kopf-Verbrauch von Erfrischungsgetränken um mehr als das Zwanzigfache gesteigert – von jährlich 5,5 auf 114,6 Litern im Jahr 2003.⁷⁵⁷

752 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 125.

753 Ebd. S. 212ff.

754 Ebd. S. 212.

755 Vgl. Hirschfelder, Esskultur (2001), S. 241.

756 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 276.

757 Vgl. Verband Deutscher Mineralbrunnen, Überblick (2004), S. 6. Die Zahlen der ausschließlich von den Betrieben des Verbands Deutscher Mineralbrunnen abgesetzten Erfrischungsgetränke sind zum Teil erheblich geringer, doch besteht auch hier ein beachtlicher Anstieg der Verbrauchswerte (Pro-Kopf-Verbrauch 1950: 1,0 Liter; 2003: 35,9 Liter).

dar: Man sicherte sich so langfristig Anteile am nationalen Umsatz.⁷⁵² Zu Beginn des 20. Jahrhunderts etablierte sich die Limonadenherstellung als wichtiges zweites Standbein der Brunnenindustrie. Obwohl der Konsum von Limonaden offiziell als „unmännlich“ galt und sich auch Brunnenbetreiber entsprechend vor der Produktion scheuteten, stieg die Nachfrage nach kohlensäurehaltigen Limonaden nach der Jahrhundertwende beträchtlich.⁷⁵³ Mitte der 1930er Jahre beugten sich die letzten Betriebe der Branche dieser Entwicklung und erweiterten ihre Produktpalette entsprechend. Neben der hohen Nachfrage waren aber auch die Absatzprobleme der Unternehmen im Winterhalbjahr für die Umstellung entscheidend. „Bei den meisten Brunnenbetrieben entfiel mehr als 75 Prozent des Absatzes auf die fünf Monate zwischen Mai und September.“⁷⁵⁴ Die seit Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend eingeführten Maschinen sollten demnach mittels Limonadenherstellung ganzjährig ausgelastet werden.

Die zweite Phase der Nachkriegernährung führte durch die beständig (zu) hohe Kalorienzufuhr bei abnehmender physischer Belastung zu den „bekannten Wohlstandskrankheiten“, die erstmals 1971 im Gesundheitsbericht der Bundesregierung benannt wurden.⁷⁵⁸

Übergewicht wurde zunehmend problematisiert und ernährungsbedingte Krankheiten als eine Haupttodesursache in Deutschland erkannt. Der Bericht spiegelt ein gewandeltes Ernährungsbewusstsein und steht am Anfang der dritten Phase, welche durch ein stark medial geprägtes Schön- und Schlankheitsideal bestimmt ist und mit der Renaissance einer Gesundheits- und Fitnesswelle einhergeht.⁷⁵⁹ Seit den 1980er Jahren reagierten die Brunnenbetriebe wiederholt auf die gewandelten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und begannen mit der breitflächigen Einführung von kalorienarmen Varianten ihrer Erfrischungsgetränke, die unter den Labeln „Diät“ oder „light“ auf den Markt kamen.⁷⁶⁰ Während in der direkten Nachkriegszeit Zucker noch einen hohen Stellenwert hatte, nicht zuletzt aufgrund seiner geringen Verfügbarkeit, entsprach sein Konsum inzwischen nicht mehr den gesellschaftlichen Leitnormen⁷⁶¹, die über die Medien in unterschiedlichste soziale Gruppen einer zunehmend pluralistischen Gesellschaft transportiert wurden. In der Folgezeit zeichnet sich die Marktstrategie der Unternehmen durch das gezielte Bedienen der Bedürfnisse und Wünsche abgegrenzter Sozialgruppen ab, etwa im Sport oder Wellnessbereich. So setzten sich seit den 1970er Jahren erneut kohlensäurearme Produkte als „Stille Wasser“ durch, geschmackliche Präferenzen wurden also zugunsten gesundheitsbezogene-



Abb. 27: Trinkkultur und gesellschaftlicher Kontext: Mineralwasser ist kompatibel zur Gesundheits- und Fitnesswelle

758 Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 276f.

759 Vgl. ebd. S. 277f. Bezuglich einer historischen Herleitung dieser Schlankheitsvorstellungen vgl. Merta, Sabine: „Weg mit dem Fett“. Wege und Irrwege zur schlanken Linie, in: Der Bürger im Staat 52/4 (2002), Nahrungskultur. Essen und Trinken im Wandel, S. 200–207.

760 Vgl. Eisenbach, Mineralwasser (2004), S. 278.

761 Vgl. Teuteberg/Wiegelmann, Tägliche Kost (1986), S. 151.

ner relativiert. Seit Ende der 1990er Jahre folgten aromatisierte Mineralwasser.⁷⁶²

Als letzten Aspekt – ohne damit in Bezug auf die Nachkriegszeit einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben – soll hier erneut auf ein wesentliches Abgrenzungskriterium zwischen Mineral- und einfachem Wasser verwiesen werden: die Sauberkeit. Während das Wasser der städtischen Brunnenversorgung im 19. Jahrhundert insgesamt von problematischer Qualität war, gaben die Mineralquellen in aller Regel keinen Grund zur Besorgnis. Neben der medizinischen Wirkung verwies man darum bereits in den Brunnenschriften des 19. Jahrhunderts auf die Reinheit des Quellwassers und somit auf die besondere Eignung als Trinkwasser.⁷⁶³ Als „Hauptvorzug“ einer Mineralquelle wurde stets sein „wirklich reines natürliches Wasser“ propagiert.⁷⁶⁴ Ferner ist davon auszugehen, dass das konstruierte Bild „natürlicher Reinheit“ in voller Übereinstimmung mit den zeitgenössischen Vorstellungen von der Selbstreinigungskraft der Natur sowie dem reinigenden Effekt der Bewegung entsprach.⁷⁶⁵ Auch bleibt die Überhöhung der Natur im Kontext der romantischen Geistesströmung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu berücksichtigen. Kontrastiert wird dies mit der problematischen Qualität des einfachen, nun Leitungswassers: Die Flussverunreinigung hat zu „modernen“ Formen der Trinkwasserverseuchung geführt, die – wie der Fall Godesberg zeigte – noch in der unmittelbaren Gegenwart zur öffentlichen Beunruhigung führen konnten. Ferner war ein nicht unbeträchtlicher Anteil der deutschen Bevölkerung direkt mit der problematischen Trinkwasserversorgung am Kriegsende konfrontiert.

Während also einerseits Sauberkeit und hohe Trinkwasserqualität seit dem frühen 19. Jahrhundert in enger Verbindung mit dem natürlichen Mineralwasser propagiert werden, leidet die städtische Versorgung – ungeachtet der hygienischen Fortschritte – unter dem Generalverdacht einer möglichen Belastung. Diese dominante Dichotomie kann der Mineralwasserindustrie in ihrem Marketing-Konzept dienen und somit gezielt instrumentalisiert werden. Aufschlussreich gestaltet sich breits die Durchsicht der Website „mineralwasser.com“, eines im Auftrag des Verbands Deutscher Mineralbrunnen konzipierten Marketing-Portals.⁷⁶⁶ In einer direkten Gegenüberstellung greifen die Autoren auf das tradierte

762 Eisenbach, Minerlwasser (2004), S. 273, 298.

763 Vgl. Anmerkung 683.

764 StABohe 138 (Werbeschrift Roisdorfer Quelle, nach 1876).

765 Vgl. Kapitel 2.2.3.2 „Trinkwasserqualität und Hygiediskurs“.

766 Vgl. <http://www.mineralwasser.com> (Stand 22.02.2006).

Bild zurück, wonach Mineralwasser „aus unterirdischen, vor Verunreinigungen geschützten, ursprünglich reinen Wasservorkommen“ stamme, Leitungswasser hingegen aus Grund- und Oberflächenwasser gewonnen wird und „daher zahlreichen Umwelteinflüssen ausgesetzt“ sei. Die notwendige Aufbereitung führe schließlich dazu, dass der Verbraucher Wasser „mit einer Reihe von Chemikalien versetzt“ erhalte. Weiter wird gewarnt, dass das Leitungswasser kontrolliert werde, „*bevor* es von den Wasserversorgern ins Rohrnetz eingespeist wird“, bis zum Erreichen des Abnehmers aber „häufig noch einen kilometerweiten Weg durch das städtische Rohrsystem“ zurücklegen müsse.⁷⁶⁷ Derartige „Dämonisierungen“ des Leitungsnetzes, das sich des menschlichen Zugriffs scheinbar weitestgehend entzieht und überdies mit Assoziationen wie „Untergrund“, „Verunreinigung“ und „Ratten“ in weiten Bevölkerungskreisen negativ konnotiert ist, können zur Diskreditierung des Leitungswassers beitragen.⁷⁶⁸

Ein ähnliches Bild zeigt sich bei der Lektüre des „Quell-Reports“, einer als Aufklärungsschrift konzipierten „Studie“ über das Trinkwasser.⁷⁶⁹ Es ist davon auszugehen, dass die Publikation 1971 im Auftrag der Mineralwasserindustrie veröffentlicht wurde – zumindest hat man sie „mit freundlicher Empfehlung“ der Brunnenbetriebe offenbar Kunden als Informationslektüre angeboten.⁷⁷⁰ Darin werden die vorab geschilderten Stereotype abermals aufgegriffen, jede Trinkwasserversorgung abseits der Mineralwassernutzung kritisiert.

„Mögen auch Millionen Fische im Rhein wegen der Abwässerzuflüsse verenden – für Millionen Menschen ist dieser Fluß Trinkwasserreservoir. Kaum glaublich, weil Europas größter ‚Abwasserkanal‘ täglich 40.000 Tonnen Chloride, Phosphate, 554 Tonnen Ammonium und 295 Tonnen unterschiedliche Eisenverbindungen über die deutsch-holländische Grenze schleppt.“⁷⁷¹

Zwar wird eingestanden, dass die städtischen Wasserversorger eine gereinigte Abgabe des Wassers ermöglichen, doch wird auch in diesem Zusammenhang eine Verbindung von industrieller Widernatürlichkeit und Trinkwasserbelastung konstruiert: „Kommt bekanntlich der Appetit beim Essen, so kann er beim

767 Ebd. Hervorhebung durch den Autor.

768 Vgl. dazu exemplarisch Brednich, Rolf W.: Ratte, in: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, hg. von Rolf W. Brednich u.a., begr. von Kurt Ranke, Bd. 11, Göttingen 2003, Sp. 295–300.

769 Vgl. Wolf, Thomas: Quell-Report, Düsseldorf 1971.

770 Vgl. StABohe 144.

771 Wolf, Quell-Report (1971), S. 18.

(Wasser-)Trinken vergehen. Zumindest ist es kein Genuss – statt Mineralwasser – versehentlich ein Glas Leitungswasser mit nicht bestelltem Chlor-Aroma serviert zu bekommen.“⁷⁷² Im Gegenzug entwirft der Autor aber die bekannten und gleichwohl unkritischen Vorstellungen vom Mineralwasser, welches das „beste Wasser der Natur“ sei.⁷⁷³

Die skizzierten Stereotype können in variierenden Sozialgruppen nach wie vor dominant und entsprechend wirksam sein. Eine Aversion gegen Leitungswasser lässt sich somit historisch herleiten – nicht zuletzt, da sie doch in den Medien regelmäßig reproduziert wird.⁷⁷⁴

3. Fazit

„H₂O – zwei Wasserstoffatome und ein Sauerstoffatom.“⁷⁷⁵ Im Ernährungskontext steht der Einfachheit dieser grundlegenden chemischen Formel – aus natur- und kulturwissenschaftlicher Sicht gleichermaßen – die Komplexität des Phänomens „Wasser“ hinsichtlich seiner physiologischen wie auch soziokulturellen Funktionskontexte und Bedeutungsebenen entgegen.⁷⁷⁶ Während die Relevanz des Wassers entlang naturwissenschaftlicher Parameter jedoch weitgehend belegt ist, konnte diese durch die sonst ambitionierte kulturwissenschaftliche Nahrungsforschung bislang nur angedeutet, meist eher spekulativ betrachtet werden. *Welche Bedeutung hatte der Wasserkonsum in der Nahrungskultur des 19. und 20. Jahrhunderts und inwiefern lässt dieser sich als Indikator für kulturellen Wandel nutzen?* Eine Beantwortung dieser zentralen nahrungsethnologischen Frage war bislang auf der Basis eines gesicherten kulturwissenschaftlichen Forschungsstandes nicht möglich, sie wurde massiv durch eine als unzureichend klassifizierbare Literatur- sowie die sperrige und thematisch unzugängliche Quellenlage behindert. Wesentliche Aspekte des Wassertrinkens – in ihrer histo-

772 Ebd. S. 21.

773 Ebd. S. 21.

774 Vgl. exemplarisch Quarks und Co: Lebensqualität Wasser, WDR 12.07.2005 (21.00–21.45 Uhr).

775 Dürrschmid, Lebensmittel Wasser (2006), S. 2.

776 Vgl. exemplarisch Heseker, Helmut/Weiss, Michael: Trinken und Leistungsfähigkeit in Beruf und Freizeit. Auswertung wissenschaftlicher Studien im Auftrag des Forum Trinkwasser e. V., in: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. Mitteilungen 13 (2006), S. 12–21; Dürrschmid, Lebensmittel Wasser (2006); Hirschfelder, Wassertrinken (1998); Winterberg, Wasser (2006).

rischen wie aktuellen Ausprägung – entzogen sich daher einer genaueren wissenschaftlichen Kenntnisnahme.

Die vorliegende Mikrostudie hat sich – entlang vorstehender Forschungsfrage – der Bearbeitung eines nahrungsethnologischen Desiderats gewidmet. Dabei wurde der Wandel der Trinkkultur in der Region Bonn zur Zeit der Industrialisierung als ein Wandel des Wasserkonsums dargestellt. Die Relevanz alternativer Getränke blieb zwar nicht ausgeblendet, es galt jedoch eine tendenziell verzerrende Thematisierungskonjunktur hinsichtlich des realen Verzehrs zu relativieren. Auch konnten über den Konsum alternativer Getränke indirekte Aussagen zum Wassertrinken getroffen werden. Wesentliche Veränderungen der Trinkgewohnheiten im Kontext einer zunehmend industrialisierten Gesellschaft wurden bereits von der volkskundlich-historischen Alkoholforschung beschrieben, auch kulturgeschichtliche Studien zur Popularisierung der Heißgetränke sind zu nennen. Weder ihr jeweiliger Wert für die Nahrungsforschung noch die soziokulturelle Bedeutung dieser Getränke galt es in der vorliegenden Arbeit zu bestreiten – ganz im Gegenteil wurde letztere in ihrer peripheren Betrachtung auch hier unterstrichen. Gleichwohl sollte die häufig unauffällige Rolle des Wassers in der Trinkkultur fokussiert und schließlich als eine exponierte ausgewiesen werden. Zu diesem Zweck war die Interpretation zeitgenössischer Quellen notwendig, die Wasser allerdings primär unter technischen oder medizinischen Gesichtspunkten thematisieren, kaum aber direkte Hinweise auf Ernährung oder die soziale Handlung des Trinkens liefern. Inwieweit dabei die Bedeutung des Wasserkonsums im 19. und 20. Jahrhundert sowie übergeordnete kulturelle Wandlungsprozesse transparent wurden, soll die folgende Zusammenfassung verdeutlichen.

Die nahrungsethnologische Untersuchung des Wassertrinkens erfolgte in einer thematischen Dreiteilung: Einführend wurde der Wasserkonsum seit 1800 betrachtet, der noch durch vormoderne Strukturen einer dezentralen Brunnenversorgung geprägt war. Die Einführung eines zentralen Leitungssystems im Jahre 1875 markiert eine tiefe Zäsur in der Alltagsrealität der Bonner Bevölkerung, obgleich die Auswirkungen erst in Folge der Popularisierung im frühen 20. Jahrhundert für die Bevölkerungsmehrheit relevant wurden. Die abschließende Darstellung des Mineralwassers als eine Sonderform des Wassertrinkens rückte quantitative und qualitative Differenzen in das Zentrum der Betrachtung und ermöglichte ferner die Tradierung gegenwärtiger Trinkgewohnheiten im 19. und 20. Jahrhundert umfassender nachzuzeichnen.

Die Trinkkultur des 19. Jahrhunderts war für weite Teile der Bevölkerung vergleichsweise gering differenziert: Alkoholische Getränke konnten aus ökonomischen Gesichtspunkten verstärkt nur zu festlichen Anlässen, etwa Kirchweih, konsumiert werden; man unterschied grob zwischen teurerem Wein und preisgünstigerem Bier. Branntwein erlebte durch die industrielle Verarbeitung der Kartoffel eine Popularisierung, besaß aber ebenso wie der gesamte Alkoholkonsum quantitativ tendenziell wenig Gewicht. Auch der populäre Kaffeekonsum nahm tatsächlich eine minder bedeutsame Rolle ein: Er dominierte maßgeblich die Mahlzeiten, diente als Speiseersatz und -ergänzung, konnte aber nur unzureichend zur Deckung des Flüssigkeitsbedarfs beitragen. Auf diese Weise führte eine grundlegende Betrachtung der Trinkgewohnheiten zum indirekten Nachweis einer übergeordneten Relevanz des Wassertrinkens und zur Klassifizierung des Wassers als Alltagsgetränk der Bevölkerungsmehrheit.

Selbst in der ökonomisch weitgehend unabhängigen Oberschicht konnte der Verzehr des Wassers nachgewiesen werden und legte somit immanente soziale Differenzen offen: Hier besaß die Qualität und Beschaffungsfrage eine übergeordnete Relevanz. Während sich wenige wohlhabende und einflussreiche Haushalte qualitativ höherwertiges Quellwasser direkt in den privaten Lebensraum befördern ließen, war der Rest der Bevölkerung auf eine arbeitsintensive Wasserentnahme an öffentlichen und privaten Brunnen angewiesen, deren Wasserqualität sich über die spezifische Wohnsituation ebenfalls entlang finanzieller Kriterien staffelte. Somit gewann der Konsum neben so genannten „nur-funktionellen“ auch Status- und Prestigefunktionen. Die soziale Bedeutungsebene des Wassertrinkens spiegelte sich zudem in Versorgungsfragen, sprich der gemeinschaftlichen Brunnennutzung und -instandhaltung sowie der Bedeutung des Brunnens als lokales Kommunikationszentrum der Nutzergruppen.

Das natürliche Dargebot der Ressource Wasser wurde durch den Zugriff über ein komplexes Brunnensystem kultiviert und als Getränk in die zeitgenössische Nahrungskultur eingegliedert. Die Verfügbarkeit eines qualitativ unbedenklichen Trinkwassers ist jedoch grundsätzlich als kritisch einzustufen, da das 19. Jahrhundert erheblich von einem aus heutiger Sicht unzureichenden Hygienebewusstsein geprägt war. Während offene Ziehbrunnen im Laufe des Jahrhunderts zunehmend von geschlossenen Pumpensystemen abgelöst und somit die Gefahren einer direkten Verschmutzung der Wasserstellen durch Abfälle und Tierkadaver verringert wurden, bildeten gewerbliche Abwässer sowie exkrementelle Verunreinigungen durch nahe gelegene und unzureichend abgedichtete Aborte

noch nach 1875 erhebliche Gefahrenquellen. Der Konsum des Lebensmittels Brunnenwasser führte somit auch in Bonn zu epidemischen Verbreitungen der Infektionskrankheiten Cholera, Typhus und Ruhr. Deutliche Qualitätsschwankungen standen neben hydrologischen und geomorphologischen Faktoren insbesondere in Abhängigkeit von der wirtschaftlichen Situation, die in Not- und Krisenzeiten zur Verwahrlosung der Brunnen führen konnte. So machten nicht die generelle Verfügbarkeit, sondern starke lokale und temporale Abweichungen der Qualität das Nahrungsmittel Wasser zum sozialen Distinktionsmittel und damit zur Ware einer frühindustrialisierten Gesellschaft.

Festzuhalten bleibt, dass sich die Bedeutung des Wasserkonsums zur Zeit dezentraler Brunnenversorgung auf unterschiedlichen Ebenen ausdrückte: Wasser nahm aus ökonomischen Gründen – es war im Gegensatz zu alternativen Getränken kostenfrei verfügbar – die Funktion eines schichtenübergreifenden Alltagsgetränks ein. Hinsichtlich seiner problematischen Qualität wurde es als Nahrungsmittel hingegen zur begehrten Mangelware, so dass sein Verzehr Prestige- und Statusfunktionen gewinnen konnte. Abseits der primär ernährungsbezogenen Nutzung blieb der Brunnen als „Schlagader“ der Gesellschaft ein Zentrum des öffentlichen Lebens und wurde als solches sozial-kommunikativ genutzt.

Die Einführung der Zentralversorgung im Jahre 1875 hatte multiple Auswirkungen auf die Alltagsrealität der Bonner Bevölkerung: Langfristig konnte die Qualität des Lebensmittels erheblich gesteigert und Wasser uneingeschränkt und unmittelbar zur Verfügung gestellt werden – die Versorgung wurde dabei egaliert, das heißt, soziale Differenzen des Konsums wurden dauerhaft überwunden. Kurz- und mittelfristig verschärfte die Leitung jedoch schichtspezifische Unterschiede und neue, durch die zunehmende Industrialisierung geprägte Problemkontakte traten in den Vordergrund. Während allerdings erstere mit der breitflächigen Popularisierung der Anschlüsse in den 1930er Jahren überwunden werden konnten, wirken auf Flussverunreinigung basierende Qualitätsprobleme noch bis in die Gegenwart nach. Ferner führte die Etablierung der Wasserleitung zur Modifizierung und Auflösung tradierter Sozialstrukturen, reduzierte die Bedeutungsebenen des Konsums um den öffentlichen Charakter und wies der Ressource Wasser endgültig einen klaren Warenwert zu.

Die übergeordnete Bedeutung des Wassers hatte auch in der Trinkkultur des 20. Jahrhunderts weiterhin Bestand. Zwar machten steigender Wohlstand und sinkende Preise alternative Getränke leichter verfügbar, doch erlaubten die ökonomischen Verhältnisse der Bevölkerungsmehrheit nach wie vor keinen perma-

nennten Konsum. Wassertrinken muss zudem als physiologisch notwendige Flüssigkeitszufuhr bei körperlich anstrengenden Arbeitsprozessen im Alltag der Fabrik- und Landarbeiter bezeichnet werden. Überdies ist der volkskundliche Zugriff auf den Untersuchungsgegenstand Wasser entlang spezifischer Verzehrsituationen jedoch nur eingeschränkt möglich: Insbesondere die Auswertung der Ernährungsumfragen konnte belegen, dass Wassertrinken nur gelegentlich zu den Mahlzeiten realisiert wurde; Tischgetränke waren im Untersuchungsgebiet insgesamt unüblich, quantitativ bedeutsamer Verzehr erfolgte weitgehend situationsungebunden, das heißt „einfach zwischendurch“.

Schließlich wurde deutlich, dass die dauerhaft verbesserte Wasserqualität den Prestigewert des Getränks reduzierte: Wasser galt außerhalb von Krisenzeiten als spezifische Armenkost; Wertzuschreibungen der Nahrungskultur ließen sich jedoch am Beispiel des Wassers – in Abhängigkeit von Verfügbarkeit und Qualität – als dynamisch nachweisen. Im überregionalen und transtemporalen Kontext konnte diese Tendenz verifiziert und überdies die politische Brisanz des Wasserkonsums in der Gegenwart aufgezeigt werden.

Der dritte Themenblock diskutierte die Bedeutung des Mineralwassers in der regionalen Trinkkultur. Im 19. Jahrhundert war der Konsum vornehmlich durch medizinischen und elitären Gebrauch bestimmt: Mineralwasser galt vornehmlich als Arznei, in wohlhabenden Kreisen verzehrte man es aber auch als Luxusprodukt. Die medizinische Anwendung wurde einerseits in diversen, zum Teil bis ins Ausland bekannten Kurorten praktiziert, andererseits verschrieben lokale Ärzte das Mineralwasser, welches dann in Apotheken erhältlich war. Kuraufenthalte wurden jedoch weniger als pathologische Notwendigkeiten wahrgenommen, sondern dienten häufig repräsentativen Zwecken, so dass Mineralwasserkonsum einen starken Prestigecharakter besaß. Abseits der Kurorte therapierte man auch mit unbekannterem Wasser der Region, hier stand die insgesamt meist unspezifische Heilsvorstellung des Getränks im Vordergrund. Zwar verfügten Apotheken wichtiger Handelsknotenpunkte meist auch über anerkannte Wasser entfernter Kurorte, doch stieg der Preis des Produkts mit der Entfernung beträchtlich. Die geringe Verfügbarkeit und der hohe Kostenaufwand des Konsums als Delikatesse machte das Mineralwasser auch in Bonn zu einer begehrten und prestigeträchtigen Mangelware. In diesem Kontext etablierte sich in der Mineralwasserbranche ein Markenbewusstsein, welches in der jeweiligen Trinkkultur sozial-distinktive Züge trug.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde das Mineralwasser in immer größeren Bevölkerungskreisen finanziell erschwinglich und entsprechend populär. Die Verfügbarkeit weitete sich von elitären Kurorten auf Selterswasserbuden, Trinkhallen und Menagen aus, von der Apotheke gelangte es über Delikatess- und Kolonialwarenläden schließlich in moderne Lebensmittelgeschäfte. Während im frühen 20. Jahrhundert der „Werteverfall“ des Produkts noch durch gezielte Besteuerung gestoppt werden sollte – hier wird eine Parallele zur Popularisierung des Kaffees deutlich –, wurde aus dem oberschichtlichen Luxusprodukt innerhalb eines Jahrhunderts ein bürgerliches Genussmittel und schließlich ein Alltagsgetränk der Bevölkerungsmehrheit in der unmittelbaren Gegenwart.

Die multiple Bedeutung des Wasserkonsums im 19. und 20. Jahrhundert kann damit als detailliert nachgewiesen gelten. Anhand vorliegender Mikrostudie sollte sich somit nicht nur eine Forschungslücke historischer Nahrungskultur minimiert, sondern zudem ein Beitrag zum Verständnis gegenwärtiger Trinkkultur geleistet worden sein. Überdies fungierte die Untersuchung des Wasserkonsums aber auch als Folie zur Darstellung kultureller Wandlungsprozesse zur Zeit der Industrialisierung. Abschließend sollen die übergeordneten Rahmenfaktoren und ihre Veränderungen im 19. und 20. Jahrhundert komprimiert aufgezeigt und somit die hinreichende Beantwortung auch des zweiten Teils der Forschungsfrage belegt werden.

Grundlegend konnte anhand der Analyse des Wassertrinkens eine geradezu revolutionäre technische Entwicklung transparent gemacht werden: Mit der Einführung einer zentralen Wasserversorgung wurde nicht nur an eine antike Tradition angeknüpft und das mittelalterliche System einer dezentralen Brunnenversorgung endgültig überwunden, sondern überdies – und hier zeichnet sich ein erheblicher Unterschied zur römischen Wassernutzung ab – eine Egalisierung des Konsums ermöglicht. Durch die Etablierung der Wasserleitung konnte dauerhaft eine quantitativ weitgehend uneingeschränkte und qualitativ vergleichsweise hochwertige Versorgung der gesamten Bevölkerung mit einem zentralen Lebensmittel gesichert werden. Ferner hat diese technische Innovation in erheblichem Maße dazu beigetragen, dass diverse Infektionskrankheiten ihres epidemischen Charakters beraubt wurden und sich somit die Gesundheitsgefährdung ganzer Gesellschaften radikal einschränken ließ.

Gleichermaßen spiegelt sich in diesem Kontext aber auch ein fundamental gewandeltes Hygieneverständnis, wobei sich im primär medizinischen Kontext

die Durchsetzung bakterieller Übertragungstheorien gegen die im 19. Jahrhundert dominanten miasmatischen Ansätze einstellte. Ein neues Hygienebewusstsein, ausgeprägt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, stellte sich als wichtiger Motor für die Einrichtung der Zentralversorgung und den flächendeckenden Ausbau städtischer Kanalsysteme heraus. Die bereits im 18. Jahrhundert angestrebte Popularisierung eines hinreichenden Hygienebewusstseins durch die Medizinalpolizei konnte in ihrer Verknüpfung mit Problemen der Trinkwasserqualität im ausgehenden 19. Jahrhundert somit endgültig durchgesetzt werden. Bei kurz- bis mittelfristig intensivierter Flussverunreinigung durch die Abwässer der Industrie verweist die gewandelte Trinkwasserproblematik des 20. Jahrhunderts zudem auf ein sich mittel- bis langfristig wandelndes Umweltbewusstsein, welches im Spannungsfeld wirtschaftlicher Interessen und solcher der Bevölkerung den Gedanken einer nachhaltigen Nutzung natürlicher Ressourcen überhaupt erst öffentlich machte.

Auch spiegelte die Untersuchung des Wasserkonsums strukturelle Veränderungen im Industriezeitalter: Die gravierende Verschlechterung der Trinkwasserqualität in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts resultierte aus der Überlastung vormoderner Ent- und Versorgungsstrukturen, die der wachsenden Verschmutzung – ausgelöst durch demographischen Wandel (steigende Geburten-, sinkende Sterbezahlen), Binnenmigration und zunehmende Urbanisierung – nicht mehr gewachsen war.

Die wirtschaftliche Relevanz des Mineralwassers und ihre veränderte Nutzung verdeutlichen die sich wandelnden Rahmenfaktoren während der Industrialisierung am Beispiel der Roisdorfer Mineralquelle. Versuche, Roisdorf zum Kurort auszubauen, entsprachen weitestgehend den vorindustriellen Vorstellungen einer gewinnoptimierten Mineralwassernutzung. Wirtschaftlich dauerhafter Erfolg stellte sich hingegen erst mit der primären Ausrichtung des Betriebs auf industriellen Versand ein: Die Absatzzahlen auf nationaler und internationaler Ebene stiegen beträchtlich, der Brunnenbetrieb konnte die konjunkturelle Anfälligkeit überwinden. Parallel weitete steigender Wohlstand im Laufe des 19. Jahrhunderts die Konsumentengruppe aus, was zu wachsender Konkurrenz auf dem Mineralwassermarkt führte – Preisverfall setzte ein. Die fortschreitende Industrialisierung der Produktionsabläufe, erheblich verbesserte Absatzbedingungen in Folge der Transportrevolution sowie der künstlichen Herstellung des Mineralwassers aufgrund chemisch-akademischer Erfolge reduzierten die Kosten des Konsums weiter und ermöglichten somit den Aufstieg des Mineralwassers zum Alltagsgetränk der Gegenwart.

Die Studie *Wasser – Alltagsgetränk, Prestigeprodukt, Mangelware* unterstreicht die Indikatorfunktion der Trinkkultur innerhalb nahrungsethnologischer Forschung und macht kulturelle Wandlungsprozesse am Beispiel des Wasserkonsums im 19. und 20. Jahrhundert transparent.

Zwar konnte eine erschöpfende Analyse der Bedeutungs- und Funktionskontakte des Wassertrinkens in der menschlichen Nahrungskultur hier kaum geleistet, wohl aber ein erster Eindruck von einem bislang weitgehend ausgeblendeten Feld kulturwissenschaftlicher Nahrungsfor schung vermittelt werden. Weitere Mikrostudien müssen sich anschließen, gewonnene Ergebnisse verdichtet, verifiziert und modifiziert werden. So bleibt – nicht zuletzt hinsichtlich der politischen Relevanz der Ressource – abschließend zu hoffen, dass sich *Wasser* als Forschungsobjekt der Nahrungsethnologie dauerhaft etabliert, empirische Studien zum Verständnis gegenwärtiger Konsumveränderungen beitragen und kulturwissenschaftliche Disziplinen auch zukünftig an diesem wichtigen Forschungsfeld partizipieren. Denn: „Panta rhei – alles fließt und so auch die Nutzungs- und Vorstellungswelt um dieses außergewöhnliche Lebenselement.“⁷⁷⁷

777 Baus/Portz, Wasser (2004), S. 48.

4. Abkürzungsverzeichnis

AARL	= Archiv Amt für rheinische Landeskunde Bonn (LVR)
AbwAG	= Abwasserabgabengesetz
ADV	= Atlas der deutschen Volkskunde
ARL	= Amt für rheinische Landeskunde Bonn
ASD	= Archiv Salm-Dyck
BA	= Bonner Anzeigenblatt
BfArM	= Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte
BN	= Bonner Nachrichten
BR	= Bonner Rundschau
BW	= Bonner Wochenblatt
BZ	= Bonner Zeitung
DRZ	= Deutsche Reichs-Zeitung
DVjöG	= Deutsche Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege
DVöG	= Deutscher Verein für öffentliche Gesundheitspflege
DZ	= Die Zeit
GA	= General-Anzeiger Bonn
HSAD	= Hauptstaatsarchiv Düsseldorf
IAKE	= Internationaler Arbeitkreis für Kulturforschung des Essens
RSA	= Rhein-Sieg Anzeiger
StAB	= Stadtarchiv Bonn
StABohe	= Stadtarchiv Bornheim
SZ	= Süddeutsche Zeitung
VDM	= Verband Deutscher Mineralbrunnen
WHG	= Wasserhaushaltsgesetz
WHO	= World Health Organization

5. Literatur- und Quellenverzeichnisse

5.1 Archivalien

Archiv Amt für rheinische Landeskunde Bonn (AARL):

3; 4; 8; 29; 30; 35–39; 43; 102; 118–142; 164; 181–187; 233–236; 240; 242; 243; 248; 251; 254–256 (Umfrage Ernährung, 1980er Jahre, Antwortbögen/Tonbänder).

Archiv der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde (Universität Bonn):

Umfragematerial „Weihnachten geht durch den Magen ...!“; 2005/06 (digitale Materialisierung).

Archiv der Abteilung Rheinische Landesgeschichte (Universität Bonn):

86; 87; 88; 117 (ADV-Antwortkarten Kreis Bonn, 123/16/13a-123/30/1b).

Artus Mineralquellen GmbH:

„Artikelliste“ vom 23.11.2005; Werbevorlage „Roisdorfer Wellness“ 2005; Verzeichnis „Münzsammlung der Artus Mineralquellen in Roisdorf“ vom 23.08.1985.

Dr. Ernst Gierlich, Roisdorf:

„Ein Wasser von altem, verdientem Gebrauch und Ruf. Zur Entwicklung des Roisdorfer Mineralbrunnens“ (unveröffentlichtes Skript zu einem Vortrag im Heimat- und Eifelverein Bornheim am 06.01.2005).

Familie Rech, Roisdorf:

Brief vom 24.06.1844; Chronik des Wilhelm Rech [c1910].

Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSAD):

Bestand Regierung Köln 1309; 1316.

Privatarchiv Familie Salm-Dyck (ASD):

288/357; 288/367; 295/179; 295/181-3; 295/219-41.

Stadtarchiv Bonn (StAB):

Fr 35/16; Fr 35/18; Ii 200; N 1987/197; Pr 894; Pr 50/342; Pr 2847.

ZA 39/42; ZA 117/1229; ZA 122/1254; ZA 133/1176; ZA 134/128; ZA 135/361; ZA 136/40; ZA 136/886; ZA 137/467; ZA 137/847; ZA 138/192; ZA 138/1746; ZA 143/167; ZA 148/3087 (Archiv Zeitungsausschnitte).

Stadtarchiv Bornheim (StABohe):
137; 138; 139; 141; 142; 144 (Sammlung Norbert Zerlett).

Stadtwerke Bonn:
Tabellen „Wasserverbrauch Bad Godesberg“; Tagesberichte „Werk I & II“.

5.2 Zeitungen

Bonner Anzeigenblatt (BA): 1984.
Bonner Nachrichten (BN): 1866, 1875.
Bonner Rundschau (BR): 1958, 1981, 1984.
Bonner Wochenblatt (BW): 1838.
Bonner Zeitung (BZ): 1870, 1873, 1900, 1923.
Deutsche Reichs-Zeitung (DRZ): 1928.
Die Zeit (DZ): 1998.
General-Anzeiger (GA): 1932, 1990, 1992.
Rhein-Sieg Anzeiger (RSA): 1984.
Süddeutsche Zeitung (SZ): 1998.

5.3 Audio- und Audio-Visuelle Medien

Fernsehbeitrag:
„Lebensqualität Wasser“, Quarks und Co, WDR, 12.07.2005 (21.00–21.45 Uhr).

Film:
„Das alte Wasserwerk an der Lippe“, Wesel 1993/94, Buch und Regie Berthold Heizmann, Mediathek Amt für rheinische Landeskunde Bonn (ARL).

Radiobeitrag:
„Zwischen Rhein und Weser“, WDR 1, 07.03.1984 (16.05 Uhr).

5.4 Websites

http://www.advent-ist-im-dezember.de/alles_hat_seine_zeit_aktuelles.php?fontsize%3D_norm (Stand 02.03.2006).

<http://www.bfarm.de/de/index.php> (Stand 18.02.2006).

<http://www.gerolsteiner.de/fileadmin/pub/img/mtv-03-03-03-aktuell.pdf> (Stand 02.03.2006).

<http://www.heinzerhardt.com/> (Stand 12.03.2006).

<http://www.kulinaristik.de/weihnachten.php> (Stand 02.03.2006).

http://www.lwl.org/LWL/Kultur/mein_18_November/ (Stand 02.03.2006).

<http://www.mineralwasser.com> (Stand 22.02.2006).

http://www.sonderangebote-total.de/angebote_lidl/Archiv_2005/angebote_lidl_081205.htm (Stand 02.03.2006).

<http://www.uni-bonn.de/www/Volkskunde/Aktuelles/Weihnachten.html> (Stand 02.03.2006).

http://www.uni-bonn.de/www/Volkskunde/Was_ist_Volkskunde_.html (Stand 11.01.2006).

5.5 Edierte Quellen

Adressbücher der Stadt Bonn (1856/57 bis 1956).

Anonymous: Die Roisdorfer Mineralquelle 1876–1901. Zur Erinnerung an das 25jährige Geschäfts-Jubiläum des Herrn Wilhelm Custor. Ohne Ort und Jahr [1901?].

Anonymous: Vertrags-Verhältniß zwischen der Stadt Bonn und der Rheinischen Wasserwerks-Gesellschaft, Bonn 1893.

Anonymous: Eaux minérales d'Alfter à Roisdorf, in: Mercure du Département de la Roer 11 (1813).

Anonymous: Schilderungen der Stadt Aachen zum Unterrichte und zur Erbauung der Reisenden, der Spieler, der Geschichtsschreiber und der Philosophen, Frankfurt a. M. 1787.

Barlow, Maude/Clark, Tony: Blaues Gold. Das globale Geschäft mit dem Wasser, Frankfurt a. M. 2003.

Bischof, Gustav: Chemische Untersuchung der Mineralwasser zu Geilnau, Fachingen und Selters im Herzogthum Nassau, nebst Betrachtungen vulkanische Mineral-

quellen, besonders über deren Ursprung, Mischung und Verhältnis zu den Gebirgsbildung, Bonn 1826.

Bischof, Gustav: Die Mineralquellen zu Roisdorf bei Alfter ohnweit Bonn, Bonn 1826.

Bluhme, R.: Ueber die Brunnenwasser der Umgegend von Bonn, Bonn o. J. [c1871/72].

Brillat-Savarin, J.A.: Physiologie des Geschmacks, Braunschweig 1888.

Das häusliche Glück. Vollständiger Haushaltsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen. Zugleich ein nützliches Hülfsbuch für alle Frauen und Mädchen, die „billig und gut“ haushalten lernen wollen, hg. von einer Commission des Verbandes „Arbeiterwohl“, Mönchengladbach/Leipzig 1882.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in Zwanzig Bänden, 12. Bd., Leipzig 1932.

Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.): Verzeichnis der Belegorte des Atlas der deutschen Volkskunde (ausgegeben für die Fragebogen 1–4), Berlin 1936.

Dietz, Josef: Bonner Bürgerbuch. Enthaltend eine Sammlung der Ortsstatute und Polizei-Verordnungen für den Stadtkreis Bonn und vieler sonstiger Bestimmungen, Bonn 1900.

Forster, J.: Versuche über die Bedeutung der Aschebestandtheile in der Nahrung, in: Zeitschrift für Biologie 9 (1873), S. 279–380.

Frank, Johann Peter: System einer vollständigen medicinischen Policey, Mannheim 1784.

Freytag, M.: Fürstlich Salm'sche Roisdorfer Mineralquelle. Ihre Bestandtheile und Heilkräfte, Bonn 1878.

Froitzheim, Fritz (Hg.): Denkschrift zum 50jährigen Bestehen der Rheinischen Wasserwerks-Gesellschaft, Köln 1872–1922, Köln 1922.

Grahn, E.: Die städtische Wasserversorgung im Deutschen Reiche, sowie in einigen Nachbarländern, München/Leipzig 1898.

Groh, Walter: Gesund durch Wasseranwendungen. Wasser und Wärme als Gesundheitsfaktoren, Bonn 1963.

Harless, Christian F.: Die vorzüglichen salinischen und eisenhaltigen Gesundbrunnen im Grossherzogtum Niederrhein, insbesondere die Mineralquellen zu Roisdorf, Heppingen, Tönnestein, Heilbrunnen und zu Godesberg. Nebst einem Ueberblick

über die bedeutenderen und heilkäftigen Mineralquellen in der Eifel, sodann am rechten Ufer des Mittelrheins, und auf dem Hunsrück, Hamm 1826.

Hirsch, August: Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker (Bd. 3), Berlin 1932.

Jurisch, Konrad W.: Die Verunreinigung der Gewässer, Berlin 1890.

Kauhlen, Franz W.: Dissertatio Inauguralis Medica in aqua Proponitur Examen Fontis Mineralis Soterii Roisdorffensis Prope Bonnam, Duisburg 1774.

Kortum, Carl G.T.: Vollständige physikalisch-medizinische Abhandlung über die warmen Mineralquellen und Bäder in Aachen und Burtscheid, Dortmund 1798.

Lehner, Hans: Die antiken Steindenkmäler des Provinzialmuseums in Bonn, Bonn 1918.

Lichtenfels, H.: Geschichte der Ernährung, Berlin 1913.

Lichtenfels, H.: Über Lebensmittelverbrauch, dessen Geldwerth und die Lohnhöhe in Bonn während der Jahre 1809 bis 1903, Bonn 1903.

Maaßen, Germanus H.C.: Dekanatsgeschichte Hersel, Köln 1885.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 17. Bd., Leipzig/Wien 1897, S. 348–352.

Pettenkofer, Max von: Die Typhusbewegung in München von 1851–1887, München 1889.

Scheidemandel, Friedrich Ch.G.: Anleitung zum vernünftigen Gebrauch aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschland's, deren Bestandtheile bekannt sind, Gotha 1792.

Schroot, A.: Des Menschen Leben und Gesundheit. Ein Haus- und Familienbuch, Leipzig 1886.

Schumacher, Th.: Roisdorfer Mineralquelle. Ihre Bestandteile und Heilkräfte, Bonn 1902.

Shiva, Vandana: Der Kampf um das blaue Gold. Ursachen und Folgen der Wasserverknappung, Zürich 2003.

Silbergbeit, Heinrich (Hg.): Preußens Städte: Denkschrift zum 100jährigen Jubiläum der Städteordnung vom 19. Nov. 1808, Berlin 1908.

SPD-Ratsfraktion (Hg.): Das erste Urteil für besseres Wasser. Wie 6.000 Godesberger Bürger die Stadt Bonn und die BASF vor den Kadi zwangen, Bonn 1985.

Stein, Siegfried: Die Vorzüglichkeit des Bonner Wasserleitung-Wassers. Bonn 1892.

Stucke, C.: Abhandlung von den Mineralquellen im Allgemeinen und Versuch einer Zusammenstellung von 880 der bekannteren Mineralquellen und Salinen Deutschlands, der Schweiz und einiger angrenzender Länder, Köln 1831.

Verband Deutscher Mineralbrunnen (Hg.): Der schnelle Überblick. Daten zum Markt der Mineralbrunnenge tränke, Bonn 2004.

Verordnung über natürliches Mineralwasser, Quellwasser und Tafelwasser vom 01.08.1984, BGBl I 1984, 1036.

Wegeler, D.: General-Bericht des Königlich-Rheinischen Medicinal-Collegii über das Jahr 1828, Koblenz 1832.

Wolf, Thomas: Quell-Report, Düsseldorf 1971.

Wutzer, Carl W.: Ueber die Salubritäts-Verhältnisse von Bonn, Bonn 1858.

5.6 Literatur

- Abel, Wilhelm: Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter, Hamburg 1978.
- Abel, Wilhelm: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland, Göttingen 1972.
- Alter, Peter: Die Epoche des Nationalismus und Imperialismus 1849–1918, in: Ders./Hufnagel, Gerhard/Schwalm, Eberhardt et al.: Grundriss Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789, Stuttgart 1992.
- Alter, Peter: Industrielle Revolution und Soziale Frage, in: Ders./Hufnagel, Gerhard/Schwalm, Eberhardt et al.: Grundriss Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789, Stuttgart 1992, S. 127–154.
- Andritzky, Michael (Hg.): Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel, Gießen 1992.
- Ariès, Philippe: Geschichte des Todes, München 2002.
- Artelt, Walter (Hg.): Städte-, Wohnungs- und Kleidungshygiene des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Vorträge eines Symposiums vom 17.-18. Juni 1967 in Frankfurt am Main, Stuttgart 1969.
- Ast, Hiltraud: Wasserleitungs- und Brunnenbau an der Schwelle zum Industriezeitalter, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 80 (1977), S. 24–41.
- Bahlsen, Hans: Das Wasser. Betrachtungen über seine Verwendung für häusliche und industrielle Zwecke, München 1954.
- Ball, Daniela U. (Hg.): Kaffee im Spiegel europäischer Trinksitten/Coffee in the Context of European Drinking Habits, Zürich 1991.
- Barlösius, Eva: Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, Weinheim/München 1999.
- Bauer, Thomas: Im Bauch der Stadt. Kanalisation und Hygiene in Frankfurt am Main 16.–19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1998.
- Baumhauer, Joachim F.: Hausforschung, in: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 101–131.
- Baus, Daniela: Lebensstile, Ernährung und Lebensqualität in der pluralistischen Gesellschaft, Bonn 2004 (unveröffentlichte Magisterarbeit).
- Baus, Daniela/Portz, Tanja: Wasser – Grundüberlegungen zu einem lebenswichtigen Element. 5. Symposium des Internationalen Arbeitskreises für Kulturforschung

- des Essens, 2006. In: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. Mitteilungen 12 (2004), S. 48.
- Bausinger, Hermann/Jeggle, Utz/Korff, Gottfried et al.: Grundzüge der Volkskunde, Darmstadt 1999.
- Becker-Huberti, Manfred: Lexikon der Bräuche und Feste. 3000 Stichwörter mit Infos, Tipps und Hintergründen, Freiburg 2001.
- Becker-Jákli, Barbara (Hg.): Köln um 1825 – ein Arzt sieht seine Stadt. Die medizinische Topographie der Stadt Köln von Dr. Bernard Elkendorf, Köln 1999.
- Bendix, Regina: Reden und Essen. Kommunikationsethnographische Ansätze zur Ethnologie der Mahlzeit, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 107 (2004), S. 211–238.
- Berghahn, Volker: Das Kaiserreich 1871–1914. Industriegesellschaft, bürgerliche Kultur und autoritärer Staat, in: Handbuch der deutschen Geschichte (Bd. 16), begr. von Bruno Gebhardt, Stuttgart 2003.
- Besche, Beatrix: Wasser und Wettbewerb. Möglichkeiten und Grenzen einer Öffnung des Wassermarktes, Frankfurt a. M. 2004.
- Bimmer, Andreas C.: Das Volkskundliche am Alkohol, in: Alkohol im Volksleben, Marburg 1987 (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 20), S. 10–36.
- Binger, Lothar/Hellemann, Susann: Küchengeister. Streifzüge durch Berliner Küchen, Berlin 1996.
- Bitsch, Roland: Trinken, Getränke, Trunkenheit, in: Bitsch, Irmgard/Ehlert, Trude/Ertzdorff, Xenja von (Hg.): Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit, Sigmaringen 1987, S. 207–216.
- Boden, Alexander: Lesen und Vorlesen. Die Entwicklung der Lesefähigkeit im 18. und 19. Jahrhundert, in: KulTour 14/2 (2003), S. 35–49.
- Böhme, Hartmut: Kulturgeschichte des Wassers, Frankfurt a. M. 1988.
- Bonner Geschichtswerksatt (Hg.): „.... tranken dünnen Kaffee und aßen Platz dazu“. Leben in der Bonner Nordstadt 1850–1990, Bonn 1991.
- Borsos, Balázs: On the possibilities of computer-assisted processing of European atlases of ethnography, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 52 (2007) [im Druck].
- Boudet, Robert: Die bürgerliche Familie, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen, Frankfurt a. M. 1978, S. 399–403.

- Bourdieu, Pierre: Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis, in: Ders. (Hg.): Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a. M. 1997, S. 125–158.
- Brandt, Ahasver von: Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften, Stuttgart 1998.
- Brednich, Rolf W.: Ratte, in: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, hg. von Rolf W. Brednich u.a., begr. von Kurt Ranke, Bd. 11, Göttingen 2003, Sp. 295–300.
- Brednich, Rolf W.: Quellen und Methoden, in: Ders.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 77–100.
- Bringéus, Nils-Arvid/Wiegelmann, Günter: Ethnological Food Research in Europe and USA, Göttingen/Lund 1971.
- Brinkmann, Bernd: Die künstliche Mineralwasser- und Badeanstalt in Köln, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Wasserlust. Mineralquellen und Heilbäder im Rheinland, Köln 1991, S. 154–161.
- Brinkmann, Bernd: Steinzeugflaschen für den Versand Rheinischer Mineralbrunnen, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Wasserlust. Mineralquellen und Heilbäder im Rheinland, Köln 1991, S. 82–102.
- Brinkmann, Bernd: Der Mineralwasserversand in Steinzeugflaschen, in: Der Mineralbrunnen. Fachzeitschrift der Deutschen Mineralbrunnenindustrie 35 (1985), S. 384–397.
- Brügelmann, Jan: Der Blick des Arztes auf die Krankheit im Alltag 1779–1850. Medizinische Topographien als Quelle für die Sozialgeschichte des Gesundheitswesens, Berlin 1982.
- Buntzel, F.: Die Wasserversorgung des Bonner Raums, Bonn 1957.
- Calvis, Herbert: Die wasser- und energiewirtschaftliche Bedeutung des Rheins von seinen Quellen bis zum Eintritt ins Rheinische Schiefergebirge, Köln 1981.
- Corbin, Alain: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs, Berlin 1996.
- Cox, Heinrich L.: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten über das Heiratsverhalten Ungleichehaltriger in der ehemaligen Preußischen Rheinprovinz im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte des Rheinlandes aufgrund der Frage 241 des Atlas der deutschen Volkskunde (ADV), in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 47 (2002), S. 207–215.

- Croon, Helmuth: Rheinische Städte, in: Först, Walter (Hg.): Das Rheinland in Preußischer Zeit. 10 Beiträge zur Geschichte der Rheinprovinz, Köln/Berlin 1965, S. 87–108.
- Czychowski, Manfred/Prümm, Gustav: Wasserrecht Nordrhein-Westfalen. Vorschriftensammlung mit einer erläuternden Einführung, Köln 1998.
- Dee, Andrea/Seidl, Conrad: Ins Wirtshaus! Von Gästen Wirten Stammtischen, Wien 1997.
- Deile, Lars: Feste – eine Definition, in: Maurer, Michael (Hg.): Das Fest. Beiträge zu seiner Theorie und Systematik, Köln 2004, S. 1–17.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.): Ernährungsbericht 2004, Bonn 2004.
- Dietrich, Michael: Alles klar im Bonner Norden? Die Geschichte der ersten Kläranlage Bonns, in: Bonner Geschichtsblätter 39 (1989), S. 383–400.
- Dietz, Josef: Topographie der Stadt Bonn vom Mittelalter bis zum Ende der kurfürstlichen Zeit, Bonn 1962.
- Dillen, Susanne von: Dürre im ländlichen Indien: Beiträge zur sozialgeographischen Naturrisikoforschung, in: Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser – Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004, S. 219–235.
- Dix, Andreas: Industrialisierung und Wassernutzung. Eine historisch-geographische Umweltgeschichte der Tuchfabrik Ludwig Müller in Kuchenheim, Köln 1997.
- Döring, Alois: Heiliges Wasser. Quellenkult und Wassersegnungen im Rheinland (Diözesen Aachen, Köln und Trier), in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 61 (1996), S. 61–100.
- Dürrschmid, Klaus: Das essentielle Lebensmittel Wasser, in: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. Mitteilungen 13 (2006), S. 2–11.
- Eisenbach; Ulrich: Mineralwasser. Vom Ursprung rein bis heute. Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der deutschen Mineralbrunnen, Bonn 2004.
- Engelhardt, Dietrich von: Ernährungskonzepte und Lebensqualität in kulturhistorischer Sicht, in: Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois/Wild, Rainer: Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven, Frankfurt a. M. 2001, S. 49–66.
- Engelhardt, Dietrich von/Wild, Rainer (Hg.): Geschmackskulturen. Vom Dialog der Sinne beim Essen und Trinken, Frankfurt a. M./New York 2005.
- Ennen, Edith: Geschichte der Stadt Bonn. II. Teil, Bonn 1962.

- Ennen, Edith/Höroldt, Dietrich: Vom Römerkastell zur Bundeshauptstadt. Kleine Geschichte der Stadt Bonn, Bonn 1976.
- Ennen, Edith/Maurer, Arnold E./Valder-Knechtges, Claudia: Bonn unter französischer Herrschaft (1794–1814), in: Höroldt, Dietrich (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 9–71.
- Evans, Richard J.: Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830–1910, Reinbek bei Hamburg 1990.
- Fahl, Andreas: Die Qualität des Trinkwassers, in: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): Frisches Wasser, Schleswig 1987, S. 23–25.
- Fehn, Klaus: Wasserbauliche Anlagen für die Schlossparks in den wittelsbachischen Territorien Kurköln (Raum Köln-Bonn) und Kurbayern (Raum München) während des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Zender, Frank Günter/Schäffke, Werner (Hg.): Der Riss im Himmel. Bd. 3: Eine Gesellschaft zwischen Tradition und Wandel. Alltag und Umwelt im Rheinland des 18. Jahrhunderts, Köln 1999, S. 177–189.
- Fellmann, Ferdinand: Kulturelle und personale Identität, in: Teuteberg, Hans J./Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997, S. 27–36.
- Fenton, Alexander: Prestige, Hunger and Charity: Aspects of Status through Food, in: Teuteberg, Hans J./Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997, S. 154–163.
- Finzsch, Norbert: Obrigkeit und Unterschichten. Zur Geschichte der rheinischen Unterschichten gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1990.
- Fischer, Alfons: Geschichte des Deutschen Gesundheitswesens. Bd. 2: Von den Anfängen der hygienischen Ortsbeschreibungen bis zur Gründung des Reichsgesundheitsamtes, Berlin 1933.
- Fleermann, Bastian: „Alles schreit nach Brot!“ Ernährung in Ratingen 1700–1900 als Indikator für den kulturellen Wandlungsprozess, Münster/New York/München/Berlin 2004.
- Freudenthal, Margarete: Bürgerlicher Haushalt und bürgerliche Familie vom Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen, Frankfurt a. M. 1978, S. 375–398.

- Gansohr-Meinel, Heidi: „Fragen an das Volk“. Der Atlas der deutschen Volkskunde 1928–1945. Ein Beitrag zur Geschichte einer Institution, Würzburg 1992.
- Garbrecht, Günther: Wasser. Vorrat, Bedarf und Nutzung in Geschichte und Gegenwart, Reinbek bei Hamburg 1985.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M. 1987.
- Geiger, Klaus/Jeggle, Utz/Korff, Gottfried: Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970.
- Gerndt, Helge: Studienskript Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende, Münsster 1997.
- Giese, Wilhelm: Wassergefäße. Fragen des Transports und des Trinkens, in: Zeitschrift für Volkskunde 54 (1958), S. 278–294.
- Grober-Glück, Gerda: Todesvorzeichen beim Begräbnis. Ein Beitrag für einen „Atlas zur deutschen Volkskultur“, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 43 (1998), S. 57–64.
- Grober-Glück, Gerda: Zum Abschluß des Atlas der deutschen Volkskunde – Neue Folge. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde, in: Bringéus, Nils-Arvid et al. (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa. 1. Bd., Festschrift für Günter Wiegemann zum 60. Geburtstag, Münster 1988, S. 53–70.
- Hagen, Josef: Antike Brunnenfunde der Mineralquelle zu Roisdorf, in: Rheinische Vierteljahresblätter 2/4 (1932), S. 327–330.
- Hahn, Christine: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not!“ Zur Geschichte der Spar-einrichtungen für Arbeiter in Unternehmen der bergischen Industrie (1850–1914), in: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 97 (1995/96), S. 177–191.
- Hardy, Anne I.: Ärzte, Ingenieure und städtische Gesundheit. Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a. Main 2005.
- Hardy, Anne I.: Trinkwassertheorie und Flußverunreinigung im 19. Jahrhundert, in: Hähner-Rombach, Sylvelyn: „Ohne Wasser ist kein Heil“. Medizinische und kulturelle Aspekte der Nutzung von Wasser, Stuttgart 2005, S. 55–66.
- Heimerdinger, Timo: Schmackhafte Symbole und alltägliche Notwendigkeiten. Zu Stand und Perspektiven volkskundlicher Nahrungsfororschung, in: Zeitschrift für Volkskunde 101 (2005), S. 205–218.
- Heise, Ulla: Kaffee und Kaffeehaus. Eine Kulturgeschichte, Hildesheim/Zürich/New York 1987.
- Heizmann, Berthold: Die rheinische Mahlzeit. Zum Wandel der Nahrungskultur im Spiegel lokaler Berichte, Köln 1994.

- Heizmann, Berthold: Trinkhallen. Versuch einer volkskundlich-historischen Annäherung an die Alltagskultur, in: *Volkskultur an Rhein und Maas* 8/1 (1989), S. 16–24.
- Heizmann, Berthold: Trinksitten und die Sitte des Trinkens im 19. Jahrhundert. Ein volkskundlicher Beitrag zur Geschichte des Branntweins, in: *Hildener Museumshefte* 1 (1989), S. 41–51.
- Heizmann, Berthold: Medizinische Topographien als volkskundliche Quelle. Ein Beitrag zur Nahrungsforischung im Rheinland, in: *Fachwerk. Mitteilungen des Volkskundlichen Seminars der Universität Bonn* 1/2 (1983), S. 24–32.
- Hellmuth, Thomas/Hiebl, Ewald: Trinkkultur und Identität, in: Kolmer, Lothar/Rohr, Christian (Hg.): *Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen*, Paderborn/München/Wien/Zürich 2000, S. 213–225.
- Hengartner, Thomas: Volkskundliches Forschen im, mit dem und über das Internet, in: Götsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, S. 187–211.
- Herrig, Gertrud: Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts. Untersuchung im Westeifeler Reliktgebiet am Beispiel der Gemeinde Wolfsfeld, Meisenheim am Glan 1974.
- Hirschfelder, Gunther: Mittsommer, Sonnenwende und Johannisfeuer im Rheinland zwischen Tradition und Inszenierung, in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 50 (2005), S. 101–140.
- Hirschfelder, Gunther: Alkoholkonsum am Beginn des Industriealters (1700–1850). Vergleichende Studien zum gesellschaftlichen und kulturellen Wandel, 2 Bde., Köln/Weimar/Wien 2004.
- Hirschfelder, Gunther: Alkoholkonsum am Beginn des Industriealters (1700–1850). Bd. 2: Die Region Aachen, Köln/Weimar/Wien 2004.
- Hirschfelder, Gunther: Alkoholkonsum am Beginn des Industriealters (1700–1850). Vergleichende Studien zum gesellschaftlichen und kulturellen Wandel. Bd. 1: Die Region Manchester, Köln/Weimar/Wien 2003.
- Hirschfelder, Gunther: Der Mythos vom Elendstrinken. Die Realität der frühen Fabrikarbeiterchaft im Raum Aachen 1750–1850, in: *Der Bürger im Staat* 52/4 (2002), Nahrungskultur. Essen und Trinken im Wandel, S. 219–225.
- Hirschfelder, Gunther: Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute, Frankfurt a. M. 2001.
- Hirschfelder, Gunther: Fruchtwein und Schnaps, Bürgertöchter und Fabrikmädchen. Weiblicher Alkoholkonsum als Indikator des Rollenverständnisses an der Schwelle zum Industriealter, in: Köhler-Hetzinger, Christel/Scharfe, Martin/Brednich,

- Rolf W. (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur, Münster/New York/München/Berlin 1999, S. 282–294.
- Hirschfelder, Gunther: Das Wassertrinken. Prolegomena zu einer Kulturgeschichte, in: Archiv für Kulturgeschichte 80 (1998), S. 325–350.
- Hirschfelder, Gunther: „Nur allzuoft sind die Gasthäuser blosse Kerkerlöcher“. Formen kommerzieller Gastlichkeit an der Schwelle zum Industriezeitalter, in: Lauterbach, Burkhardt/Köck, Christoph (Hg.): Volkskundliche Fallstudien. Profile empirischer Kulturforschung heute, Münster 1998, S. 45–59.
- Hirschfelder, Gunther: Bemerkungen zu Stand und Aufgaben volkskundlich-historischer Alkoholforschung der Neuzeit, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 39 (1994), S. 87–127.
- Hirschfelder, Gunther: „Und also die ganze Woche ein grosses Gesaufte war.“ Aspekte oberschichtlicher Trinkgewohnheiten im Rheinland vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, in: Volkskultur an Rhein und Maas 13 (1994), S. 5–14.
- Hobsbawm, Eric: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 2002.
- Höroldt, Dietrich: Bonn 1794–1989. Ein Resümee, in: Ders. (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 745–758.
- Höroldt, Dietrich: Bonn im Vormärz und in der Revolution 1814–1849, in: Ders. (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 73–186.
- Höroldt, Dietrich: Bonn in der Kaiserzeit 1871–1914, in: Ders. (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 267–435.
- Höroldt, Dietrich: Bonn zwischen Revolution und Reichsgründung 1850–1870, in: Ders. (Hg.): Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989, Bonn 1989, S. 187–266.
- Höroldt, Dietrich: Die Rheinländer, in: Sante, Georg Wilhelm (Hg.): Geschichte der Deutschen Länder – „Territorienploetz“. Bd. 2: Die Deutschen Länder vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart, Würzburg 1971, S. 319–351.
- Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser. Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004.
- Hufnagel, Gerhard: Die Weltgesellschaft im Atomzeitalter, in: Ders./Alter, Peter/Schwalm, Eberhardt et al.: Grundriss Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789, Stuttgart 1992, S. 354–490.

- Janssen, Wilhelm: Kleine Rheinische Geschichte, Düsseldorf 1997.
- Jeggle, Utz: Feldforschung. Qualitative Methoden der Kulturanalyse, Tübingen 1984.
- Jusatz, Helmut J.: Die Bedeutung der medizinischen Ortsbeschreibungen des 19. Jahrhunderts für die Entwicklung der Hygiene, Heidelberg 1967.
- Kaiser, Hermann: Der große Durst. Von Biernot und Branntweinfeinden – rotem Bordeaux und schwarzem Kaffee. Trinken und Getränke zwischen Weser und Ems im 18./19. Jahrhundert, Cloppenburg 1995.
- Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie, München 2003.
- Kayser, Fritz H./Öttger, Erik C./Zinkernagel, Rolf M. et al. (Hg.): Medizinische Mikrobiologie, Stuttgart 2005.
- Kleinpass, Hans: Zur Geschichte des Godesberger Draitschbrunnens, in: Ennen, Edith/Höroldt, Dietrich (Hg.): Aus Geschichte und Volkskunde von Stadt und Raum Bonn, Bonn 1973, S. 213–232.
- Kluge, Thomas/Schramm, Engelbert: Wassernöte. Umwelt- und Sozialgeschichte des Trinkwassers, Aachen 1986.
- Kocka, Jürgen: Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, in: Handbuch der deutschen Geschichte (Bd. 13), begr. von Bruno Gebhardt, Stuttgart 2001.
- Kolmer, Lothar/Rohr, Christian (Hg.): Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen, Paderborn/München/Wien/Zürich 2000.
- Körschner, Dieter: Der Kampf ums Cholerahospital in Bonn im Jahre 1832, in: Bonner Geschichtsblätter 42 (1992), S. 277–310.
- Körschner, Dieter (Hg.): Medizinische Topographie des Kreises Bonn. Eine Beschreibung von Land und Leute um 1825, Bonn 1988.
- Kramer, Karl-Sigismund: Zur Erforschung historischer Volkskultur, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 19 (1968), S. 7–41.
- Krízek, Vladimír: Kulturgeschichte des Heilbades, Stuttgart/Berlin/Köln 1990.
- Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Geschmackssachen. Kulinarisches in sechs Gängen, 6 Bde., Essen 2004.
- Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Wasserlust. Mineralquellen und Heilbäder im Rheinland, Köln 1991.
- Lehmann, Markus: Gesellschaftlicher und kultureller Wandel im Spiegel des Wein und Wasserkonsums im Kreis Ahrweiler zwischen 1870 und 1935, Bonn 2003 (unveröffentlichte Magisterarbeit).

- Lenger, Friedrich: Industrielle Revolution und Nationalstaatsgründung (1849–1870er Jahre), in: Handbuch der deutschen Geschichte (Bd. 15), begr. von Bruno Gebhardt, Stuttgart 2003.
- Lenze, Anton: Die städtischen Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerke, in: Spoelgen, Eduard (Hg.): Bonn und seine nähere und weitere Umgebung, Bonn 1926, S. 71–84.
- Lesniczak, Peter: Derbe bäuerliche Kost und feine städtische Küche. Zur Verbürgerlichung der Ernährungsgewohnheiten zwischen 1880–1930, in: Teuteberg, Hans J. (Hg.): Die Revolution am Esstisch. Neue Studien zur Nahrungskultur im 19./20. Jahrhundert, Stuttgart 2004, S. 129–147.
- Lesniczak, Peter: Ländliche Kost und städtische Küche, in: Der Bürger im Staat 52/4 (2002), Nahrungskultur. Essen und Trinken im Wandel, S. 193–199.
- Lévi-Strauss, Claude: The Culinary Triangle, in: Counihan, Carole/Esterik, Penny van (Hg.): Food and Culture. A Reader, New York 1997, S. 28–35.
- Lipp, Carola: Alltagskulturforschung in der empirischen Kulturwissenschaft und Volkskunde, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994, S. 78–93.
- Lippmann, Edmund O.: Geschichte des Zuckers seit den ältesten Zeiten bis zum Beginn der Zuckerrüben-Fabrikation, Berlin 1929.
- Linn, Heinrich (Hg.): Die medizinische Topographie von Dr. Anton Lohmann. Der Siegkreis um 1825, Siegburg 1997.
- Lühning, Arnold: Woher kommt das Wasser, in: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): Frisches Wasser. Kulturgechichtliche Aspekte der häuslichen Wasserversorgung in Schleswig-Holstein seit dem Mittelalter, Schleswig 1987, S. 11–37.
- Marschall, Ingeborg: Die Geschichte der Wasserversorgung des rechtsrheinischen Teils des Rhein-Sieg-Kreises und der Stadt Bonn, Bonn 1996.
- Matzerath, Josef: Bonn. 54 Kapitel Stadtgeschichte, Bonn 1989.
- Maurer, Michael (Hg.): Das Fest: Beiträge zu seiner Theorie und Systematik, Köln 2004.
- Merta, Sabine: „Weg mit dem Fett“. Wege und Irrwege zur schlanken Linie, in: Der Bürger im Staat 52/4 (2002), Nahrungskultur. Essen und Trinken im Wandel, S. 200–207.
- Merzenich, Bernd/Imfeld, Al: Tee. Gewohnheit und Konsequenz, St. Gallen/Köln 1986.

- Müller, Helmut M.: *Schlaglichter der deutschen Geschichte*, Bonn 1996.
- Müller, Rolf D.: *Der Zweite Weltkrieg 1939–1945*, in: *Handbuch der deutschen Geschichte* (Bd. 21), begr. von Bruno Gebhardt, Stuttgart 2004.
- Müller-List, Gabriele: *Bonn als Bundeshauptstadt 1949–1989*, in: Höroldt, Dietrich (Hg.): *Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989*, Bonn 1989, S. 639–744.
- Münch, Peter: *Stadthygiene im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 1993.
- Murken, Axel H.: *Die lange Tradition der Badekuren. Zur Geschichte der Mineral- und Thermalbäder*, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.): *Wasserlust. Mineralquellen und Heilbäder im Rheinland*, Köln 1991, S. 10–35.
- Naumann, Hans: *Grundzüge der deutschen Volkskunde*, Leipzig 1929.
- Neuloh, Otto/Teuteberg, Hans J.: *Psychosoziale Ursachen des Fehlverhaltens in der Ernährung*, in: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.): *Ernährungsbericht 1976*, Frankfurt a. M. 1976, S. 395–445.
- Neumann, Gerhard: *Essen und Lebensqualität*, in: Ders./Wierlacher, Alois/Wild, Rainer: *Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*, Frankfurt a. M. 2001, S. 15–35.
- Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois/Wild, Rainer (Hg.): *Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*, Frankfurt a. M. 2001.
- Nipperdey, Thomas: *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998.
- Oberender, Peter/Okruch, Stefan: *Ökonomische Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Essensforschung*, in: Teuteberg, Hans J./Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hg.): *Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven*, Berlin 1997, S. 87–102.
- Paczensky, Gert von/Dünnebier, Anna: *Leere Töpfe, volle Töpfe. Die Kulturgeschichte des Essens und Trinkens*, München 1994.
- Perrot, Michelle/Martin-Fugier, Anne: *Die Akteure*, in: Ariès, Philippe/Duby, Georges (Hg.): *Geschichte des privaten Lebens. Bd. 4: Von der Revolution zum Großen Krieg*, Frankfurt a. M. 1992, S. 95–310.
- Petri, Franz/Droege, Georg: *Rheinische Geschichte in drei Bänden. Bd. 2: Neuzeit*, Düsseldorf 1980.
- Petri, Franz/Droege, Georg: *Rheinische Geschichte in drei Bänden. Bd. 3: Wirtschaft und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 1979.

Probst, Christian: Die Frömmigkeit des Landvolkes. Aus den Berichten bayerischer Landärzte um 1860, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 57 (1994), S. 405–434.

Reinfandt, Lucian: Orangenblüte als Vorbote des Untergangs? Zur Bedeutung des Wassers für die politische Geschichte Marokkos, in: Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser – Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004, S. 1–13.

Rey, Manfred van: Bonner Stadtgeschichte kurzgefasst. Von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart, Bonn 2001.

Riis, Thomas: Die Wasserversorgung von Damaskus und der Damaszener Güta, in: Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser – Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004, S. 61–75.

Rosenbaum, Heidi: Arbeiterwohnen und Arbeiterkultur, in: Zeitschrift für Volkskunde 90 (1994), S. 59–69.

Rürup, Reinhard: Deutschland im 19. Jahrhundert. 1815–1871, Göttingen 1992.

Ruland, Josef: Zwischen Melb und Weiher, Bonn 1983.

Sandgruber, Roman: Bittersüße Genüsse. Eine Kulturgeschichte der Genussmittel, Wien/Köln/Graz 1986.

Sandgruber, Roman: Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Kosumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert, München 1982.

Sandgruber, Roman: Sehnsüchte, Güternachfrage und Industrialisierung. Beispiele zu einer Sozialgeschichte der Genussmittel in Österreich, in: Ethnologia Europaea 14 (1984), S. 143–162.

Sartori, Paul: Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden: XI. Essen und Trinken, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 6 (1909), S. 258–265.

Schenda, Rudolf: Leser- und Lesestoff-Forschung, in: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 543–561.

Schenda, Rudolf: Einheitlich – urtümlich – noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung, in: Geiger, Klaus/Jeggle, Utz/Korff, Gottfried (Hg.): Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970, S. 124–154.

- Schenk, Erwin: Die Roisdorfer Mineralquellen, in: *Decheniana* 108 (1956), S. 197–224.
- Schirrmacher, Thomas: „Der göttliche Volkstumsbegriff“ und der „Glaube an Deutschlands Größe und heilige Sendung“. Hans Naumann als Volkskundler und Germanist im Nationalsozialismus. Eine Materialsammlung mit Daten zur Geschichte der Volkskunde an den Universitäten Bonn und Köln, Bonn 2000.
- Schmid, Wolfgang: Brunnen und Gemeinschaften im Mittelalter, in: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), S. 561–586.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens, in: Götsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, Berlin 2001, S. 165–186.
- Schneeweiß, Edmund: Volksnahrung im Plivatal (Bosnien), in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 14 (1918), S. 81–97.
- Schürmann, Thomas: Milch – Zur Geschichte eines Nahrungsmittels, in: Ottenjann, Helmut/Ziessow, Karl-Heinz (Hg.): *Die Milch. Geschichte und Zukunft eines Lebensmittels*, Cloppenburg 1996, S. 19–52.
- Seiler, Harald: Die Gewässerbenutzungen und ihre Rechtsgrundlagen im Verlauf der Geschichte des Wasserrechts. Ein vergleichender Überblick, Bonn 1976.
- Simon, Michael: „Volksmedizin“ im frühen 20. Jahrhundert. Zum Quellenwert des *Atlas der deutschen Volkskunde*, Mainz 2003.
- Simon, Michael/Schürmann, Thomas: Ein Kapitel für sich – der *Atlas der deutschen Volkskunde*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 90 (1994), S. 230–237.
- Spiegel, Beate: „Die Bauernweiber sind durchschnittlich schlechte Köchinnen ...“. Die Ernährung der Niederbayern um 1860 im Spiegel der Physikatsberichte, in: *Freundeskreisblätter Freilichtmuseum Südbayern* 28 (1989), S. 20–35.
- Spiekermann, Uwe: Nahrung und Ernährung im Industriezeitalter. Ein Rückblick auf 25 Jahre historisch-ethnologische Nahrungsforschung (1972–1996), in: Materialien zur Ermittlung von Ernährungsverhalten, Karlsruhe 1997, S. 35–73.
- Steinbach, Peter: Von Weltkrieg zu Weltkrieg – Europa in der Krise 1918–1945, in: Alter, Peter/Hufnagel, Gerhard/Schwalm, Eberhardt et al.: *Grundriss Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789*, Stuttgart 1992, S. 246–353.
- Stille, Eva: Von der dunklen zur hellen Küche. Geschichte von Küche und Puppenküche bis 1900, in: Andritzky, Michael (Hg.): *Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel*, Gießen 1992, S. 62–75.
- Streinz, Rudolf: Das deutsche und europäische Lebensmittelrecht als Ausdruck kultureller Identität, in: Teuteberg, Hans J./Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hg.):

- Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997, S. 103–112.
- Stremmel, Ralf: Alltag im Kreis Solingen 1823. Dr. J.W. Spiritus und seine medizinische Topographie, Solingen 1991.
- Struck, Ernst: Krieg um Wasser? Die Konstruktion strategischer Raumbilder im Disput um die Wassernutzung an Euphrat und Tigris, in: Hübner, Ulrich/Richter, Antje (Hg.): Wasser – Lebensmittel, Kulturgut, politische Waffe. Historische und zeitgenössische Probleme und Perspektiven in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften, Schenefeld 2004, S. 107–130.
- Tappe, Heinrich: Alkoholverbrauch in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Entwicklung und Determinanten des Trinkverhaltens, in: Teuteberg, Hans J. (Hg.): Die Revolution am Esstisch. Neue Studien zur Nahrungskultur im 19./20. Jahrhundert, Stuttgart 2004, S. 282–294.
- Tappe, Heinrich: Alkoholverbrauch in Deutschland. Entwicklung, Einflussfaktoren und Steuerungsmechanismen des Trinkverhaltens im 19. und 20. Jahrhundert, in: Der Bürger im Staat 52/4 (2002), Nahrungskultur. Essen und Trinken im Wandel, S. 213–218.
- Tappe, Heinrich: Auf dem Weg zur modernen Alkoholkultur: Alkoholproduktion, Trinkverhalten und Temperanzbewegung in Deutschland vom frühen 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1994.
- Teepe-Wurmbach, Annemarie: Kohl – Mus – Kraut. Wort- und sachkundliche Untersuchungen zur nordwestdeutschen Gemüse- und Obstbereitung, in: Westfälische Forschungen 14 (1961), S. 150–168.
- Teuteberg, Hans J./Wiegelmann, Günter: Nahrungsgewohnheiten in der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts, Münster 2005.
- Teuteberg, Hans J./Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997.
- Teuteberg, Hans J./Wiegelmann, Günter: Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung, Münster 1986.
- Teuteberg, Hans J.: Kaffeetrinken sozialgeschichtlich betrachtet, in: Skripta Mercaturae 14/1 (1980), S. 27–54.
- Teuteberg, Hans J./Wiegelmann, Günter: Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung, Göttingen 1972.
- Tolksdorf, Ulrich: Nahrungsforschung, in: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 239–254.

Tolksdorf, Ulrich: Strukturalistische Nahrungsforschung. Versuch eines generellen Ansatzes, in: *Ethnologia Europaea* 9 (1976), S. 64–85.

Trenkle, Klaus: Erfrischungsgetränkeherstellung in Bonn. Zur Geschichte eines unbekannten Teils der Bonner Ernährungswirtschaft, in: *Bonner Geschichtsblätter* 49/50 (2001), S. 385–397.

Tschofen, Bernhard: Herkunft als Ereignis: local food and global knowledge. Notizen zu den Möglichkeiten einer Nahrungsforschung im Zeitalter des Internet, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 103 (2000), S. 309–324.

Uhlig, Mirko: Alkoholkonsum in der Region Bonn. Zur kulturellen Bedeutung des Trinkenverhaltens im 19. Jahrhundert, Bonn 2007 (unveröffentlichte Magisterarbeit).

Vogeding, Ralf: Wasser im Haushalt. Kaltes und warmes Wasser in der Küche, in: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): *Frisches Wasser*, Schleswig 1987, S. 33–48.

Vogt, Helmut: Bonn in Kriegs- und Krisenzeiten 1914–1948, in: Höroldt, Dietrich (Hg.): *Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt. 1794–1989*, Bonn 1989, S. 437–638.

Volmer, Lutz: Ein Tag in Westfalen. Der Schreibruf „Mein 18. November“, in *Kultour* 17/1 (2006), S. 77–81.

Wiegelmann, Günter: Alltags- und Festspeisen. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Münster/New York/München/Berlin 2006.

Wiegelmann, Günter: Die Untersuchung regionaler Unterschiede, in: Götsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, Berlin 2001, S. 99–121.

Wiegelmann, Günter: Ertrag und Aufgaben volkskundlicher Kulturraumforschung, in: Cox, Heinrich L./Wiegelmann, Günter (Hg.): *Volkskundliche Kulturraumforschung heute*, Münster 1984, S. 1–12.

Wiegelmann, Günter: Was ist der spezielle Aspekt der ethnologischen Nahrungsfor-schung? In: *Ethnologia Scandinavica* 1 (1971), S. 6–13.

Wiegelmann, Günter: Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung, Marburg 1967.

Wiegelmann, Günter/Zender, Matthias/Heilfurth Gerhard: *Volkskunde. Eine Einführung*, Berlin 1977.

- Wierlacher, Alois: Einleitung: Zur Begründung einer interdisziplinären Kulturwissenschaft des Essens, in: Ders./Neumann, Gerhard/Teuteberg, Hans J. (Hg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin 1993, S. 1–21.
- Wierlacher, Alois/Neumann, Gerhard/Teuteberg, Hans J. (Hg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin 1993.
- Winterberg, Lars: Brunnen, Kot und Cholera? Aspekte einer Kulturgeschichte des Wassertrinkens, in: WIR. Wir im Rheinland 25/1 (2007), S. 62–71.
- Winterberg, Lars: Wasser – ein Getränk im Blickfeld kulturwissenschaftlicher Nahrungsforschung, in: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. Mitteilungen 13 (2006), S. 22–33.
- Winterberg, Lars: Wassertrinken – alltagstauglich oder Armutszeugnis? Zum Wandel der Trinkkultur seit dem frühen 19. Jahrhundert, in: KulTour. Mitteilungen der Studierenden und Mitarbeiter des Volkskundlichen Seminars der Universität Bonn 17/2 (2006), S. 93–99.
- Wolff, Eberhard: Volkskundliche Gesundheitsforschung, Medikalkultur- und „Volksmedizin“-Forschung, in: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 617–636.
- Wüsthoff, Alexander: Einführung in das deutsche Wasserrecht, Berlin 1962.
- Wüsthoff, Alexander: Handbuch des Deutschen Wasserrechts, 2 Bde., Berlin/Bielefeld/Detmold 1949.
- Wyrwa, Ulrich: Branntwein und „echtes“ Bier. Die Trinkkultur der Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert, Hamburg 1990.
- Zeiss, Heinz: Medizinische Topographien als volkskundliche Quellen, in: Archiv für Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) und Bevölkerungspolitik 5 (1935), S. 175–182.
- Zender, Matthias (Hg.): Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge. Erläuterungen, Band 1 zu den Karten NF 1–36, Marburg 1959–1964.
- Zerlett, Norbert: Roisdorf als zweites Weltbad „Spa“ am Vorgebirge geplant, ohne Ort und Jahr [n1966].
- Zimmermann, Harm-Peer: Empirische Kulturwissenschaft. Europäische Ethnologie. Kulturanthropologie. Volkskunde. Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft an deutschsprachigen Universitäten, Marburg 2005.
- Zorn, Wolfgang: Medizinische Volkskunde als sozialgeschichtliche Quelle. Die bayrische Bezirksärzte-Landesbeschreibung von 1860/62, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 69 (1982), S. 219–231.

6. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Wiegelmann, Günter: Alltags- und Festspeisen. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Münster/New York/München/Berlin 2006, Karte 1 des Anhangs, S. 334.....	14
Abb. 2: IDM – Informationszentrale Deutsches Mineralwasser.	18
Abb. 3: Heimatfreunde Roisdorf e.V.	24
Abb. 4: IDM – Informationszentrale Deutsches Mineralwasser.	27
Abb. 5: IDM – Informationszentrale Deutsches Mineralwasser.	42
Abb. 6: Teale, T. Pridgin: Lebensgefahr im eigenen Hause. Ein illustrierter Führer zur Erkennung gesundheitlicher Mängel im Wohnhause, Kiel 1886. Aus: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): Frisches Wasser. Kulturgeschichtliche Aspekte der häuslichen Wasserversorgung in Schleswig-Holstein seit dem Mittelalter, Schleswig 1987, S. 23.	54
Abb. 7: Pumpen Rechnungsbuch für die Pumpe bei St. Siercks Linde, Eintragungen 1857 – 1894. Aus: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): Frisches Wasser. Kulturgeschichtliche Aspekte der häuslichen Wasserversorgung in Schleswig-Holstein seit dem Mittelalter, Schleswig 1987, S. 51.	59
Abb. 8: Wassereimer, 1. Hälfte 20. Jahrhundert, Eisenblech, weiß emailliert, Inv. Nr: 1986/1234 (SHML). Aus: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): Frisches Wasser. Kulturgeschichtliche Aspekte der häuslichen Wasserversorgung in Schleswig-Holstein seit dem Mittelalter, Schleswig 1987, S. 51.	66
Abb. 9: Wasserfilter, Leckstein, Ende 19. Jh., Zement (?), Inv. Nr: 1966/658 (SHLM). Aus: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (Hg.): Frisches Wasser. Kulturgeschichtliche Aspekte der häuslichen Wasserversorgung in Schleswig-Holstein seit dem Mittelalter, Schleswig 1987, S. 54.	73
Abb. 10: Karikatur „Portrait einer Cholera-Präservativ-Frau“ in: McNeill, William: Seuchen machen Geschichte. Geißeln der Völker, München 1978, S. 318 (ohne Angabe der Originalquelle). Aus: Mühlaus, Elisabeth: Welch' ein unheimlicher Gast. Die Cholera-Epidemie 1854 in München, Münster 1996, S. 75.	76
Abb. 11: Dorfbrunnen in Westum/Kreis Ahrweiler, 1946. LVR/Amt für rheinische Landeskunde, Rheinisches Volkskundearchiv (Foto: H. Schmalz).....	84
Abb. 12: Stadtwerke Bonn GmbH.	96
Abb. 13: Meindorf/Siegkreis, 1951. LVR/Amt für rheinische Landeskunde, Rheinisches Volkskundearchiv (Foto: H. Bursch).	110
Abb. 14: Archiv der Abteilung Rheinische Landesgeschichte (Universität Bonn)....	117
Abb. 15: IDM – Informationszentrale Deutsches Mineralwasser.	123
Abb. 16: IDM – Informationszentrale Deutsches Mineralwasser.	129

Abb. 17: Stefan Schmidt KG, Langendernbach.	
Aus: Eisenbach, Ulrich. Mineralwasser. Vom Ursprung rein bis heute. Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der deutschen Mineralbrunnen, Bonn 2004, S. 67.....	133
Abb. 18: IDM – Informationszentrale Deutsches Mineralwasser.	137
Abb. 19: Artus Mineralquellen GmbH, Bad Honnigen.	142
Abb. 20: Heimatfreunde Roisdorf e.V.	147
Abb. 21: Stadtarchiv Bonn.....	149
Abb. 22: Landeshauptarchiv Koblenz.	
Aus: Eisenbach, Ulrich. Mineralwasser. Vom Ursprung rein bis heute. Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der deutschen Mineralbrunnen, Bonn 2004, S. 64.....	156
Abb. 23: Heimatfreunde Roisdorf e.V.	159
Abb. 24: Stadtarchiv Bonn.....	160
Abb. 25: IDM – Informationszentrale Deutsches Mineralwasser.	165
Abb. 26: Deutsche Sinalco GmbH & Co. KGMarkengetränke, Duisburg.	169
Abb. 27: IDM – Informationszentrale Deutsches Mineralwasser.	170

Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur

Die Bekanntgabe des „Kruzifix-Urteils“ im August 1995 hat einen beispiellosen Streit ausgelöst. Wochenlang war die Entscheidung Thema in den Medien der Bundesrepublik – für die Kulturwissenschaft eine einmalige Gelegenheit, die Bedeutungen und Konnotationen des Kreuzsymbols in der gegenwärtigen Gesellschaft zu analysieren. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, dass die Diskussion über das Kruzifix-Urteil letztlich ein Streit über die Werte der bundesrepublikanischen Gesellschaft war und hier der Versuch unternommen wurde, einen Wertekonsens zu konstruieren und kulturelle Identität zu schaffen.

Die volkskundliche Erzählforschung befasst sich mit dem Erzählen, mit Erzählungen und Erzählern. Sie sucht nach den Verfahren und Erzeugnissen einer menschlichen Tätigkeit, die sprachliche und bildnerische Mittel im Austausch zwischen Handlungsteilnehmern verwendet, und beschreibt daher die dabei gebrauchten Werkzeuge und Gerätschaften. Die Beiträge dieses Buches behandeln das Erzählen in der Landschaft, das schriftliche Erzählen, einzelne Sagengestalten, die Rolle von Weltbild und Erzählen, die Darstellung der Wirklichkeit und die Verflochtenheit von Bild und Text. Sie verstehen sich als Studien zu einem Gebiet, dessen Grenzen wohl niemals genau vermessen werden können.

■ Band 5

Sonja M. Esser

Das Kreuz – ein Symbol kultureller Identität

Der Diskurs über das „Kruzifix-Urteil“ (1995) aus kulturwissenschaftlicher Perspektive

1999, 104 Seiten, 15,30 €

ISBN 978-3-89325-812-3

■ Band 6

Helmut Fischer

Erzählen – Schreiben – Deuten

Beiträge zur Erzählforschung

2001, 300 Seiten, br., 22,50 €

ISBN 978-3-8309-1036-7

Was wurde im 18. Jahrhundert in einer Kleinstadt wie Ratingen gegessen? Und von wem? Welche gesellschaftlichen Regeln spiegelten sich „bei Tische“ wider? Wie weit hatte sich die Esskultur am Ende des 19. Jahrhunderts allgemeinen deutschen Standards angepasst? Hat es je eine typisch Ratin- ger Küche gegeben? Gab es je eine typisch deutsche? Diesen Fragen wird in diesem Band nachgegan- gen. So entsteht das Bild einer Kleinstadt, wie sie in ähnlicher Form im Rheinland vielerorten bestand – ein Bild von Armut und Hunger, Schwelgereien und Sauf- gelagen, wirtschaftlicher Not und zaghaftem Aufschwung.

Die in Deutschland weit bekannte Frau Antje bewegt sich als (Käse-)botschafterin in einem Spannungs- feld zwischen Werbe- und Sym- bolfigur. 1961 erstmals als vorbild- liche Hausfrau unter dem Motto „Frau Antje bringt Käse aus Hol- land“ im deutschen Fernsehen zu sehen, macht sie bis heute Wer- bung für niederländischen Käse – im 21. Jahrhundert allerdings als eine Art Märchenfigur. Wie haben sich die Inhalte und Funktionen von Frau Antje gewandelt und vor welchem kulturellen Hintergrund sind diese Veränderungen zu inter- pretieren? Inwiefern kann der Wandel der Figur somit als Indika- tor für gesellschaftlichen Wandel gesehen werden? Diesen Fragen geht die Autorin in unterschiedli- chen Feldern der volkskundlichen Forschung nach: Werbung und Folklorismus, Symbole und Ste- reotype.

■ Band 7

Bastian Fleermann

**„Alles schreit nach
Brot!“**

Ernährung in Ratingen
1700–1900 als Indikator
für den kulturellen
Wandlungsprozess

2004, 152 Seiten, br., 19,90 €
ISBN 978-3-8309-1440-2

■ Band 8

Sophie Elpers

**Frau Antje bringt
Holland**

Kulturwissenschaftliche
Betrachtungen einer Werbe-
figur im Wandel

2005, 124 Seiten, br., 14,90 €
zahlr. teils farb. Abb.
ISBN 978-3-8309-1568-3